

HEYNE <

Das Buch

Kaum haben Prinz Tristan und seine Gefährten das Königreich Eutrakien geeint, droht eine neue Gefahr: Der dunkle Magier Krassus plant, mithilfe zweier mythischer Schriften das Reich in Dunkelheit zu stürzen. Doch dazu benötigt er einen Verbündeten mit besonderen Fähigkeiten, den er in Wulfgar zu finden hofft, einem verschollenen Halbbruder Tristans. Um die weiße Magie Eutrakiens zu retten, müssen Tristan, seine Zwillingsschwester Shailiha und die Magier Wigg und Feagan sich auf die gefährliche Suche nach den alten Schriften machen, wobei sie von Krassus' grausamen Geschöpfen verfolgt werden. Als Tristan in einen Hinterhalt gerät und gefangen genommen wird und es Krassus gelingt, eine der Schriften an sich zu bringen, scheint der Kampf verloren, noch bevor er wirklich begonnen hat. Doch die weißen Magier bekommen unerwartete Hilfe, und auch die Entscheidung über die Zukunft Wulfgars ist noch nicht gefallen ...

DIE TRISTAN-TRILOGIE

Die fünfte Zauberin

Tore der Dämmerung

Die magische Schrift

Der Autor

Der amerikanische Autor Robert Newcomb studierte im englischen Southhampton Betriebswirtschaft und Kunstgeschichte und arbeitete viele Jahre erfolgreich in der Wirtschaft. Er lebt und arbeitet in Florida.

ROBERT NEWCOMB

DIE MAGISCHE
SCHRIFT

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Michael Koseler*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
THE SCROLLS OF THE ANCIENTS



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Taschenbuchausgabe 10/2007

Redaktion: Joern Rauser

Copyright © 2004 by Robert Newcomb

Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Karte: Don-Oliver Matthies

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.heyne.de

ISBN: 978-3-453-52312-8

*Gewidmet
meinem stets hilfsbereiten Agenten Matt Bialer
und meiner ungemein verständnisvollen Lektorin
Shelly Shapiro. Ohne sie hätten meine Bücher
vielleicht nie das Licht der Welt erblickt.*



Eutrakien

Der Prinz Tristan
Hauptgalland

Wald
Morgentau

Haltengel
der
Gräser

Wald
Wald

Meer

Meer der

Wald
Tafelberg

Fischerei

Tafelberg

Wald
Tafelberg

Wald
Tafelberg

Wald
Tafelberg

Tafelberg

Wald
Tafelberg



PROLOG

Verzicht

Und da wird sein Eine in Eutrakien, die freiwillig wird weggeben ihr Erstgeborenes ... Und das verstoßene Kind wird heimsuchen ihre Träume ihr Leben lang. Ebendieses Kind aber wird werden zu einem der größten Magier, welche die Welt je gesehen.

Seite 866, Kapitel 2 der Prophezeiungen des Großen Buches

»Behaltet Euren Namen für Euch, meine Liebe. Aber welchen Namen sollen wir dem Kind geben? Und bitte vergesst nicht: Nur der Vorname darf genannt werden.«

Die Stimme der Hausmutter klang weder herablassend noch unfreundlich. Geduldig wartend stand sie da, während ihre untersetzte, korpulente Gestalt die Tür des Gebäudes blockierte.

Doch die junge Mutter, die im Regen vor ihr stand, vermochte die Frage nicht zu beantworten. Sie hatte ihrem Kind keinen Namen gegeben, denn dies hätte das Band zwischen ihr und ihm nur noch gestärkt – und das, was sie zu tun beabsichtigte, noch unmöglicher gemacht. Den kleinen Körper an sich pressend, senkte sie traurig und voller Scham den Blick.

Sie war hergekommen, um ihr Kind wegzugeben.

Während sie vergeblich versuchte, das zappelnde Kind vor dem strömenden Regen zu schützen, reckte sie den Hals, um über die Schulter der Hausmutter zu spähen. Aus den Räumen hinter der Frau drang ein einladend wirken-

der Lichtschein, zudem hörte die junge Mutter das Lachen von Kindern. Der Geruch warmen Essens stieg ihr in die Nase und erinnerte sie daran, dass sie seit langem nichts gegessen hatte. Wenn sie nur kurz ins Haus treten könnte, würde ihr vielleicht alles nicht mehr ganz so schlimm vorkommen ...

»Darf ich hineinkommen, bevor ich mich entscheide?«, fragte sie.

»Nein, meine Liebe, das ist verboten«, erwiderte die Hausmutter, der schier das Herz brach, wie es immer der Fall war, wenn eines dieser traurigen, verzweifelten Geschöpfe vor ihrer Tür stand. Die Magier hatten jedoch eindeutige Bedingungen festgelegt, an die sie sich als Leiterin dieser Anstalt halten musste.

»Wenn Ihr hier seid, um uns Euer Kind anzuvertrauen, wisst Ihr doch sicher, dass Ihr nicht hereinkommen dürft«, fügte sie in sanftem Ton hinzu. »Weder jetzt noch sonst irgendwann.« Sie streckte die Arme aus. Nach eutrakischem Gesetz gab es, sobald das Kind übergeben war, kein Zurück mehr.

Nach wie vor zögerte die junge Frau. Sie zog das Kind noch enger an sich und versuchte, die abgenutzte Decke, in die sie es gewickelt hatte, noch weiter über das Kleine zu ziehen.

»Und welcher der drei Blutkategorien gehört es an?«, fragte die Hausmutter in der Hoffnung, die Sache nun endlich voranzubringen. »Erlesen, nicht erlesen oder gemischt?« Das Wetter wurde zusehends schlechter, und sie wollte so schnell wie möglich dafür sorgen, dass das Kind ins Trockene kam.

»Erlesen«, antwortete die junge Mutter leise.

Die Hausmutter zog eine Augenbraue hoch. Es war schon einige Zeit her, seit ihr ein Kind mit erlesenem Blut gebracht worden war. Dass man ein solches Kind weggab,

kam selten vor und ließ gewöhnlich darauf schließen, dass sich die Mutter in einer verzweifelten Lage befand. »Besitzt Ihr die beglaubigte Blutsignatur des Kindes, um diese Behauptung zu beweisen?«, fragte sie.

Die Mutter nickte. Unter ihrem Umhang zog sie ein Pergament hervor, das sie der Frau reichte. Nachdem die Hausmutter aus dem Regen getreten war, entrollte sie das Pergament. Sie warf einen Blick auf die Blutsignatur sowie das Geburtsdatum des Kindes und überzeugte sich davon, dass zwei der Konsuln der Festung die Blutsignatur wie erforderlich bezeugt hatten. Der schwarze Stempel in der Form des Unvergleichlichen – des Steins, auf dem alle Magie beruhte – war ebenfalls vorhanden und bestätigte, dass das Kind unehelich geboren war. Zum Schluss überprüfte sie noch die Bewertung der Blutqualität, die am unteren Rand des Dokuments verzeichnet war. Die Ziffer bezeichnete die höchste Blutqualität, die ihr je begegnet war. Wie vom Donner gerührt, stand sie einen Augenblick lang da, ohne ein Wort herauszubringen.

»Und die erforderlichen Blutsignaturen der Eltern?«, fragte sie schließlich, wobei sie versuchte, sich ihre Überraschung nicht anmerken zu lassen.

Die junge Frau holte zwei weitere Pergamentrollen hervor, die sich die Hausmutter wieder genau ansah, um sie anschließend sorgfältig mit dem ersten Dokument zu vergleichen.

»Gut«, stellte sie nach einer Weile fest. »Wie die Unterlagen beweisen, besitzt das Kind in der Tat erlesenes Blut. Es wird entsprechend behandelt.«

Damit war bis auf die eigentliche Übergabe des Kindes alles erledigt. Alle erlaubten Fragen waren gestellt und beantwortet, die nötigen Dokumente vorgelegt worden.

Die junge Mutter zitterte. Es war deutlich zu erkennen, wie unschlüssig sie war.

Die vom Himmel fallenden Regentropfen vereinigten sich mit den Tränen, die ihr über die geröteten Wangen rannen. Das Kind war inzwischen eingeschlafen. Das Einzige, was zu hören war, war der kalte Regen, der auf die Straße und gegen das unscheinbare Haus, das so viele Geheimnisse barg, klatschte.

Die junge Mutter drehte sich um und blickte zu dem Vierspänner hinüber, in dem sie gekommen war. Sie sah die gütig wirkenden älteren Gesichter ihrer Eltern, die im Wagen saßen und auf ihre Entscheidung warteten.

Sie dachte an ihre erste Begegnung mit Eric zurück. Er hatte ihr Herz im Sturm erobert, sie hatte sich unsterblich in ihn verliebt. Zunächst waren ihre Eltern – einfache, gewöhnliche Leute – durchaus mit diesem attraktiven, charmanten Mann, der ebenso wie sie erlesenes Blut besaß, einverstanden gewesen.

Doch dann hatte er sein wahres Gesicht gezeigt. Nachdem er von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, hatte er sie sitzen und nie wieder etwas von sich hören lassen. Obwohl er sie so gemein behandelt hatte, vermisste sie ihn nach wie vor und vermutete, dass das auch immer so bleiben würde.

Damals war ihr junges Herz zum ersten Mal gebrochen. Und jetzt brach es ihr zum zweiten Mal, während sie hier im Regen stand und versuchte, sich zu einer verhängnisvollen Entscheidung durchzuringen.

Kurz nachdem sie festgestellt hatte, dass sie schwanger war, hatte sie angefangen, die Stimmen zu hören.

Du musst das Kind töten, hatten diese Stimmen gesagt.

Doch sie hatte Widerstand geleistet, hatte das Kind trotz der schrecklichen Warnungen, mit denen die Stimmen ihr zusetzten, ausgetragen und zur Welt gebracht. Die Stimmen waren dann lauter und eindringlicher geworden und hatten nicht aufgehört, den Tod des Kindes zu verlangen.

Zum Schluss waren sie so fordernd geworden, dass die junge Mutter schon befürchtete, wahnsinnig zu werden, wenn sie das Kind bei sich behielt. Sie hatte Angst, dass sie in einem solchen Zustand dem Kind trotz ihrer Liebe zu ihm etwas zuleide tun könnte. Deshalb war sie hier an diesen Ort gekommen – über den viele Bescheid wussten, von dem jedoch nur wenige sprachen –, um ihr Erstgeborenes wegzugeben.

»Ich frage Euch ein letztes Mal«, sagte die Hausmutter. »Welchen Namen soll es erhalten?«

Während ihr die Tränen über die Wangen strömten, betrachtete die junge Mutter das Gesicht ihres Kindes. Im tiefsten Herzen wusste sie, dass sie es zum letzten Mal sah. Sie schaute auf sein feines, sandfarbenes Haar und auf das kleine Muttermal am linken Mundwinkel. Mit zitternden Händen übergab sie es der Hausmutter. Dann dachte sie einen Augenblick nach.

»Wulfgar«, flüsterte sie schließlich und bedeckte, außer sich vor Kummer, das Gesicht mit den Händen.

»Dann möge er also Wulfgar heißen«, antwortete die Hausmutter in mitfühlendem Ton. Gleich darauf verhärtete sich ihr Gesicht ein wenig. »Ihr dürft nie wieder hier herkommen und auch nie versuchen herauszufinden, wo sich das Kind befindet. Versteht Ihr? Wenn Ihr ungehorsam seid, werden Euch die Magier streng bestrafen.«

Die junge Frau nickte.

»Geht jetzt«, fuhr die Hausmutter in freundlichem Ton fort. »Möge das Jenseits Euch schützen.« Dann machte sie kehrt, um das Kind ins Haus zu tragen und die Tür hinter sich zu schließen.

Schluchzend brach die junge Mutter zusammen.

Sie spürte, wie ihr Vater sie mit seinen kräftigen Armen aufhob und in den Wagen trug. Ihre Mutter strich der Weinenden übers Haar, während der Kutscher mit der Peitsche

knallte und die Pferde über das regennasse Kopfsteinpflaster der Straße trieb.

Weinend lag Morganna aus dem Hause Desinoor in den Armen ihrer Mutter. Plötzlich spürte sie, wie ihre Mutter ihr etwas in die Hand drückte. Es war eine Locke sandfarbenen Haars, um die ein rotes Band gebunden war. Erst heute Morgen war sie vom Kopf ihres Sohnes abgeschnitten worden und stellte schon jetzt das einzige Andenken an ihn dar, das sie besaß.

Drei Jahre würden vergehen, bis sie Nicholas aus dem Hause Galland, die große Liebe ihres Lebens, kennen lernen und heiraten und zur Königin von Eutrakien werden würde. Später bekäme sie dann Zwillinge, deren Geburt von einem seltsam azurblauen Licht angekündigt und von uralten Magiern voller Spannung beobachtet werden würde.

Der Wagen rumpelte durch die Nacht dahin.

ERSTER TEIL

Erinnerung

Vierunddreißig Jahre später

ERSTES KAPITEL

Und ein großes Unglück wird hereinbrechen über das Land nach dem zweiten irdischen Tod des Sohnes des Erwählten, denn viele des gequälten Volks – solche mit erlesenem und solche mit nicht erlesenem Blut – werden sich finden in Ketten, nahezu bar jeder Hoffnung auf Befreiung.

Seite 593, Kapitel eins der Prophezeiungen
des Großen Buches

Wumm! ... wumm! ... wumm!

In gleichmäßig monotonem Takt sausten die zwei massiven Schlägel abwechselnd auf den großen Holzblock nieder. Der Rhythmus änderte sich nur selten. In jeder Hand einen Schlägel, drosch die grässliche Kreatur, die kaum etwas Menschliches an sich hatte, unaufhörlich auf den Holzblock ein, während sich die in Reihen vor ihr sitzenden, schmutzigen Sklaven ohne Unterbrechung abplagten.

Wumm! ... wumm! ... wumm!

Das schnelle, wendige, ungewöhnlich große Kriegsschiff war mit vier Hauptmasten und hundert Rudern ausgestattet und trug den Namen *Herausforderung*. Die dicht stehenden Ruderbänke lagen im Zwischendeck, wo es nach Schweiß, Urin und schleichendem Tod roch.

Hundert Ruderbänke nahmen das dunkle Innere des Rumpfs ein. Sie wurden von einem breiten Gang in zwei gleiche Hälften geteilt. Auf jeder Bank saßen sechs Sklaven, was allein auf diesem Deck schon sechshundert ergab. Ausruhen durften sie nur selten. Sie mussten ununterbrochen rudern – wenn sie den Wind im Rücken hatten, wenn

das Schiff in eine Flaute geriet oder wenn ihre neuen Herren von Ungeduld gepackt wurden. Und selbst wenn man ihnen einmal eine kurze Ruhepause gönnte, blieben sie doch immer angekettet und hatten nie die Möglichkeit, ihre Muskeln und die strapazierten Rücken zu strecken.

Die Sklaven waren nur mit Lendenschurzen bekleidet. Ihre schwieligen, blutenden Hände waren zusammengekettet, um die Fußgelenke spannten sich Eisenschellen, die mit Ketten am Deck befestigt waren. Flucht war unmöglich. Selbst wenn es einem oder mehreren von ihnen gelungen wäre, sich zu befreien, sie hätten doch nirgendwohin gehen können außer über Bord, um dann im eisigen Wasser des Meers der flüsternden Stimmen zu ertrinken.

Seit fünfzehn Tagen waren sie auf See. Es hieß, über einen bestimmten Punkt sei noch nie ein Schiff hinausgesehelt – beziehungsweise alle Schiffe, die es versucht hatten, seien niemals nach Hause zurückgekehrt.

Einer der Sklaven blickte auf die Zahl, die in den Griff seines Ruders eingeritzt war. Nummer neunundzwanzig. Das war jetzt sein Name – eine Zahl, die ihm von denen, die ihn gefangen genommen hatten, zugewiesen worden war. Obwohl er sicher war, dass das Ganze entwürdigend wirken sollte, nahm er es als Symbol, als Erinnerung daran, dass sein Leben nicht ihm selbst gehörte, und dass der Sklave, der an diesem Ruder saß, nicht sein wahres Selbst darstellte. Neunundzwanzig. Solange er sich in Gefangenschaft befand, wollte er diese Zahl als seinen Namen annehmen. Doch eines Tages würde er wieder freikommen, und dann würde er seinen Familiennamen wieder voller Stolz tragen.

Er spähte durch den schmalen Schlitz für das Ruder, der sich in der Nähe seines Platzes befand. Draußen fuhren noch weitere Schiffe, die dem seinen ähnelten. Von Zeit zu Zeit konnte er sehen, wie sie mit geblähten Segeln durch

die aufgewühlten, mit Schaum gekrönten Wellen glitten – eine rätselhaft schändliche Armada.

Obwohl seine Muskeln wie Feuer brannten, bewegte Neunundzwanzig ohne nachzulassen das verfluchte Ruder hin und her. Ein heftiger Krampf befiel seine Hände, die einmal einem talentierten Handwerker gehört hatten. Er wusste jedoch, dass er zu solch einer besonderen Arbeit nie wieder imstande sein würde. Schon jetzt schaffte er es kaum, seine Finger gerade auszustrecken, wenn er das Ruder einmal loslassen durfte, was allerdings selten vorkam.

Hasserfüllt blickte Neunundzwanzig zu seinen neuen Herren hinüber, den Monstern, die ihn gefangen genommen, in Ketten gelegt und schließlich gezwungen hatten, auf ihrem Schiff zu arbeiten.

Entsetzlich sahen sie aus. Vielleicht waren sie einmal Menschen gewesen, jetzt aber waren sie es nicht mehr. Sie wirkten groß und muskulös, ihre Haut war alabasterweiß, fast durchscheinend. Selbst im Dunkeln schien ihr bleiches Fleisch zu leuchten, als enthielten ihre Körper überhaupt kein Blut. Neunundzwanzig hatte sich schon oft gefragt, ob sie bei einer Verwundung wohl bluteten.

Ihre Finger endeten nicht in Fingernägeln, sondern in langen spitzen Krallen. Ihr mächtiger Brustkorb war unbedeckt. Jeder von ihnen trug einen merkwürdigen schwarzen Lederrock, der bis zum Boden reichte und vorne einen Schlitz besaß, damit sie besser laufen konnten. Unter dem Saum ragten die Kappen ihrer schwarzen Lederstiefel hervor. Um den Hals trugen sie schwarze, mit Stacheln besetzte Lederhalsbänder.

Jedes dieser Wesen war mit einem Kurzsword bewaffnet, das hinten am Gürtel in einer Scheide steckte. Neunundzwanzig hatte schon mehrmals gesehen, mit welcher enormer Schnelligkeit sie die Waffe zu ziehen vermochten. Irgendwie gelang es ihnen dabei niemals, mit dem Schwert

in dem hellroten Umhang hängen zu bleiben, der an ihrem Lederhalsband befestigt war.

Ihre Gesichter wirkten grotesk. Auf den langen, eckigen, übergroßen, völlig haarlosen Köpfen saßen glänzende Metallhauben, die nur die Augen, den Mund und die Ohren frei ließen. Diese Ohren, die aus den Hauben ragten, waren äußerst groß, spitz zulaufend und schienen alles zu hören. Von den Ohrläppchen baumelten die unterschiedlichsten Ohrringe herab. Die breiten, runzligen Münder verbargen eine schwarze Zunge und dunkle spitze Zähne. Die Augen glichen langen, schmalen Schlitzern. Die Augäpfel waren ganz und gar weiß, ohne Iris oder Pupille, und völlig ausdruckslos. Trotzdem entging ihnen nicht das Geringste.

Nach wie vor gab der Treiber mit seinen beiden Schlägeln den Rhythmus an, nach dem die Sklaven zu rudern hatten. Andere der bleichen Monster gingen derweil den Gang auf und ab. Sie hielten neunschwänzige Katzen oder langstielige Dreizacke in der Hand, mit denen sie ohne zu zögern auf jeden Sklaven, der sich ihrer Ansicht nach vor der Arbeit drückte, einschlugen oder einstachen. Die Sklaven nannten sie »Bluthunde«. Das Deck des Schiffs war mit dem Blut derjenigen befleckt, die das Tempo nicht einhielten.

»Wasser«, stieß Achtundzwanzig plötzlich hervor und kippte nach vorn aufs Deck. Trotz seiner kurzen Handfesseln versuchte Neunundzwanzig, dem anderen auf die Ruderbank zurückzuhelfen, bevor einer der Bluthunde etwas bemerkte.

Als er aufblickte, sah er, wie sich eine der Kreaturen näherte. In diesem Augenblick spürte er etwas Warmes und nahm einen Übelkeit erregenden Gestank wahr. Er schloss kurz die Augen und versuchte, das Ganze auszublenden, was ihm jedoch nicht gelang.

Achtundzwanzig erbrach sich auf seine Füße, würgte von neuem und presste seinen zitternden Körper gegen Neun-

undzwanzigs Fuß, der schon mit Erbrochenem bedeckt war. »Helft uns ...«, schluchzte er. »Warum hilft niemand ...«

Inzwischen hatte der Bluthund ihre Ruderbank erreicht. Ohne zu zögern, stach er Achtundzwanzig mit seinem Dreizack in die linke Wade. Blut spritzte hervor und floss dem Sklaven in hellen Bächen über das Bein. Eine ganze Weile lang hatte Neunundzwanzig das Gefühl, sich ebenfalls übergeben zu müssen.

Nachdem der Bluthund den Dreizack brutal nach links gedreht hatte, riss er ihn aus dem Bein des Sklaven.

»Los, zurück auf die Bank!«, rief der Bluthund. Seine Stimme war leise, kehlig und herrisch. Er stand so nahe, dass Neunundzwanzig seinen fauligen Atem riechen konnte. Irrendwie schaffte es Achtundzwanzig, dem Befehl zu gehorchen. Als er wieder auf der Bank saß, beugte er sich vor und würgte von neuem. Doch sein Magen war bereits leer.

»Wenn das noch einmal passiert, bekommst du den Dreizack in deine nutzlosen Augen«, zischte der Bluthund. »Hast du verstanden?« Jetzt zeigte er mit dem Dreizack auf das seltsame Brandmal, das sich auf Achtundzwanzigs Schulter befand. »Du hast kein erlesenes Blut, *Talis*. Deshalb bist du auch entbehrlich. Du lebst nur, um auf diesem Schiff zu dienen.«

Mit höhnischem Grinsen wandte sich die Kreatur ab und ging den Gang hinunter, um einen weiteren Mann, der ebenfalls in Verzug geraten vor, zu misshandeln. Vor lauter Angst gelang es Achtundzwanzig irgendwie, das Rudern wieder aufzunehmen.

Neunundzwanzig warf einen Blick auf die linke Schulter seines Kameraden, in die das Wort *Talis* eingebrannt worden war. Er hatte keine Ahnung, was dieses Wort bedeutete, nahm aber an, dass es aus einer seit langem ausgestorbenen Sprache namens »Alteutrakisch« stammte, von der ihm sein Vater einmal berichtet hatte. Sein Vater wie auch sein

Großvater hatten allerlei Geschichten von einer geheimnisvollen, wunderschönen Sprache zu erzählen gewusst, die jetzt niemand mehr kannte.

Kurz bevor man sie in der Küstenstadt Farpoint an Bord des Schiffes gebracht hatte, war dieses Wort fast jedem der Sklaven in die linke Schulter gebrannt worden. Die Übrigen jedoch waren mit einem leicht abweichenden Ausdruck gekennzeichnet worden: *R'talis*. Auch was dieses Wort bedeutete, wusste er nicht.

Während er an seinem Ruder zog, schielte er zu dem Gang hinüber, der zwischen den Ruderbänken verlief. In den Boden waren Holzgitter eingelassen, mit großen Eisenschlössern gesichert. Sie führten zum Unterdeck, wo man weitere Sklaven in Gewahrsam hielt – Männer wie auch Frauen.

Auf dem Kai waren die Frauen und die Männer gemeinsam zusammengetrieben worden. Neunundzwanzig hatte erstaunt festgestellt, dass sie alle ungefähr das gleiche Alter hatten: zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren. Nachdem man jedem ein wenig Blut abgenommen hatte, waren sie gebrandmarkt worden. Die mit der Bezeichnung *R'talis* waren als Erste an Bord gebracht worden und wurden etwas besser als die anderen behandelt. Zum Beispiel hatte er noch nie gesehen, dass ein *R'talis* zum Rudern gezwungen wurde.

Doch er ließ seine Gedanken ein wenig zu lange schweifen. Bevor ihm zu Bewusstsein kam, dass er nicht mehr mit gleicher Kraft ruderte, zischte schon die neunschwänzige Katze durch die Luft.

Mit lautem Klatschen sausten die Lederriemen auf Neunundzwanzigs nackten Rücken nieder. Er schrie zweimal hintereinander auf, beim zweiten Mal vielleicht gellender, als es tatsächlich nötig war.

Dies schien den Bluthund mit der Peitsche zufrieden zu

»Ob das wirklich der Fall ist, entzieht sich unserer Kenntnis«, antwortete Wigg. »Trotzdem ist es eine gute Frage. Fürs Erste können wir nur mutmaßen, dass ihm Nicholas kurz vor seinem Tod den Befehl gegeben hat, dort zu suchen.«

»Und wo kommen die Sklavenhalterdämonen her?«, wollte Celeste wissen. »Nach dem, was mir alle erzählten, hat es solche Wesen noch nie zuvor in Eutrakien gegeben.«

»Ein weiteres Rätsel«, erwiderte Faegan. »Aber nach dem, was ich in Farpoint beobachtet habe, glaube ich mit Sicherheit sagen zu können, dass sie zwar Geschöpfe der Magie zu sein scheinen, selber aber keine Magie ausüben können. Vielleicht sind es ehemalige Konsuln, die Krassus mutiert hat. Vielleicht haben sie aber auch einen ganz anderen Ursprung. Wie dem auch sei, jedenfalls steht fest, dass sie nur ihm gehorchen.« Er machte eine Pause und seufzte. »Unglücklicherweise werden wir erst im Laufe der Zeit Antworten auf Eure Fragen finden. Und wie gesagt, die Zeit ist knapp.«

Plötzlich fiel Shailiha etwas ein. »Kann Abbey Wulfgar eigentlich lokalisieren?«, fragte sie. »Wenn er schon in Gefangenschaft ist, vielleicht sind Tristan und er dann ja zusammen.«

»Eine gute Idee«, antwortete Wigg. Dann drehte er sich Abbey zu. »Könntest du Wulfgar anhand seiner Blutsignatur oder mithilfe seiner Haarlocke in den Flammen sehen? Mehr haben wir leider nicht von ihm.« Er reichte ihr das Pergament und die Locke.

Abbey sah sich beides genau an. »Schon möglich«, erwiderte sie. »Wie alt ist beides?«

»Fünfunddreißig Jahre«, sagte Wigg.

Abbey seufzte. »Das kann ich erst sagen, wenn ich es probiere. Blut neigt dazu, seine Vitalität wesentlich schneller zu verlieren als Haar, sodass Letzteres mehr Aussicht auf Erfolg verspricht.«

Sie fasste nach dem Medaillon, das um ihren Hals hing. Dann lächelte sie Wigg schelmisch an. Das Gesicht des Obermagiers überzog sich mit einer leichten Röte.

»Aber wie ich schon sagte, all das bleibt eine bloße Idee, solange ich nicht die richtigen Ingredienzien habe«, fügte sie hinzu.

Wigg sah Faegan an. »Zweifellos ist es von größter Dringlichkeit, die Dinge, die Abbey für ihre Seherflamme braucht, aus dem Schattenwald zu holen.«

»Es gibt noch etwas anderes, das wir unbedingt tun müssen«, warf Shailiha ein. »Ich möchte mit einem Trupp von Helferlingen wieder nach Farpoint zurück, um die Stadt für den Fall, dass mein Bruder noch dort ist, gründlich zu durchsuchen.« Sie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Faegan und Wigg blickten sich an. Etwas in der Art hatten sie von Shailiha schon erwartet, obwohl sie wussten, dass sie es auf keinen Fall zulassen durften. Erstens war es, falls Tristan schon tot sein sollte, von entscheidender Bedeutung, dass sie Shailiha keinerlei Gefahr aussetzten. Und zweitens wartete Krassus vielleicht auf genau solch eine Situation, die es ihm ermöglichen würde, auch noch die Erwählte gefangen zu nehmen.

Nachdem Wigg tief Luft geholt hatte, legte er die Hände flach auf den Tisch und erklärte der Prinzessin, warum ihr Plan nicht umsetzbar war. Im Verlauf seiner Ausführungen nahm ihr Gesicht einen immer zornigeren und verzweifelteren Ausdruck an.

Lange Zeit saß sie schäumend vor Wut da. Dann berührte sie sanft das goldene Medaillon, das ihr um den Hals hing.

»Na schön«, sagte sie schließlich. »Aber ich weigere mich, tatenlos hier rumzusitzen, während mein Bruder in Gefahr ist.« Mit bohrendem Blick sah sie Abbey an.

»Gebt mir eine Liste der Dinge, die Ihr braucht«, sagte

die Prinzessin, »dann reise ich selbst zum Schattenwald. Die Gnome kennen mich, ich bin schon einmal dort gewesen. Die Reise ist so gut wie ungefährlich. Wenigstens das werdet Ihr mir ja wohl erlauben!«

»Und ich komme mit«, verkündete Celeste begeistert. »Gemeinsam sind wir stärker.«

Ein feines Lächeln spielte um Shailihas Lippen.

»Das kommt überhaupt nicht infrage!«, donnerte Wigg und starrte die beiden Frauen an, als hätten sie den Verstand verloren. Die verräterische Ader in seiner rechten Schläfe pulsierte wieder.

»Ich kann notfalls auf meine magische Gabe zurückgreifen, um uns zu schützen«, sagte Celeste. »Und wenn wir Faegans Portal benutzen, werden wir nicht lange fort bleiben. Was könnte ungefährlicher sein?« Mit schelmischem Lächeln zupfte sie ihren Vater am Ärmel – eine Geste, die, wie sie wusste, stets sein Herz erweichen konnte.

»Du wirst uns noch nicht einmal vermissen, zumal du deine alte Freundin doch jetzt hier hast, mit der du dich beschäftigen kannst«, setzte sie verschmitzt hinzu. Bei dieser Anspielung auf Abbey grinste Faegan breit.

Wigg errötete, während seine Schläfenader noch heftiger pulsierte. »Du verstehst es aber noch immer nicht ganz, deine Gabe wirkungsvoll anzuwenden!«, hielt er dagegen.

»Ah ja?«, erwiderte Celeste. »Immerhin habe ich dir damit schon einmal das Leben gerettet.«

Wigg warf Faegan einen flehenden Blick zu. »Und was sagt Ihr zu diesem Wahnsinn?«, fragte er.

Faegan lächelte. »Nun, ich sage Ja. Ich werde den Damen einen Brief für Lionel den Kleinen, den Hausmeister meines Wohnsitzes, mitgeben, in dem ich aufliste, was er ihnen alles einpacken soll. Diesmal werdet Ihr mir nur getrocknete Kräuter bringen. Wenn die Zeit es erlaubt, schicken wir Euch später vielleicht noch einmal los, um frische zu holen.«

»Warum wollt Ihr nur getrocknete Kräuter?«

»Von einigen Ausnahmen abgesehen müssen Kräuter getrocknet werden, bevor man sie für magische Zwecke verwenden kann«, antwortete Faegan. »Und im Gegensatz zu der Methode, die gewöhnliche Köche anwenden, ist das Trocknen von Kräutern für magische Zwecke ein langwieriger und mühseliger Prozess. Wir brauchen die Sachen aber sofort. Außerdem lassen sich getrocknete Kräuter wesentlich leichter mischen. Sicher wird Euch Lionel gern mehr darüber erzählen. Er kann erstaunlich redselig sein.«

Zum ersten Mal seit Tagen grinste Shailiha.

»Na gut«, gab Wigg widerstrebend zurück. »Aber diese kleine Reise darf nicht länger als einen Tag dauern. Wenn ihr zwei nicht zur festgesetzten Zeit nach Hause kommt, werde ich mich selbst in den Schattenwald begeben, um euch zu holen. Verstanden?«

Seufzend lehnte sich der Obermagier auf seinem Stuhl zurück und musterte die zwei Frauen, die gerade einen Sieg über ihn errungen hatten.

VIERZEHNTE KAPITEL

Die Frau auf Wulfgars Bett starrte hasserfüllt zu ihm hoch und musterte sein Gewand.

»Wie ich sehe, bist du schon deinem Vorhaben entsprechend gekleidet«, sagte sie. »Mach mit mir, was du willst, Hauptsache, es ist schnell vorbei.« Ihre Stimme klang trotzig.

Wulfgar betrachtete sie. Obwohl sie die Zeit auf dem Schiff ausgemergelt hatte, wirkte sie immer noch sehr schön. Lange dunkle Locken fielen ihr über die Brüste. Ihr Gewand aus Taft – zweifellos von Janus zur Verfügung gestellt – war hinreißend, und das Gelb passte gut zu ihren blauen Augen. In Anbetracht der Lage hätte er erwarten können, dass sie vor ihm zu Kreuze kroch, doch das war nicht der Fall. Stattdessen war sie wütend, was ihm großen Respekt abnötigte und ihn neugierig machte. Er wollte unbedingt mehr über sie erfahren.

»Ich werde dir nichts antun«, versicherte er ihr mit ruhiger Stimme. »Genau wie du bin ich ein Sklave.«

Sie stieß ein höhnisches Lachen aus. »Lüg mich nicht auch noch an.« Sie ließ den Blick kurz durch das Zimmer schweifen und schüttelte den Kopf. »Kein Sklave hat eine Unterkunft wie diese.«

Wulfgar trat einen Schritt auf sie zu und entblößte die linke Schulter. Im ersten Moment wich sie zurück, bis sie das Brandmal sah – dasselbe, das auch sie hatte. Erstaunt öffnete sie den Mund und entspannte sich ein wenig.

»Wir mögen ihre Sklaven sein, aber das heißt noch lange nicht, dass wir füreinander Sklaven sein müssen«, fügte er hinzu. Er wies auf den Servierwagen voller Essen. Ihre Augen leuchteten gierig auf.

»Möchtest du etwas essen?«, fragte er. »Du siehst geradezu verhungert aus.«

Sie nickte, obwohl man merkte, dass sie ihm immer noch nicht ganz traute.

Da Wulfgar das Gefühl hatte, dass sie sich auf dem geräumigen Balkon vielleicht weniger bedroht vorkommen würde, ging er zum Servierwagen und schob ihn in die Sonne. Dann setzte er sich in einen der Polsterstühle und blickte auf den Ozean hinaus.

»Komm und iss etwas«, sagte er ungezwungen. »Ich verspreche dir, dass ich dir nichts zuleide tun werde.«

Zögernd stand sie auf und trat auf den Balkon. Nachdem sie ihm einen argwöhnischen Blick zugeworfen hatte, starrte sie über die Balkonbrüstung nach Westen, in Richtung Eutrakien. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Eine Zeit lang stand sie reglos da. Nur ihre Locken wehten sanft in der Brise, die vom Meer kam, hin und her.

»Bitte setz dich«, sagte Wulfgar. Er häufte Essen auf einen Teller und reichte ihn ihr. Noch bevor sie sich gesetzt hatte, riss sie ihm den Teller aus der Hand und fiel über das Essen her, als hätte sie schon seit ewigen Zeiten nichts zu sich genommen. Immer wieder sah sie ihn misstrauisch an, während sie Käse, Brötchen und Obst verschlang. Wulfgar schenkte ihr eine Tasse Tee ein, die sie voller Gier trank.

»Wie ist dein Name?«, fragte er, sie beruhigend anlächelnd. »Wo kommst du her?«

»Ich heiße Serena«, antwortete sie. »Aus dem Hause Winslow.«

»Winslow?«, fragte Wulfgar. Sie nickte.

»Aus Farpoint?«

Erneutes Nicken.

Wulfgar beugte sich auf dem Stuhl vor und sah sie aufmerksam an. »Ist dein Vater Simon Winslow, der Tierheiler?«

Überrascht hörte sie auf zu kauen. »Ja«, erwiderte sie. Dann kniff sie die Augen zusammen. »Woher weißt du denn das?«

»Ich kenne Simon gut«, sagte er lächelnd. »Wir haben geschäftlich miteinander zu tun. Seine Praxis liegt im westlichen Teil der Stadt, nicht wahr? In der Baylor Straße. Ich bringe alle Pferde, die ich selbst nicht heilen kann, zu ihm. Dein Vater versteht sich sehr gut auf das, was er tut. Meiner Ansicht nach ist er der beste Tierheiler, den es in der Stadt gibt. Meine Eltern sind Jason und Selene aus dem Hause Merrick.«

Endlich schien sie ihm zu glauben. Sie stellte ihren Teller ab und musterte Wulfgars Gesicht. »Die Merrick-Stallungen?«, flüsterte sie erstaunt.

»Ja«, erwiderte er. »Ich bin der Sohn, Wulfgar.«

»Mein Vater hat oft von euch gesprochen«, sagte sie. »Er hat große Hochachtung vor dir und Jason.«

Am liebsten hätte sich Wulfgar den ganzen Tag mit ihr unterhalten. Plötzlich fiel ihm jedoch etwas Unangenehmes ein. Er stand auf und ging ins Schlafzimmer, um das Stundenglas zu holen, das Janus dagelassen hatte. Er hatte keine andere Möglichkeit festzustellen, wann der bemalte Freak und seine Monster zurückkommen würden. Als Serena das Stundenglas sah, verhärtete sich ihr Gesicht.

»Warum sind wir hier?«, fragte sie. »Und wie kommt es, dass du vollkommen anders behandelt wirst als wir Übrigen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte er. »Nachdem sie mir auf dem Kai Blut abgenommen hatten, machten sie ein großes Aufhebens um mich. Danach wurde ich dann an diesen Ort gebracht. Sie warten auf die Ankunft eines Mannes namens Krassus. Von dem soll ich offenbar mehr erfahren.« Er dachte eine Weile nach.

»Sag mal«, fuhr er fort, »wie viel von diesem Gebäude

hast du gesehen? Hast du vielleicht irgendwelche Ausgänge bemerkt?«

»Nein, leider nicht«, erwiderte sie. »Und ich habe auch nur ganz wenig von dieser gigantischen Anlage gesehen. Wie ich gehört habe, nennen die Sklavenhalter sie die *Zitadelle*. Wir Männer und Frauen mit dem *R'talis*-Zeichen werden in riesigen Käfigen gefangen gehalten. Das Essen und das Wasser, das sie uns geben, reicht gerade aus, um uns am Leben zu halten. Jeden Tag kommen neue *R'talis*-Gefangene an. Wir haben keine Ahnung, wo die Leute mit dem anderen Brandzeichen eingesperrt sind oder ob sie überhaupt noch leben. Jeden Morgen kommen Janus und seine Helfer, um eine weitere Gruppe von uns fortzubringen. Von denen ist bisher keiner jemals wieder zurückgekehrt. Das ist alles sehr seltsam.«

Wulfgar betrachtete das Stundenglas. Mehr als die Hälfte des Inhalts war bereits in den unteren Teil geriesel.

»Und was ist heute Morgen passiert?«, fragte er.

»Janus ist schon sehr früh gekommen – wie ich jetzt weiß, um eine Frau für dich auszusuchen«, sagte sie voller Scham. »Aber das wusste zu diesem Zeitpunkt natürlich niemand von uns. Wir dachten, er habe vor, eine weitere Gruppe von uns fortzuschaffen. Als seine Wahl auf mich fiel, packte mich eine entsetzliche Angst. Er ließ mich in Räume bringen, die ungefähr so aussahen wie dieser hier. Auf dem Bett lag dieses Kleid bereit. Dort gab es auch ein Badezimmer.« Sie senkte den Kopf.

»Während ich mich badete und das Kleid anzog«, flüsterte sie, »sah er mich grinsend an und ließ die ganze Zeit diese beiden seltsamen Kugeln in der Hand aneinander klicken. Das hat mir Schauer über den Rücken gejagt. Anschließend hat er mich dann hergebracht. Unterwegs habe ich viele dunkle, von Fackeln beleuchtete Gänge und einen sehr großen offenen Hof gesehen. Aber den größten Teil

der Zeit sind wir unendlich viele Treppen hochgegangen. In den Gängen habe ich hunderte von Sklavenhalterdämonen sowie ein paar von den Männern in dunkelblauen Gewändern bemerkt. Ich kann dir versichern, diese so genannte Zitadelle wird außerordentlich gut bewacht.«

Wulfgar sank das Herz. Wenn es eine Fluchtmöglichkeit gab, dann hatte er sie immer noch nicht gefunden.

»Auf dem Weg hierher habe ich noch etwas anderes erlebt«, fügte sie, ihn aus seinen Gedanken reißend, hinzu. »Etwas Entsetzliches.«

»Nämlich?«, fragte er beunruhigt.

Serena schloss die Augen. »Schreie«, flüsterte sie.

»Bitte sprich weiter«, sagte er, obwohl er merkte, wie verstört sie war und es ihm eigentlich widerstrebte, weiter in sie zu dringen.

»Einer der Gänge wurde von riesigen Marmortüren gesäumt« berichtete sie weiter. »Und hinter diesen Türen waren entsetzliche Schreie zu hören, von Männern und Frauen. Janus schenkte dem Ganzen überhaupt keine Beachtung.« Sie wischte sich eine Träne aus dem Gesicht. »Hinter diesen Türen müssen unvorstellbare Dinge vor sich gegangen sein.«

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Als Serena sich wieder gefasst hatte, sprachen sie weiter – nun von Farpoint und ihren Familien. Sie aßen noch ein wenig und tranken Tee.

Als Wulfgar auf das Stundenglas schaute, bemerkte er, dass nur noch sehr wenig Zeit blieb. Er sah Serena unverwandt in die Augen. »Vertraust du mir?«, fragte er.

Nach kurzem Zögern schien sie zu einem Entschluss zu kommen. »Ja«, sagte sie.

»Gut«, gab er zurück. »Du bist hergebracht worden, damit ich mich mit dir vergnüge. Und Janus hat gesagt, er würde dich bestrafen, wenn du mir nicht gefällst. Das kann ich nicht zulassen! Komm mit!«, befahl er.

Dann stand er auf und führte sie ins Schlafzimmer, wo er sie sanft aufs Bett schubste.

Dann holte er das Stundenglas vom Balkon und stellte es auf den Tisch zurück. Anschließend schob er den Servierwagen wieder ins Zimmer und setzte sich neben Serena aufs Bett.

»Wenn du den heutigen Tag überleben willst, musst du tun, was ich sage«, befahl er. »Steh auf!«

Rasch zerwühlte Wulfgar das Bettzeug und zerknautschte die Kissen. »Dreh dich um!«, befahl er.

Zu ihrer Überraschung schnürte er ihr den hinteren Teil des Kleides auf. Dann drehte er sie zu sich und zerriss mit beiden Händen das Mieder, sodass ihre Brüste zum Teil entblößt waren. Anschließend zog er ihr die Schuhe aus und zerzauste ihr das Haar. Dann machte er etwas noch Unerwarteteres.

Er packte ihre rechte Hand, presste sich ihre Fingernägel gegen die Wange und zerkratzte sich mit ihnen das Gesicht, bis es blutete. Das Blut wischte er absichtlich nicht weg.

Entsetzt starrte ihm Serena ins Gesicht. Von neuem traten ihr Tränen in die Augen. Plötzlich erschlaffte ihr Körper, als hätte sie resigniert.

»Hör genau zu!«, flüsterte er. »Davon hängt dein Leben ab! Jeden Augenblick wird sich die Tür öffnen. Dann werde ich dich küssen. Du musst meinen Kuss erwidern, als sei es dir ernst damit. Lass dich durch nichts, was ich tue oder sage, verwirren. Hast du verstanden?«

Langsam kehrte ein vertrauensvoller Ausdruck in ihre Augen zurück. Sie nickte.

Nachdem Wulfgar sie in die Arme genommen hatte, band er den Gürtel seines Gewandes auf und presste seinen nackten Körper gegen sie. Er gab sich alle Mühe, sie ermunternd anzulächeln.

Beide drehten sich dem Stundenglas zu und sahen, dass

gerade die letzten Sandkörner in die untere Hälfte rieselten. Schweigen senkte sich herab. Nur das Hämmern ihrer Herzen und die Wellen waren zu hören, die sich weit unten an der Felsküste brachen.

Auf die Sekunde genau wurde auf der anderen Seite der Tür der Riegel zurückgeschoben. Wulfgar und Serena hielten den Atem an.

Gerade als die Tür einen Spalt weit aufging, warf er sich auf sie und presste seinen Mund auf den ihren.

Dann flog die Tür auf und Janus und seine Helfer stolzierten ins Zimmer. Ohne auf sie zu achten, fuhr Wulfgar fort, Serena zu küssen, während seine Hände über ihren Körper strichen. Serena tat so, als erwidere sie leidenschaftlich seinen Kuss, und zog ihn stöhnend an sich. Wulfgar unterbrach seinen Kuss, um das Gesicht zwischen ihren Brüsten zu vergraben.

»Sehr schön!«, hörte er nun den bemalten Freak ausrufen.

Als sei er wütend über die Störung, hob Wulfgar langsam den Kopf und drehte Janus seine zerkratzte Wange zu, damit der Freak sie genau sehen konnte. Da er Serena nicht losließ, merkte er, wie ihr Körper von einem Angstschauer befallen wurde.

Janus kam zum Bett und fuhr Wulfgar mit dem Zeigefinger über die blutige Wange. »Kratzen kann sie also auch«, stellte er fest. »Aber offenbar hast du sie ja gezähmt – zumindest fürs Erste. Sag mal, war sie gut?«

Wulfgar ließ Serena los. »Zumindest so gut, dass ich noch längst nicht genug von ihr habe«, knurrte er, während er sein Gewand schloss. »Wie Ihr sehen könnt, hat sie sich beim ersten Mal ein bisschen gesträubt und wollte sich nicht ausziehen. Ich war gerade dabei, sie noch einmal zu nehmen, aber da seid Ihr gekommen.« Er grinste Janus viel sagend an. Dann sah er zu Serena hin.

»Das ist wie beim Zureiten eines Pferdes«, stellte er in

gemeinem Ton fest. »Nach dem ersten Mal sind sie gewöhnlich williger als zu Anfang.« Er grinste von neuem. »Es ist immer schöner, wenn sie bereitwillig mitmachen.«

Janus nickte grinsend. Dann kniff er plötzlich die Augen zusammen und kam drohend einen Schritt näher.

»Aber wenn du sie noch einmal nehmen wolltest, warum hast du sie sich dann vorher anziehen lassen?«, fragte er.

Wulfgar stockte das Herz. Das hatte er nicht bedacht. Dann fiel ihm etwas ein, das Serena ihm über Janus erzählt hatte.

Er lächelte. »Ich seh gern zu, wenn sie sich an- und ausziehen. Ihr nicht?« Er musterte Serena mit abschätzigem Blick, als wäre sie die minderwertigste Hure auf der ganzen Erde.

»O ja«, sagte Janus. »Das tu ich in der Tat.« Offenbar stellte ihn diese Antwort zufrieden. Er winkte zwei seiner Sklavenhalterdämonen heran. »Bringt dieses Flittchen wieder zurück«, befahl er. Die Monster packten Serena und zerzten sie in Richtung Tür.

»Augenblick mal!«, rief Wulfgar und trat einen Schritt vor. Einer der Sklavenhalter zog sofort das Schwert. Wulfgar wusste, dass das, was er vorhatte, riskant war, aber er musste es versuchen.

»Was ist?«, entgegnete Janus.

»Bringt sie mir in ein oder zwei Tagen wieder«, sagte er mit lüsternem Gesichtsausdruck. »Mein Appetit ist längst noch nicht gestillt. Und gebt dieser Wildkatze mehr zu essen. Ich ziehe Frauen vor, die etwas Fleisch auf den Rippen haben.«

Janus zog eine seiner Augenbrauen hoch und trat dicht an Wulfgar heran, der jedoch keinen Schritt zurückwich. Ein drohendes Lächeln schlich sich in das Gesicht des Freaks.

»Deine Lage erlaubt es dir nicht, Forderungen zu stellen, Wulfgar«, sagte er. »Das dürfte dir ja wohl klar sein. Aber

dein Mut gefällt mir. Ich denke, wir können dir deine Bitte erfüllen.« Er lächelte wieder. »Dann bis zum nächsten Mal.«

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, verließ er das Zimmer. Als die Sklavenhalterdämonen Serena zur Tür stießen, drehte sie sich noch einmal zu Wulfgar zurück. Tränen flossen ihr über die Wangen. Er wusste, dass sie es nicht wagte, zu sprechen, aber das machte nichts. Der dankbare Ausdruck in ihrem Gesicht sagte alles.

Als die Tür wieder verriegelt worden war, schloss Wulfgar die Augen und holte tief Luft. Eine Zeit lang stand er reglos da und lauschte dem Rauschen der Wellen, die in der Tiefe gegen die Felsküste schlugen. Einen kurzen, köstlichen Augenblick lang kam es ihm so vor, als könne er immer noch Serenas Parfüm riechen. Dann öffnete er die Augen und trat auf den Balkon.

Sein Blick fiel auf den Teller und die Tasse, die Serena vorhin benutzt hatte. Als könne die Geste sie irgendwie zurückbringen, trank er einen Schluck aus ihrer Tasse. Der Tee war noch warm.

Trotzdem war seine Einsamkeit bereits wieder so groß, als wäre Serena nie hier gewesen. Er senkte den Kopf. Was er gerade über sie gesagt und mit ihr gemacht hatte, widerete ihm an, obwohl es nötig gewesen war. Dabei wusste er nach wie vor nicht, ob er sie je wieder sehen würde beziehungsweise ihr damit auf irgendeine Weise geholfen hatte.

Über das Meer blickend, beobachtete er traurig, wie zwei weitere Schiffe mit weißen Segeln am westlichen Horizont auftauchten.

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Krassus betrachtete die uralte Schriftrulle, die vor ihm auf dem Tisch lag. Im Rhythmus des auf und ab schaukelnden Schiffes warf die Öllampe, die von der Decke hing, ihr goldgelbes Licht auf das Pergament. Die wunderschönen Schriftzeichen auf dem Dokument schienen sein Blut zu rufen, schienen ihn aufzufordern, in eine zeitlose Welt der unbegrenzten Wunder einzutreten.

Das legendäre Dokument machte einen wahrhaft prächtigen Eindruck, ganz wie Nicholas es gesagt hatte. Etwa einen Meter lang und einen halben Meter breit, war es um eine Stange aus massivem Gold gewickelt, an deren Enden geriffelte Knäufe aus Gold saßen. Um die Mitte des Pergaments war ein breites goldenes Band mit alteutrakischen Schriftzeichen geschlungen. Schwere marmorne Buchstützen hinderten es daran, vom Tisch zu rollen.

Krassus stand auf und streckte sich. Dann durchquerte er die luxuriös eingerichtete Kabine und öffnete eines der Buntglasfenster, die das anmutig geschwungene Heck seines Flaggschiffs zierten. Unverzüglich drang salzige Meeresluft in den Raum. Die schaumgekrönten Wellen glitzerten in der Sonne, und die *Meergast*, die vor dem Wind segelte, machte gute Fahrt.

Krassus lächelte in sich hinein. Den Erwählten und die Rolle der Destruktiva besaß er bereits. Jetzt fehlten ihm nur noch Wulfgar, der uneheliche Sohn von Morganna, der verstorbenen Königin von Eutrakien, und die Rolle der Operativa.

Es hatte ihm keine großen Schwierigkeiten bereitet, an die erste Rolle zu kommen. Doch als er in das Innere eines der zerstörten Tore der Dämmerung eingedrungen war,

musste er feststellen, dass sich – anders als Nicholas versprochen hatte – dort nur die Schriftrolle der Destruktiva befand. Die andere Rolle war offenbar gestohlen worden. Aber von wem? Und warum hatte dieser Jemand nicht auch die Destruktiva-Rolle mitgenommen? Allein das Gold der Stangen und Knäufe war ein Vermögen wert. Diese Fragen plagten ihn seit dem verhängnisvollen Tag, an dem er die Rolle gefunden hatte.

Das Rätsel legte zwei Schlüsse nahe. Zum einen hatte derjenige, der die andere Rolle an sich genommen hatte, vermutlich keine Ahnung von ihrer ungeheuren Bedeutung, denn sonst wäre er zurückgekommen, um auch die zweite zu stehlen. Zum anderen war die fehlende Rolle – falls der Dieb tatsächlich nicht wusste, was er da in Händen hielt – möglicherweise in großer Gefahr. Es war zum Beispiel denkbar, dass er das Gold einschmolz und das Pergament einfach wegwarf oder zerstörte.

Die Notwendigkeit, die andere Rolle zu finden, wuchs mit jedem Tag. Gleichzeitig musste Krassus jedoch auch so schnell wie möglich in die Zitadelle zurückkehren, um den anderen Teil seiner Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Und noch etwas gab es zu erledigen. Wie er erfahren hatte, als er in den Geist der Magier eingedrungen war, existierte in Eutrakien noch ein anderer Ort, wo die zum Flammensehen erforderlichen Kräuter, Blüten und Wurzeln in Hülle und Fülle vorhanden waren. Doch dieses Problem würde noch heute gelöst werden, weit jenseits des Meeres, über das Krassus gerade segelte.

Er drehte sich vom Fenster weg und wandte sich den beiden anderen Personen im Raum zu. Grizelda saß an der gegenüberliegenden Seite des Tisches auf einem Stuhl. Sie sah müde und erschöpft aus. Schon wieder war es ihr missglückt, die fehlende Schriftrolle mittels eines Pergamentstückchens, das sie vom Rand der bereits in ihrem

Besitz befindlichen Rolle abgeschnitten hatten, zu lokalisieren.

Das verdross Krassus ungemein, konnte es doch bedeuten, dass es gar nicht möglich war, die fehlende Rolle auf diese Weise ausfindig zu machen. Noch viel schlimmer freilich war, dass es auch heißen konnte, die gesuchte Rolle sei bereits vernichtet worden.

Die andere Person, die am Tisch saß, war Tristan, den man an einen Stuhl gefesselt hatte. Infolge des Zaubers, mit dem Krassus ihn belegt hatte, war der Prinz noch immer bewusstlos. Er wirkte bleich und abgespannt, sein Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Die dunklen Bartstoppeln in seinem Gesicht wurden Tag für Tag dichter.

Krassus sah Grizelda an. »Ich glaube, es ist Zeit, dass wir den guten Prinzen in die Welt zurückholen«, erklärte er.

Das Gesicht der Kräuterfrau nahm einen besorgten Ausdruck an. »Ich bitte um Vergebung, Gebieter, aber seid Ihr sicher, dass es klug ist? Ihr habt selbst gesagt, dass er sehr gefährlich werden kann, auch wenn er noch nicht in Magie ausgebildet wurde. Und die Rolle ist hier, in ebendiesem Zimmer. Wollt Ihr wirklich, dass er sie sieht?« Plötzlich stieg die Befürchtung in ihr auf, sie könnte sich mit ihrer Bemerkung zu weit vorgewagt haben.

»In der Lage, in der er sich befindet, hat er gar keine Möglichkeit, uns etwas zuleide zu tun«, erwiderte Krassus voller Zuversicht. »Und ich will ja, dass er die Rolle sieht. Ich will, dass der Erwählte erfährt, wie nahe wir dem Sieg über seine Magier sind, bevor er für alle Zeiten in den Verliesen der Zitadelle verschwindet. Außerdem ist er ganz unwichtig. Wenn er stirbt, dann stirbt er eben. Wenn er die Reise überlebt, wird er den Rest seiner Tage als Sklave in der Zitadelle verbringen – es sei denn, ich beschließe eines Tages, ihn zu töten. In jedem Fall bin ich derjenige, der gewinnt.«

Dann kniff Krassus so lange die Augen zusammen, bis um den Prinzen ein magisches Leuchten entstand. Leise stöhnend kam Tristan zu sich.

Mühselig hob er den Kopf. Sein Blick war glasig, der Unterkiefer hing ihm herab. Aus seinen Mundwinkeln rann Speichel.

»Willkommen in unserer Runde, Erwählter«, sagte Krassus. »Ihr seid fünf Tage lang bewusstlos gewesen. Ich hoffe, Ihr hattet angenehme Träume.«

Verwirrt sah sich Tristan in der Kabine um. Verschwommen nahm er Grizelda und die auf dem Tisch liegende Schriftrolle wahr. Doch seine ersten Gedanken galten weder seiner Umgebung noch sich selbst.

»Faegan ... Shailiha«, krächzte er. Sein Hals war völlig ausgetrocknet. »Sind sie ...«

»Tot?«, entgegnete Krassus »Nein, leider nicht, auch wenn ich mir alle Mühe gegeben habe. Sie konnten über die Brücke entkommen, die Faegan herbeigezaubert hatte, während der Klepper, auf dem ihr saßt, es nicht auf die andere Seite geschafft hat. Eure Helferlinge haben Eure Schwester und den verkrüppelten Magier in die Lüfte davongetragen, gerade als meine Sklavenhalter sie im Wald in die Enge getrieben hatten.«

Tristan richtete den Blick auf die hagere Frau, die neben ihm am Tisch saß. »Und das muss Eure gemischtblütige Adeptin sein«, krächzte er. »Die Frau, mit der Ihr Euch ... im Palast ... gebrüstet habt. Sie war schon im Hafen bei Euch. Eine ausgesprochene Schönheit ...« Der Kopf sank ihm wieder auf die Brust.

»Sehr drollig«, sagte Krassus. »Aber ich würde vorschlagen, dass Ihr Euch diesen Humor für später aufhebt. Dort, wo Ihr hinkommt, werdet Ihr ihn nämlich bitter nötig haben.«

Tristan hob den Kopf und versuchte verzweifelt, seine

Benommeheit abzuschütteln. Er sah zu der Schriftrolle hinüber, die auf dem Tisch lag.

»Die Rolle der Destruktiva?«, fragte er.

»Ja«, antwortete Krassus.

»Und mein Bruder Wulfgar?«, wollte Tristan weiter wissen. »Was ist mit ihm?«

»Bedauerlicherweise haben wir ihn immer noch nicht gefunden.« Krassus seufzte. »Aber das wird uns schon noch gelingen. Es ist lediglich eine Frage der Zeit.«

Tristan dachte einen Augenblick nach. Als er nach unten blickte, bemerkte er, dass er mit einem dicken Seil an Händen und Füßen gefesselt war und nicht an seine Waffen gelangen konnte. Gleichzeitig fiel ihm auf, dass ihm entweder noch schwindlig war oder dass tatsächlich alles um ihn herum schwankte. Doch dann verrietten ihm die Geräusche und Gerüche, die durch das offene Fenster hereinwehten, sowie die hin und her schwingende Öllampe an der Decke, dass sie sich auf See befanden.

Er richtete den Blick auf Krassus. Etwas, das der Magier gerade gesagt hatte, brachte ihn auf eine Frage.

»Wie kommt Ihr eigentlich darauf, dass Wulfgar ausge-rechnet in Farpoint ist?«

Krassus lächelte. »Diese Frage kann ich Euch, glaube ich, ohne Bedenken beantworten«, erwiderte er. »Euer Sohn Nicholas hat mich kurz vor seinem viel zu frühen Tod angewiesen, dort nach Wulfgar zu suchen. Sicher ist Euch jener Tag bei den Toren der Dämmerung noch gut in Erinnerung.«

Tristan runzelte die Stirn. »Und woher wusste Nicholas das?«

»Von der Gilde der Häretiker«, sagte Krassus. »Die riesigen magischen Kräfte Eures verehrten Sohnes erlaubten es ihm, sich mental mit den Häretikern zu verständigen. Wusstet Ihr das etwa nicht?« Auf dem Gesicht des Magiers malte sich boshafte Schadenfreude.

»Von ihrem Platz im Himmel aus sehen die Häretiker alles«, setzte Krassus hinzu. »Infolge meiner Krankheit werde ich mich bald zu ihnen gesellen. Das ist eine Belohnung, auf die ich mich sehr freue.«

»Wohin bringt Ihr mich?«, knurrte Tristan.

»An einen Ort, der fast so alt wie die Magie ist«, erwiderte Krassus. »Nicholas hat mir davon erzählt. Es heißt, dieser Ort berge viele der größten Geheimnisse der Magie. Manche behaupten sogar, es sei einer jener Orte, wo alles begann. In vierzehn Tagen werden wir dort ankommen.«

Tristan versuchte, seine Hände zu drehen, musste jedoch feststellen, dass seine Fesseln keinen Deut nachgaben.

»Dieses Schiff ist voll von Sklaven, die Ihr an jenem Abend in Farpoint habt brandmarken lassen, nicht wahr?«, fragte er.

»Natürlich.«

»Und die am Tisch sitzenden Konsuln haben das Blut der Sklaven überprüft, trifft das zu? Dann habt Ihr sie entsprechend brandmarken lassen, damit Ihr sie später leichter auseinander halten könnt.«

Lächelnd wandte sich Krassus Grizelda zu. »Seht Ihr, meine Liebe«, meinte er. »Ich habe Euch doch gesagt, er ist ein schlaues Kerlchen.« Dann drehte er sich wieder zu Tristan zurück. »Darf ich Euch Grizelda vorstellen, Erwählter, meine persönliche Adeptin, Flammenseherin und Kräuterfrau. Sie ist diejenige, die die Rolle der Operativa für mich ausfindig machen wird.«

»Falls Wigg und Faegan sie nicht vorher finden«, konterte Tristan.

»Oh, das wird nach dem heutigen Tag ganz und gar unmöglich sein«, gab Krassus fröhlich zurück. »Bevor wir abgesegelt sind, habe ich einen ganz bestimmten Befehl gegeben, der gerade ausgeführt und eine völlig neue Lage schaffen wird.«

Tristan gefror das Blut in den Adern. »Was habt Ihr vor?«, fragte er. »Sagt es mir gefälligst!«

»O nein, Erwählter«, erwiderte Krassus in sanftem Ton, fast als spreche er zu einem Kind. »Das hieße zu viel verraten.« Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

»Wozu braucht Ihr diese Sklaven?«, fragte Tristan nach einer Weile.

»Aus dem gleichen Grund, aus dem ich Euren Bruder benötige.« Krassus lächelte. »Vermutlich werdet Ihr jedoch sterben, ohne die Antwort erfahren zu haben.« Der Magier beugte sich vor, legte liebevoll die Hände auf die Schriftrolle und sah Tristan durchdringend an.

»Ihr habt mir noch immer nicht die Frage gestellt, von der ich angenommen hätte, dass sie Euch zuallererst in den Sinn kommt, Erwählter«, sagte Krassus.

»Und welche ist das?«, entgegnete Tristan.

»Warum ich Euch am Leben lasse.«

Tristan starrte Krassus eine Zeit lang finster an. Dann drehte er sich der hageren Kräuterfrau zu, die ihn jedoch nur boshaft angrinste.

»Na schön«, sagte Tristan schließlich. »Warum also?«

»Weil ich erleben möchte, wie Ihr für Eure Sünden büßt«, zischte Krassus. »Dafür, dass Ihr Euren einzigen Sohn Nicholas getötet habt, den Messias, der auch mein Herr war. Deshalb führen wir gerade dieses Gespräch. Ich möchte, dass Ihr wisst, warum Ihr leidet, heute und in Zukunft.«

Tristan biss die Zähne aufeinander. Dass der Magier immer wieder Nicholas erwähnte, rief die widersprüchlichsten Gefühle in ihm hervor. Hasserfüllt starrte er Krassus an.

»Wenn es nötig wäre, wäre ich bereit, ihn tausend Mal sterben zu sehen«, flüsterte Tristan in giftigem Ton. »Er war ein Ergebnis meines Samens, das kann ich nicht leugnen. Aber er wurde in einem Akt der Gewalt gezeugt, ge-

gen meinen Willen. Sein azurblaues Blut wurde von den Häretikern mit Latenzzaubern verunreinigt, die ihn zwingen, sich einzig und allein den Destruktiva zu verschreiben. Und ich vermute, dass Nicholas auf diese Weise dann auch noch Euer Blut verdorben hat.«

Als Tristan sah, dass Krassus immer wütender wurde, lächelte er. Da er nichts zu verlieren hatte, fuhr er fort: »Aber so vollkommen ist Nicholas in Wirklichkeit ja gar nicht gewesen. Gerade als er sein Blut am nötigsten brauchte, hat es ihn im Stich gelassen. Ich habe Nicholas nicht getötet. Das war gar nicht nötig. Das haben seine eigenen Unzulänglichkeiten für mich erledigt, während ich lediglich zusah. Und ich habe jede Sekunde davon genossen.«

Plötzlich erreichte Krassus' Wut den Siedepunkt. Er sprang auf und zeigte aufgebracht mit dem Finger auf den Prinzen.

»Lügner!«, kreischte er.

Dann kam er um den Tisch herum und schlug Tristan mit solcher Wucht die Faust ins Gesicht, dass der Kopf des Prinzen gegen die Stuhllehne knallte. Aus dem Mundwinkel sickerte ihm azurblaues Blut. Krassus packte den benommenen Prinzen beim Haar und riss seinen Kopf hoch. Unter den dunklen Bartstoppeln entstanden bereits blaue Flecken.

»Ihr versteht Euch wirklich ... sehr gut darauf ... wehrlose Menschen zu schlagen«, stieß Tristan hervor. »Warum nehmt Ihr nicht ... einfach Magie zu Hilfe, Ihr Verräter?«

Krassus beugte sich zu dem Prinzen herunter, bis sich ihre Nasen fast berührten. »Weil diese Methode manchmal wesentlich mehr Spaß macht«, flüsterte er.

»Ich werde Euch töten«, knurrte Tristan trotz seiner Schmerzen, »das schwöre ich. Ihr seid durch und durch böse, genauso wie Nicholas ... Ich werde zusehen, wie Ihr sterbt, und Euern Tod genauso genießen wie den von Nicholas.«

Krassus riss den Kopf des Prinzen noch weiter nach oben. »Böse?«, entgegnete er. »Ihr, der Ihr noch nicht in Magie ausgebildet seid, wagt es, *mich* böse zu nennen? Wisst Ihr denn nicht, dass es so etwas wie *gut* und *böse* gar nicht gibt, Erwählter? Es gibt allein die Operativa und die Destruktiva. Und dann ist da noch so vieles, von dem Eure Magier Euch nichts erzählt haben. Dennoch hätte ich gedacht, dass die Erfahrungen, die Ihr mit dem Bund der Zauberinnen machtet, Euch dieses und jenes gelehrt haben. Sagt, lieber Prinz, glaubt Ihr tatsächlich, dass Failee *böse* war? Oder machte sie einfach das, wozu sie geboren, wozu sie gezwungen war? Hatte sie in Anbetracht ihrer linkslastigen Signatur wirklich eine andere Wahl? Begreift Ihr das denn nicht, Ihr Narr? Bei mir verhält es sich genauso. Ich bin gar nicht *böse*. Ich kenne noch nicht einmal die Bedeutung des Wortes.« Er lächelte boshaft. »Ich habe lediglich einen anderen Standpunkt als Ihr, mein lieber Prinz.«

Dann schmetterte Krassus Tristan erneut die Faust ins Gesicht. Diesmal fiel der Schlag noch heftiger aus, sodass der Stuhl nach hinten kippte und zu Boden krachte. Der Prinz wurde sofort ohnmächtig.

Krassus sprang zur Tür und riss sie auf. Mehrere Sklavenhalterdämonen kamen mit gezogenen Schwertern hereingestürzt.

»Schafft mir diese Ausgeburt der Magie aus den Augen!«, befahl Krassus, auf den Prinzen zeigend. »Signalisiert der *Wanderer*, längsseits zu kommen, und bringt diesen Abschaum auf das Ruderdeck des Schiffs. Seine Kleidung lasst ihm – ich möchte, dass man ihn leicht von den Übrigen unterscheiden kann. Es dürfte interessant sein, zu beobachten, wie viel sein berühmtes azurblaues Blut aushält.« Grinsend betrachtete der Magier den blutüberströmten Prinzen.

»Mal sehen, wie sehr ihm das Rudern gefällt«, fügte er hinzu.

»Bitte um Vergebung, Gebieter«, sagte einer der Sklavenhalter. »Was sollen wir mit seinen Waffen tun?«

Krassus warf einen Blick auf den Dreggan und die Wurfmesser des Prinzen. »Nehmt sie ihm ab«, antwortete er, »und bringt sie ebenfalls auf die *Wanderer*. Ich möchte, dass mich hier nichts mehr an diesen Dreckskerl erinnert.«

Nachdem die Sklavenhalter den Prinzen vom Stuhl losgebunden hatten, schleiften sie ihn aus der Kabine.

SECHZEHNTES KAPITEL

Shailiha kam als Erste wieder zu sich. Als sie stöhnend die Augen öffnete, sah sie über sich den Himmel.

Das Wetter im Schattenwald war voller Wechsel. Langsam zogen dunkle und weiße Wolken am Himmel dahin. Das Gras wehte im Wind, der nach Regen roch. Nachdem Shailiha tief Luft geholt hatte, setzte sie sich langsam auf und versuchte, die Benommenheit, die die Durchquerung von Faegans Portal bei ihr hinterlassen hatte, abzuschütteln.

Nicht weit von ihr rappelte sich gerade Celeste auf die Knie hoch. Nachdem sie den Kopf gesenkt und ihn ein paar Mal hin und her gedreht hatte, warf sie ihr langes Haar zurück. Dann lächelte sie die Prinzessin verschmitzt an.

Shailiha erwiderte das Lächeln. Sie und Celeste hatten von Anfang an gewusst, dass es die Magier Shailiha nicht gestatten würden, zusammen mit den Helferlingen Farpoint aufzusuchen – so wie sie gewusst hatten, dass die Ablehnung der ersten Bitte wahrscheinlich dazu führen würde, dass eine zweite Bitte gewährt wurde. Keine der beiden Frauen war bereit, so untätig wie eine zarte Hofdame zu Hause herumzusitzen. Etwas zu tun war wesentlich besser, auch wenn dies bedeutete, für eine dreihundert Jahre alte Adeptin auf Kräuterjagd zu gehen.

Beide Frauen trugen schwarze Pluderhosen, kniehohe Reitstiefel und jeweils ein Lederwams mit langen engen Ärmeln. Dasjenige Shailihas war braun, das von Celeste dunkelgrau. Um die Taille hatte jede von ihnen einen breiten Ledergürtel, an dem eine Scheide mit einem Dolch hing. Shailiha war außerdem mit einem Kurzschwert bewaffnet, in dessen goldenes Heft ein Löwe und ein Breit-

schwert eingraviert waren, das Wappen des Hauses Gal-land.

Die Prinzessin griff sich unter das Wams und suchte nach dem Brief mit der Liste, den ihnen Faegan und Abbey mitgegeben hatten. Zu ihrer Erleichterung konnte sie ihn noch finden.

»Wie es scheint, haben wir es geschafft«, sagte Celeste. »Aber jetzt sollten wir uns beeilen.«

»Stimmt«, sagte Shailiha, während sie das Gehänge ihres Schwertes, das sich verheddert hatte, in Ordnung brachte. Plötzlich hielt sie inne und schnupperte. Einen Augenblick lang hatte sie gemeint, Rauch zu riechen, aber offenbar hatte sie sich getäuscht. Während sie sich auf den Knien aufrichtete, lächelte sie ihre Freundin von neuem an. »Vorhin dachte ich schon, die Ader in Wiggs Schläfe würde ...«

Sofort verstummte sie, um noch einmal zu riechen. Diesmal war es unverkennbar.

Shailiha legte den Finger auf die Lippen und gab Celeste mit einer Geste zu verstehen, ihr zu folgen. Wiggs Tochter nickte. Dann krochen sie auf allen vieren den Hügel hoch, von dessen Kuppe aus man die Baumstadt würde sehen können. Als die Prinzessin einen Blick gen Himmel warf, vermochte sie den dunklen Rauch, der ihr beißend in die Nase stieg, auch zu sehen.

Sobald sich die Frauen der Kuppe näherten, legten sie sich auf den Bauch und robbten weiter. Dann hob Shailiha vorsichtig den Kopf, um nach unten zu spähen. Was sie sah, ließ sie entsetzt aufkeuchen.

Die Baumstadt brannte.

Mindestens die Hälfte der aufwändig verzierten Häuser und der riesigen, prächtigen Bäume, in die sie gebaut waren, stand in Flammen. Dichte schwarze Rauchwolken quollen aus den eingestürzten Dächern und den zersprungenen Fenstern, um wie eine finstere Wolke über der Stadt

zu hängen. Gnomkinder rannten umher und schrien nach ihren Eltern. Die Erwachsenen hatten vom Brunnen in der Mitte der Lichtung aus Eimerketten gebildet. Doch schon jetzt war klar, dass sie ohne ihren Meister Faegan und dessen magische Hilfe den Kampf gegen die Flammen verlieren würden.

Mit angehaltenem Atem spähte Shailiha durch den Rauch und versuchte, Faegans Baumhaus auszumachen. Als sie es endlich sah, seufzte sie erleichtert auf. Aus irgendeinem Grund schien es vom Feuer verschont geblieben zu sein.

Und dann nahm sie aus den Augenwinkeln die Sklavenhalterdämonen wahr.

Dutzende der grässlichen Monster kamen, Schwerter, Fackeln und Dreizacke schwenkend, schreiend um eine Ecke gestürmt. Unter böartigem Gelächter schleuderten sie ihre Fackeln in Häuser, die noch intakt waren, nun aber unverzüglich in Flammen aufgingen. Einige mit Mistgabeln und Messern bewaffnete Gnome gingen tapfer auf die Sklavenhalterdämonen los, wurden aber unverzüglich in Stücke gehauen. Ein paar der weißhäutigen Monster stolzierten triumphierend mit erhobenen Dreizacken umher, auf die tote Gnome gespießt waren.

Shailiha senkte den Blick. Einen Moment lang hatte sie das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

Doch dann hörte der Tumult unten schlagartig auf. Nur das Heulen der Flammen sowie das Schreien und Stöhnen der Gnome waren noch zu hören. Shailiha riskierte einen weiteren Blick.

Die Sklavenhalterdämonen hatten die überlebenden Gnome zusammengetrieben und zwangen sie, auf die Knie zu fallen. Einer der Sklavenhalter brüllte einen Befehl. Eine weitere Gruppe von Sklavenhaltern schleppte Dutzende von großen, prall gefüllten Leinensäcken an. Sie schichte-

ten drei der Säcke auf die Erde und zündeten sie mit ihren Fackeln an. Die merkwürdig wirkenden Säcke gingen in farbenprächtige Flammen auf, die höchst exotische Düfte von sich gaben.

Als das Feuer die Säcke verzehrt hatte, wurden drei weitere Säcke in die lodernden Flammen geworfen. Shailiha war klar, dass es nicht lange dauern würde, bis auch alle übrigen Säcke zu Asche geworden waren.

In diesem Augenblick begriff sie, dass die Sklavenhalterdämonen wohl nicht ausschließlich hergeschickt worden waren, um Gnome zu töten oder die Baumstadt zu zerstören. Sie und Celeste mussten schnellstens eingreifen.

Sie drehte sich zur Seite, um etwas zu Celeste zu sagen, doch plötzlich war von unten ein durchdringender Schrei zu hören, der sie veranlasste, den Blick wieder auf das entsetzliche Schauspiel zu richten.

Zwei Sklavenhalter hatten einen Gnom gepackt und schlangen ihn über den brennenden Säcken hin und her. Je lauter er schrie, desto weiter ließen sie ihn sinken, sodass er dem Feuer immer näher kam.

Als seine Kleidung Feuer fing, warfen ihn die beiden Monster lachend in die Flammen.

Voller Verzweiflung drehte sich Shailiha Celeste zu. »Könnt Ihr sie töten?«, flüsterte sie.

Ein besorgter Ausdruck trat in Celestes Gesicht. Dann nickte sie jedoch. »Ich kann es versuchen«, sagte sie. »Allerdings könnte es passieren, dass ich dabei auch einige der Gnome umbringe.«

»Das wäre immer noch besser, als wenn alle Gnome auf diese grausame Weise stürben!«, erwiderte Shailiha. Voller Entsetzen sah sie, dass die zwei Sklavenhalter einen weiteren schreienden Gnom – diesmal eine Frau – zum Feuer zerzten.

»Sobald Ihr mich rechts aus dem Wald kommen seht,

fangt an, Eure Blitze zu schleudern! Dann rennt, so schnell Ihr könnt, den Hügel hinunter, um weitere Monster zu töten! Tut mir Leid, aber einen besseren Plan habe ich nicht, und wir müssen uns beeilen!« Lautlos zog sie ihr Schwert. »Und seht vor allem zu, dass Ihr *mich* nicht tötet!« Bevor Celeste noch etwas sagen konnte, war die Prinzessin durch das Gras devongekrochen.

Celeste hob den Kopf und versuchte, Shailiha mit dem Blick zu folgen, doch das braune Lederwams der Prinzessin ließ sie mit ihrer Umgebung verschmelzen. Nach einer Weile sah Celeste sie endlich unten am Rande des Waldes stehen.

Schwer atmend und mit feuchten Händen lehnte Shailiha, das Schwert in der Hand, an einem Baum und sondierte die Lage.

Lachend schwangen die beiden Sklavenhalterdämonen die kreischende Gnomfrau über dem Feuer hin und her, während die anderen Monster sie anfeuerten. Jeden Augenblick konnten sie sie in die Flammen werfen. Das Kleid der Gnomfrau schwelte bereits und drohte in Flammen aufzugehen. Shailiha blickte zum Hügel hoch und sah über dem wogenden Gras kurz Celestes rotes Haar auftauchen. Sie schloss kurz die Augen, um an Tristan und Morganna zu denken und all ihren Mut zusammenzunehmen.

Dann rannte sie mit erhobenem Schwert auf die Lichtung.

Celeste reagierte sofort. Sie stand auf und hob den rechten Arm. Ein prächtiger azurblauer Blitz schoss aus ihren Fingern und sauste gezielt auf die Sklavenhalter zu, die um die Gnome herumstanden. Dann rannte Celeste den Hügel hinunter, so schnell ihre Beine sie zu tragen vermochten.

Ein weiterer Blitz schlug in eine andere Gruppe von Sklavenhaltern ein und explodierte. Dutzende von Sklavenhaltern flogen in die Luft und wurden in Stücke geris-

sen. Organe und Blut spritzten über die Lichtung. Die überlebenden Sklavenhalter liefen auseinander. Viele von ihnen erwischte Celeste, die noch immer den Hügel hinunterrannte, mit einem weiteren Blitz.

Jedoch nicht alle.

Schreiend stürzte sich Shailiha auf eines der Monster, die die Gnomfrau gequält hatten. Ein überraschter Ausdruck trat in das Gesicht des Sklavenhalters. Dann riss er entsetzt die Augen auf, weil ihm klar wurde, dass ihm zur Gegenwehr keine Zeit mehr blieb. Mit einem einzigen Hieb trennte ihm Shailiha den Kopf ab. Blut spritzte auf, die versengte Gnomfrau flog durch die Luft und landete im Gras.

Ganz wie Tristan es ihr beigebracht hatte, vergeudete sie keine Zeit damit, sich über ihren Sieg zu freuen, sondern wirbelte wie eine Tänzerin herum, um nach dem anderen Sklavenhalter Ausschau zu halten. Doch sie war nicht so kampferfahren wie ihr Bruder und darüber hinaus auch zu langsam.

Hätte sie ihr Schwert nicht schon erhoben gehabt, so wäre sie an Ort und Stelle getötet worden, als die Klinge des zweiten Sklavenhalters auf sie niedersauste. Die beiden Schwerter prallten so heftig aneinander, dass von den rasiermesserscharfen Klingen Funken aufstoben. Die Prinzessin merkte sofort, dass sie die Oberhand verloren hatte. Rasch wich sie zurück, um mehr Platz für Manöver zu bekommen, doch ihr Gegner war genauso schnell wie sie.

Unablässig schlug das große, weißhäutige Monster mit dem Schwert auf sie ein und trieb sie immer mehr in die Enge. Als sie die Hitze des Feuers im Rücken spürte und begriff, dass sie nicht weiter zurückweichen konnte, geriet sie fast in Panik. Während die Klinge des Monsters erneut durch die Luft zischte, erkannte sie, dass ihr nur noch eines übrig blieb.

Ihr Schwert mit beiden Händen hebend, ließ sie sich vor

dem lodernden Feuer auf die Seite fallen. Die Klinge des Monsters sauste so dicht an ihrem Kopf vorbei, dass Shailiha spürte, wie sie durch die Enden ihrer langen Haare fuhr. Gerade als sie mit der rechten Hüfte auf dem Boden aufkam, riss sie das Schwert mit aller Kraft herum und schlug dem Sklavenhalter unterhalb der Knie die Beine ab. Mit einem gellenden Schrei stürzte er neben ihr zu Boden.

Rasch stemmte sich Shailiha aufs Knie hoch und stieß dem Sklavenhalter ihr Schwert zwischen die Augen. Dann stand sie auf, drückte dem Monster den Stiefel ins Gesicht und zog ihr Schwert aus seinem Kopf. Während ihr Blut von den Händen und der Klinge troff, blickte sie rasch umher.

Überall lagen tote Sklavenhalter und tote Gnome. Celeste hatte aufgehört, Blitze zu schleudern. Auf die Lichtung hatte sich eine unheimliche Stille herabgesenkt, die nur vom Prasseln des Feuers und dem Jammern der überlebenden Gnome durchbrochen wurde.

Die Prinzessin machte sich auf die Suche nach Celeste, die sie schließlich am Rand der Lichtung entdeckte. Ihr rechter Arm war nach wie vor ausgestreckt, ihre Fingerspitzen schienen stark versengt.

Vor ihr knieten drei Sklavenhalterdämonen, offenbar die einzigen Überlebenden. Ihre Waffen lagen ein Stück weiter entfernt auf einem Haufen. Mit einem Hass, bei dem Shailiha das Blut gefror, starrten sie zu Celeste hoch.

Shailiha ging zu Celeste und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Seid Ihr wohlauf?«, fragte sie. Ohne die Sklavenhalter aus den Augen zu lassen, nickte Celeste.

»Wenn irgendeiner von ihnen auch nur die geringste Bewegung macht, dann tötet sie alle«, sagte Shailiha streng. Celeste lächelte. »Gern«, erwiderte sie.

Shailiha ging zur Kampfstätte zurück. Einige der überlebenden Gnome hatten sich darangemacht, sich um ihre

Toten und Verwundeten zu kümmern. Andere knieten schluchzend neben den kleinen, misshandelten Körpern der Opfer. Außerdem hatte man Eimerketten gebildet, um das Feuer zu bekämpfen. Es tröstete Shailiha, dass man es vielleicht doch noch schaffen würde, einige der Häuser zu retten.

Als sie sie kommen sahen, traten einige der Gnome zögernd auf sie zu. Ein paar fielen ihr zu Füßen, um ihr die blutigen Stiefel zu küssen. Andere schlangen ihr die Arme um die Beine und weinten jämmerlich. Während sich immer mehr Gnome um sie versammelten, senkte Shailiha bedrückt den Kopf.

Von den Häusern der Baumstadt, die die Monster in Brand gesteckt hatten, waren nur noch verkohlte Überreste zu sehen. Immerhin schien etwa ein Drittel der Häuser vom Feuer verschont geblieben zu sein, darunter auch Fae-gans Wohnsitz. Sogar rund ein Dutzend der Leinensäcke, die die Sklavenhalter hatten verbrennen wollen, war unversehrt geblieben.

»Ich bin Shailiha, Prinzessin von Eutrakien«, wandte sie sich mit lauter Stimme an die Gnome. »Einige von Euch erkennen mich vielleicht wieder, denn ich war schon einmal hier. Sagt, ist Lionel der Kleine noch am Leben?«

Zuerst standen alle nur reglos da, ohne ein Wort zu sagen. Shailiha sank das Herz. Doch dann wich die Menge auseinander, um einen alten Gnom durchzulassen. Sein Kopf war kahl und glänzend. Nur an den Seiten hatte er noch ein paar dünne graue Haare. Er trug dunkle, zerrissene Hosen, Hemd und Weste sowie Schnabelschuhe. Nachdem er sich vor der Prinzessin aufgebaut hatte, verbeugte er sich kurz.

»Ich bin Lionel«, sagte er. »In unser aller Namen möchte ich Euch für das, was Ihr getan habt, danken, ja, das möchte ich.« Die umstehenden Gnome murmelten zustimmend.

Shailiha griff in ihr Wams und holte Faegans Brief heraus. Als Lionel Faegans vertrautes rotes Wachssiegel sah, griff er voller Eifer nach dem Brief. Dann zog er eine zersprungene Brille aus der Weste, klemmte sie sich auf die Nase und öffnete den Brief. Während er las, blickte Shailiha rasch zu Celeste und den gefangenen Sklavenhaltern hinüber. Dort war jedoch alles in Ordnung.

»Das wird nahezu unmöglich sein«, sagte Lionel, nachdem er den Brief gelesen und sich die Liste angesehen hatte. »Ich fürchte, ich werde nur sehr wenig für Euch tun können, ja, sehr wenig.«

»Verstehe, aber trotzdem müssen wir es unbedingt versuchen«, erwiderte Shailiha. Sie warf einen weiteren Blick in Richtung der Sklavenhalter. »Bitte bringt Eure Überlebenden von hier weg«, forderte sie ihn in einer Mischung aus Befehl und Bitte auf. »Eure Toten könnt Ihr später holen. Wir suchen Euch dann in Faegans Haus auf. Aber zunächst muss ich noch etwas erledigen – und Eure Leute haben bereits genug grässliche Dinge gesehen.«

Sorgfältig faltete Lionel den Brief zusammen und steckte ihn in seine Westentasche. »Ich werde Euch beide erwarten, das werde ich«, erwiderte er. »Inzwischen sehe ich zu, was ich tun kann.«

Auf ein Zeichen des winzigen Hausmeisters hin nahmen ein paar Gnome die übrig gebliebenen Leinensäcke auf. Dann verließ die Menge mit schleppenden Schritten die Lichtung.

Ihr blutiges Schwert immer noch in der Hand, ging Shailiha zu den drei Sklavenhaltern zurück, die von Celeste mit erhobenem Arm in Schach gehalten wurden. Finster starrten die Sklavenhalterdämonen die beiden Frauen mit ihren seltsamen weißen Augen an.

Ohne ein Wort zu sagen, baute sich Shailiha vor dem ersten Monster auf. Nachdem sie ihr Schwert im Gras abge-

wischt und in die Scheide zurückgesteckt hatte, zog sie ihren Dolch aus der Scheide.

Der Sklavenhalterdämon musterte Shailiha mit lüsterlichem Blick und fuhr sich mit der schwarzen Zunge über die Lippen. »Du bist verdammt hübsch, du Miststück.«

Shailiha kniff die Augen zusammen. »Du nicht.«

Mit einer raschen Handbewegung schnitt sie dem Monster mit dem Dolch die Kehle durch. Blut sprudelte hervor und ergoss sich auf seine Brust. Ein überraschter Ausdruck trat in seine Augen, die jedoch schon im nächsten Moment glasig wurden. Shailiha trat dem Sklavenhalter mit der Stiefelspitze unters Kinn, sodass er nach hinten stürzte.

Dann trat sie zum zweiten und drückte ihm die Dolchspitze gegen das untere Augenlid, bis ein wenig Blut austrat.

Mit der freien Hand zeigte sie auf den Sklavenhalter, den sie gerade getötet hatte. »Das war ein warnendes Beispiel«, sagte sie mit ruhiger Stimme. »Ich möchte einige Fragen beantwortet haben, und zwar sofort. Krassus hat euch hierher geschickt, um Faegans Kräutervorräte zu zerstören, nicht wahr? In den Leinensäcken, die ihr verbrannt habt, waren Kräuter. Verrate mir mal, wie viel ihr davon schon vernichtet habt!«

Der zweite Sklavenhalter starrte sie nur an. Dann spuckte er ihr ins Gesicht.

Shailiha stieß zu und bohrte ihm den Dolch in den Augapfel. Blut und Glaskörperflüssigkeit strömten heraus, während ihm Shailiha den Dolch weiter ins Gehirn trieb. Als sie die Klinge wieder herauszog, fiel ihr das Monster mit schmerzverzerrtem Gesicht vor die Füße.

Nachdem sie einen Augenblick lang seinem qualvollen Todeskampf zugesehen hatte, ging sie zum dritten Sklavenhalter weiter.

»Hoffentlich bist du schlau genug, um aus den Fehlern

anderer zu lernen«, sagte sie und drückte ihm die blutige Dolchspitze gegen den unteren Teil des rechten Auges. »Ich mach's dir auch ganz leicht«, knurrte sie. »Wo ist mein Bruder – der Mann, den ihr in jener Gasse in Farpoint gefangen genommen habt?«

Der Sklavenhalter grinste sie an. »Er ist unterwegs zum schrecklichsten Ort der Welt«, antwortete er. »Einige behaupten sogar, dieser Ort sei die Geburtsstätte der Magie. Von dort wird dein Bruder nie zurückkehren. Und selbst wenn er es täte, würdest du ihn nicht wiedererkennen, *Hohheit*.« Er machte eine Pause und grinste von Neuem, sodass seine spitzen schwarzen Zähne zu sehen waren.

»Töte mich ruhig«, zischte er, »denn mehr wirst du von mir nicht erfahren. Kein Tod von deiner Hand kann so schlimm sein wie die Dinge, die Krassus mir antäte, falls ich mehr verraten würde.«

Shailiha trat einen Schritt zurück. Nachdem sie ihren Dolch in die Scheide zurückgesteckt hatte, zog sie ihr Schwert und packte es mit beiden Händen. Dann trat sie hinter den Sklavenhalter und schlug ihm mit einem einzigen Hieb den Kopf ab.

Endlich konnte Celeste ihren müden Arm sinken lassen. Shailiha hielt ihr Schwert mit der Spitze nach unten schlaff in der Hand. Während sich die beiden Frauen ansahen, war am Himmel leiser, grollender Donner zu hören. Der Wind frischte auf und wirbelte Schutt und Asche über die Lichtung.

Shailiha blickte zum Himmel. Die Wolken waren noch dunkler geworden. Plötzlich fing es an zu regnen. Das Regenwasser mischte sich mit dem Blut der Toten und floss in roten Bächen durchs Gras.

Nachdem Shailiha ihr Schwert in die Scheide zurückgesteckt hatte, gingen sie und Celeste auf die verkohlten Überreste der Baumstadt zu.

SIEBZEHNTES KAPITEL

»Du machst dir Sorgen, nicht wahr?«, fragte Abbey.

Wigg holte tief Luft und stieß den Atem langsam wieder aus. Natürlich hatte er gewusst, dass Celeste und Shailiha versuchen würden, ihn in etwas hineinzumanövrieren. Desgleichen wusste er, dass es vielleicht nicht sonderlich klug gewesen war, sie zum Schattenwald reisen zu lassen. Doch er konnte auch verstehen, wie sehr es sie verzweifeln ließ, hier im Palast so gut wie eingesperrt zu sein, während Tristan noch immer vermisst wurde. Und da er auch wusste, wie sehr der Prinz den beiden am Herzen lag, hatte er schließlich seine Zustimmung gegeben.

Wigg seufzte. Zunächst hatte er keine allzu großen Bedenken gehabt, die beiden willensstarken Frauen allein losziehen zu lassen, vor allem in Anbetracht von Celestes neuer Gabe. Doch jetzt, da sie weg waren, bereitete ihm seine Entscheidung Unbehagen.

Er machte ein finsternes Gesicht. Wenn Celeste und Shailiha allerdings morgen nicht zur festgesetzten Zeit aus Faegans Portal kamen, würde er sie selbst holen gehen. Wenn es doch bloß auch so einfach gewesen wäre, Tristan zurückzuholen!

Vor vier Jahren hatte Wigg Krassus mit dem Amt des Ersten Stellvertreters betraut – ein Umstand, der die ohnehin schon zunehmenden Schuldgefühle des Obermagiers noch um einiges verstärkte. Damals war Krassus all das gewesen, was sich die Magier überhaupt hätten wünschen können. Für einen Konsul war er sehr mächtig und gelehrt. Außerdem schien er sich einzig und allein der Ausübung der Operativa verschrieben zu haben. Wegen seiner unzähligen guten Taten genoss er unter der Bruderschaft den denkbar

besten Ruf, sein Mitgefühl und seine Geduld waren geradezu legendär, sodass Wigg ihn ohne irgendwelche Vorbehalte für das Amt des Stellvertreters vorgeschlagen hatte.

Das Direktorium hatte sich Wigg freudig angeschlossen und Krassus einstimmig zum Ersten Stellvertreter gewählt. Selbst als Nicholas die Konsuln entführt hatte, damit sie ihm bei der Errichtung der Tore der Dämmerung halfen, hatte Wigg immer noch gehofft, dass Krassus unter denen war, die sich Nicholas' Zugriff entzogen hatten.

Doch all das hatte sich an dem Tag geändert, da Krassus in den Palast eingedrungen war.

Der Krassus, den Wigg an jenem Tag erlebt hatte, war nicht nur durch und durch böse gewesen, sondern auch jähzornig, ungeduldig und bereit, ohne nachzudenken Gewalt anzuwenden – ganz wie es bei den Zauberinnen des Bundes der Fall gewesen war. Abgesehen davon, dass Krassus jetzt wesentlich mächtiger schien als früher, war er auch äußerst unberechenbar geworden, was ihn zu einem Feind machte, wie man ihn sich schlimmer kaum denken konnte. Und seine Krankheit – der Husten und das Blutspucken – bedeutete nach wie vor ein Rätsel.

Die Erinnerung an das verderbte Glitzern in Krassus' Augen ließ Wigg von Sekunde zu Sekunde mehr um Tristans Leben fürchten. Wenn es noch Hoffnung geben sollte, den Prinzen zu finden und lebendig nach Hause zurückzuholen, mussten sie so schnell wie möglich die Kräuter aus dem Schattenwald bekommen.

»Ich wüsste zu gern, woran du gerade denkst«, sagte Abbej und riss ihn aus seinen Gedanken.

Sie drehte sich in Wiggs großem Himmelbett auf die Seite und stützte sich lächelnd auf den Ellbogen. Sanft strich er ihr mit dem Handrücken über die Wange.

»Du hast mich heute Nacht ziemlich überrascht«, sagte er leise. »Aufs Angenehmste, wie ich hinzufügen muss.«

»Dreihundert Jahre sind eine lange Zeit, Obermagier«, neckte sie ihn, »trotz des Zeitzaubers.« Sie schob ihr Gesicht näher an das seine heran und lächelte von neuem. »Bloß weil sie ewig lebt, sollte eine Frau nicht ewig warten müssen, weißt du.«

Wigg lächelte sie an.

Mitternacht war lange vorüber. Durch die offene Balkontür kam das leise Quaken der Baumfrösche herein, und man hörte, wie die Blätter im verwilderten Palastgarten im Wind raschelten. Der Nachthimmel war klar und mit funkelnden Sternen bedeckt, die dem Liebespaar hier im Zimmer zuzuzwinkern schienen, als wüsste der Himmel um das Geheimnis der beiden und hieße es gut. Von Zeit zu Zeit hob sich die dunkle Silhouette eines Patrouille fliegenden Helferlings gegen die drei rosaroten Monde ab.

Weil er sich um Tristan, Shailiha und Celeste sorgte, hatte Wigg nicht schlafen können. Zu später Stunde hatte sich die Tür seines Schlafzimmers unerwartet geöffnet und leise wieder geschlossen. Wigg hatte sich im Bett aufgesetzt und den Arm gehoben, um sich zu verteidigen. Dann hatte er Abbeyes Gestalt an der offenen, mondbeschiedenen Balkontür vorbeihuschen sehen.

Bevor er etwas sagen konnte, war sie zu ihm ans Bett getreten und hatte ihm den Finger auf die Lippen gelegt. Nachdem sie ihr Gewand hatte zu Boden gleiten lassen, stand sie einen Augenblick lang von rosarotem Mondlicht übergossen da. Dann kam sie zu ihm ins Bett. Wigg hatte sie in die Arme genommen – und eine dreihundertjährige Trennung war endlich zu Ende gegangen.

Wigg drehte sich zur Seite und sah ihr in die Augen. »Ich mache mir die größten Sorgen um den Prinzen«, seufzte er. »Sag mal ehrlich, wirst du ihn finden können, wenn du die richtigen Zutaten hast?«

Nachdenklich kniff sie die Augen zusammen. Dann

schüttelte sie seufzend den Kopf. »Es wäre wesentlich besser, wenn mir etwas von seinem Körper zur Verfügung stünde, zum Beispiel eine Haarlocke oder ein Stück Fußnagel«, erwiderte sie. »Aber er und die Prinzessin sind Zwillinge, sodass ihr Haar vielleicht genügen könnte. Oder ein Tropfen ihres Blutes. Aber vergiss nicht, selbst wenn eine Flamme ihn uns zeigt, wissen wir immer noch nicht, wo er ist, es sei denn, einer von euch ist imstande, seine Umgebung zu erkennen. Ich werde natürlich alles tun, was in meinen Kräften steht, aber das reicht vielleicht nicht aus.«

»Und diese alte Schriftrolle, von der Krassus gesprochen hat – was ist damit?«

»Die zu sehen wird noch wesentlich schwieriger sein, vielleicht sogar unmöglich. Ich bräuchte ein Stück von der Rolle selbst, aber so etwas haben wir nicht. Die Suche nach diesem Dokument ähnelt der nach einer Nadel im Heuhaufen, und zwar mit verbundenen Augen und Fäustlingen an den Händen.«

»Und Wulfgar?«

»Ich hoffe, dass uns seine Haarlocke Erfolg beschert. Mit Sicherheit wissen werde ich es aber erst, wenn ich es ausprobieren. Ich weiß, das ist nicht das, was du hören wolltest, aber so liegen die Dinge nun einmal.« Einen Augenblick lang herrschte Schweigen, während beide ihren eigenen Gedanken nachgingen.

»Die zwei lieben sich, nicht wahr?«, fragte Abbey plötzlich.

»Wer?«, gab Wigg zurück.

»Tristan und Celeste«, antwortete sie mit einem Lächeln. Da sie den Obermagier schon so lange kannte, merkte sie sofort, wenn er sich absichtlich ahnungslos stellte. Sie hatte jedoch nicht die Absicht, ihm das durchgehen zu lassen.

»Nur einem Blinden würde entgehen, dass sie sich zueinander hingezogen fühlen«, fuhr sie fort. »Obwohl ich mir

nicht sicher bin, ob ihnen klar ist, wie groß diese Anziehung ist. Merkwürdigerweise sind die Liebenden selbst manchmal diejenigen, die als Letzte merken, wie es um sie steht, findest du nicht?«

Wigg schwieg einen Augenblick. Dann zog er einen Mundwinkel hoch.

»Ja«, sagte er. »Du hast Recht. In mehr als einer Hinsicht.«

»Und trotzdem verhalten sie sich nicht wie Verliebte«, sagte sie. »Wie kommt das? Glauben sie vielleicht, es könnte dir missfallen?«

»Das würde es nicht«, antwortete Wigg. »Ich würde es sogar sehr begrüßen. Der Tag, an dem Tristan und Celeste den Bund der Ehe eingingen, wäre wahrhaftig einer der schönsten Tage meines Lebens. Tristans Zurückhaltung rührt, glaube ich, zum Teil daher, dass er befürchtet, seine Beziehung zu mir könnte sich ändern, falls er seiner Liebe freien Lauf lässt. Zweifellos wäre das auch der Fall, aber nicht so, wie er es sich vermutlich vorstellt. Wesentlich größere Sorgen bereitet mir bei dieser Angelegenheit indes Celeste. Auch Tristan hat begriffen, worum es dabei geht, das merke ich. Und ich nehme an, dies ist ein weiterer Grund, warum er noch nicht versucht hat, ihr Herz zu erobern. Kurzum, er verhält sich ganz so wie ein Gentleman.«

Abbey legte den Kopf auf Wiggs Brust. »Das verstehe ich nicht.«

»Tristan wartet darauf, dass ihre Seele wieder gesundet, was vielleicht nie geschieht«, sagte Wigg mit trauriger Stimme. »Celeste spricht nie davon, wie Ragnar sie missbraucht hat. Es ist, als glaube sie, diesen Teil ihrer Vergangenheit auslöschen zu können, indem sie ihn leugnet. Doch erst wenn sie sich diese grauenhaften Dinge selbst eingesteht und sie als unauslöschlichen Teil ihrer Vergangenheit akzeptiert, wird sie aufhören, sie zu verdrängen. Derglei-

chen habe ich unmittelbar nach dem Krieg mit den Zauberinnen nur allzu oft erlebt. Ich habe allerdings nie geglaubt, dass ich jemals Kinder haben würde, war mir aber sicher, dass ich, falls ich welche hätte, als Obermagier in der Lage sein würde, sie zu schützen. Das war ein großer Irrtum von mir!« Wigg machte nun eine kurze Pause und dachte nach. »Es gibt noch zwei andere Dinge, die ich aus tiefstem Herzen bedaure«, fuhr er fort.

»Nämlich?«, fragte Abbey, obwohl sie sich ziemlich sicher war zu wissen, worum es sich in dem einen Fall handelte.

»Bei der ersten Sache geht es, wie du dir denken kannst, um dich«, antwortete er. »Ich hätte nie mit dem Direktorium dafür stimmen dürfen, die gemischtblütigen Adepten zu verbannen. Das war grausam und unnötig, wie so viele unserer damaligen Entscheidungen. Stattdessen hätte ich aus dem Direktorium ausscheiden und mit dir fortgehen sollen. Dann hätten wir die letzten dreihundert Jahre zusammenbleiben können. Das Direktorium wäre auch ohne mich ausgekommen.«

Abbey hob den Kopf und sah ihm tief in die Augen. »Du irrst dich«, widersprach sie. »Alles geschieht aus einem ganz bestimmten Grund. Es war dein Schicksal, das Direktorium zu leiten und die Geburt und das Aufwachsen der Erwählten zu überwachen. Und dann mit Tristans Hilfe Shailiha und den Unvergleichlichen aus den Klauen des Bundes zu retten. So wie es mein Schicksal war, allein im Hartwick-Wald zu leben und meine Künste zu verfeinern, damit ich dir helfen kann, wenn du mich am dringendsten brauchst. Hättest du gegen das Direktorium gestimmt und Tammerland verlassen, wäre die Welt heute nichts als ein Spielball der Zauberinnen. Im tiefsten Herzen weißt du das auch. Du bist hier geblieben, weil es dein Schicksal war, so wie wir durch einen anderen, wenn auch ähnlichen Akt des

Schicksals wieder zusammengekommen sind. Deshalb ist es unnötig, dass ich dir vergebe. Du hast getan, was du tun musstest. Und jetzt ist endlich alles so, wie es sein soll.«

Sie schmiegte sich an ihn. »Selbst wenn du dreihundert Jahre gebraucht hast, um zu mir zurückzukehren«, fügte sie verschmitzt hinzu. Wigg lachte leise.

»Und was bedauerst du noch?«, fragte sie.

»Die Sache mit Wulfgar«, sagte Wigg. »Der König und die Königin erteilten mir und den Konsuln schon vor langer Zeit den Auftrag, ihn zu finden, was uns aber nie gelungen ist. Natürlich bin ich in aller Stille zu dem Waisenhaus gegangen, das ihn an die Stiefeltern vermittelt hatte, und habe mit der Vorsteherin gesprochen. Doch als ich zu der Adresse kam, die sie mir gegeben hatte, stellte sich heraus, dass die Familie weggezogen war. Es ist mir nie gelungen, sie ausfindig zu machen, was nicht weiter erstaunlich ist, wenn man bedenkt, wie groß das Land ist und wie viele Jahre inzwischen vergangen waren. Doch ich spüre, dass Wulfgar irgendwo da draußen ist, ebenso wie ich Tristans Existenz fühlen kann. Und mein Herz sagt mir, dass sie beide in großer Gefahr sind. Vielleicht kommt es eines Tages sogar dazu, dass sich ihre Wege kreuzen, ohne dass der eine weiß, wer der andere ist. Ich muss sie finden, bevor es zu spät ist.«

Wigg legte sich zurück und dachte nach. »Ich kann nur hoffen, dass es die Umstände nicht erfordern, Wulfgar zu töten, wenn ich ihn finde«, sagte er leise. »Dieser Befehl meiner Königin quält mich seit Jahrzehnten, und ich glaube, es würde mir das Herz brechen, wenn ich ihn ausführen müsste.«

Eine Zeit lang lagen sie still nebeneinander und lauschten dem Wind.

»So viele Geheimnisse«, sagte Wigg schließlich, halb zu sich selbst. »Und jedes davon ist eher eine Last als ein Segen, das kann ich dir versichern.«

Abbey lächelte vielsagend. »Und darunter sind sicher auch viele, die du uns noch nicht verraten hast.«

»O ja«, entgegnete Wigg. »Es gibt so vieles, was Tristan, Shailiha und besonders Wulfgar nicht über sich wissen, Dinge, die ich ihnen erst im Laufe der Zeit mitteilen kann. Und diese Zeit wird immer knapper.«

»Und was ist mit unserem Geheimnis?«, fragte Abbey. »Mit dem, was heute Nacht geschah? Wollen wir es den anderen verraten?«

Wigg dachte kurz nach. »Nein, ich glaube, das sollten wir für uns behalten«, sagte er, indem er sie anlächelte. »Ich musste über dreihundert Jahre auf dich verzichten und möchte unsere Beziehung erst einmal ungestört genießen. Außerdem werden es die anderen schnell genug herausfinden. Und dann werden sie uns erbarmungslos damit aufziehen, da kannst du dir sicher sein. In gewisser Weise haben Celeste und Shailiha schon damit angefangen.«

»Wie du willst«, erwiderte Abbey schläfrig.

Wigg lag einen Augenblick lang schweigend da und dachte nach. »Faegan wird es natürlich wissen, ohne dass man es ihm erzählt«, sagte er.

»Wie das?«, fragte Abbey, der die Augen allmählich zufielen.

Wigg fuhr ihr mit der Hand durch ihr langes Haar und lauschte ihren Atemzügen, die immer gleichmäßiger wurden. »Er ist ein Magier«, flüsterte er, während sie in seinen Armen einschlummerte. »Und Magier wissen immer Bescheid.«

ACHTZEHNTES KAPITEL

Wumm! ... Wumm! ... Wumm!

Wie ein Dolch drang das unablässige Hämmern der Schlägel Tristan in den Kopf, während er am Ruder zog. Die Hitze auf der Galeere war ebenso überwältigend wie der Gestank. Angekettet und unbewaffnet, saß er zusammen mit anderen Männern auf der Ruderbank, die alle in der gleichen Lage waren wie er und ruderten, so gut sie es vermochten, um nicht plötzlich einen Peitschenhieb zu bekommen oder mit einem Dreizack malträtiert zu werden.

Aus irgendeinem Grund hatte man ihm erlaubt, seine Kleidung anzubehalten, statt den schäbigen Lendenschurz anzulegen, den die anderen trugen. Und das Essen, das er bekam, war besser als das der anderen. Das hatte zu verstohlenen, misstrauischen Blicken seitens der anderen Sklaven geführt, sodass er sich wie ein Ausgestoßener vorkam. Und was noch schlimmer war: In der Hitze ließ ihn seine Kleidung schneller müde werden und stärker schwitzen. Inzwischen beneidete er die anderen um die einfachen, fast unanständigen Stoffketten, die sie trugen.

Während er verbissen ruderte, floss ihm der Schweiß in Strömen über den Leib. Er hatte das Gefühl, dass seine Muskeln jeden Augenblick reißen würden. Voller Hass beobachtete er, wie der weißhäutige Sklavenhalter vor ihnen unablässig den geisttötenden Takt schlug. Andere Sklavenhalter stolzierten den Gang auf und ab und machten, ohne zu zögern, von ihren schauerlichen Waffen Gebrauch. Er war zwar noch nicht geschlagen worden, wusste aber, dass es irgendwann dazu kommen würde.

Tristan saß in der vordersten Reihe, auf dem ersten Platz rechts vom Gang. Während er das Ruder wieder und wie-

der gegen die Brust zog, blickte er auf die Ziffer, die in den Griff eingeritzt worden war. *Eins*. Trotz seiner verzweifelten Lage nötigte ihm die Ironie des Ganzen ein Lächeln ab.

Plötzlich wurde er von heftiger Übelkeit befallen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich in Richtung des schwankenden Decks zu beugen und sich zu übergeben. Inzwischen war ihm das schon so oft passiert, dass nur noch klare Gallenflüssigkeit herauskam. Fast ständig war zu hören, wie sich jemand erbrach, und der penetrante Gestank – nach Erbrochenem, Blut und Urin – trug nicht unwesentlich zu Tristans Übelkeit bei.

Dass er seekrank geworden war, hatte Tristan nicht weiter überrascht, da er es überhaupt nicht gewohnt war, auf dem Wasser zu sein. Auch wusste er nur sehr wenig über die Seefahrt. Nach dem Ende des Krieges mit den Zauberinnen vor über dreihundert Jahren hatte die Monarchie auf eine Kriegsmarine verzichtet, weil man sie für unnötig hielt. Das Meer der flüsternden Stimmen galt ohnehin als nicht passierbar, und dass es außer Eutrakien noch andere Länder gab, hatte man damals gar nicht gewusst.

Doch all das hatte sich geändert, nachdem der Bund überraschenderweise zurückgekehrt war und man in Erfahrung gebracht hatte, wie es den Zauberinnen gelungen war, das Meer zu überqueren. Schon seit einiger Zeit war sich Tristan bewusst, welche enorme Bedeutung die Helferlingsflotte hatte, die in der Nähe der parthalonischen Küste vor Anker lag – eine Flotte, die jetzt unter seinem Kommando stand. Doch im Augenblick nutzten ihm diese Schiffe ungefähr so viel, als wären sie auf einem der drei Monde veräut. Was er durch den Ruderschlitze sah, verriet ihm, dass das Schiff nach Osten segelte. Aber wohin? Nach Parthalonien? Was im Namen des Jenseits hatte Krassus nur vor?

Tristan warf einen Blick auf seine Ketten, die ihn nicht nur ans Deck, sondern auch an die übrigen Ruder fesselten.

Jedem der Ruderer war das Wort *Talis* in die Schulter gebrannt worden. Tristan jedoch hatte man nicht gebrandmarkt. Trotzdem hatte er den Eindruck, dass er genauso entbehrlich wie die anderen war. Das ging aus der Art und Weise, wie sie angekettet worden waren, eindeutig hervor. Sollte das Schiff sinken, würde es den Sklaven nicht gelingen, es rechtzeitig zu verlassen.

Nummer eins, dachte er, während er das schwere Ruder gegen die Brust zog. Hier war er nicht mehr der Kronprinz von Eutrakien, geschweige denn der Erwählte. Hier war er nur Nummer eins. Und Nummer eins würden weder Vergünstigungen noch Barmherzigkeit zuteil werden. Bisher schien ihn niemand erkannt zu haben. Er war lediglich ein Sklave, der versuchte, einen weiteren Tag zu überleben. Und hier gab es keine Magier, die ihm zur Flucht verhelfen konnten.

In diesem Augenblick kam ein Sklavenhalterdämon vom Oberdeck die Treppe herunter. »Ruder heben!«, brüllte er. Unverzüglich hörte das unerbittliche Hämmern der Schlägel auf. Wie ein Mann hoben die Sklaven die Ruder aus dem Meer der flüsternden Stimmen, bis sie einige Fuß über den Wellen schwebten.

Tristan wusste, was gleich geschehen würde, denn dieses Ritual hatte er schon mehrmals miterlebt. Ein neuer Treiber war gekommen, um den bisherigen abzulösen. Das schien ungefähr alle vier Stunden zu passieren, und in dieser Zeit brauchten die Sklaven nicht zu rudern.

Obwohl seine Muskeln wie Feuer brannten, drückte Tristan den Griff seines Ruders gehorsam nach unten. Er wollte es vermeiden, Aufmerksamkeit zu erregen, und das war nur zu schaffen, wenn er seine Arbeit so gut wie möglich machte.

Er beobachtete, wie der sitzende Treiber die beiden großen Schlägel hinlegte und der andere Sklavenhalter zu ihm

trat, um ihn abzulösen. Auf genau diesen Moment hatte Tristan gewartet und gehofft.

Er machte sich keine Illusionen, dass es ihm gelingen könnte, zu fliehen. Er wusste, dass er keine Chance hatte, die Sklavenhalter zu überwältigen und sich von seinen Ketten zu befreien. Er wollte lediglich eine Frage klären, die ihn quälte, seit er hier zu sich gekommen war. Und dafür bot sich jetzt eine günstige Gelegenheit.

Langsam drehte er dem rechts von ihm sitzenden Sklaven, einem mürrischen Burschen, der kaum etwas sagte und dem Tristan auf Anhieb misstraut hatte, den Kopf zu. Trotzdem hatte er keine andere Wahl. Bald würde er wieder rudern müssen und keine Gelegenheit mehr haben, sein Vorhaben auszuführen. Er musste es zumindest versuchen und dabei auf sein Glück vertrauen.

Tristan tat so, als müsse er sich wieder übergeben. Während er sich über das Ruder beugte, ließ er seine rechte Hand verstohlen in Richtung seines rechten Stiefels gleiten.

Wie Tristan erwartet hatte, wandte der Mann rechts von ihm den Kopf ab, um nicht sehen zu müssen, wie sich sein Nebenmann erbrach.

Während Tristan würgte und ächzte, schob sich seine Hand immer näher an den Stiefel heran, bis es ihm endlich gelang, zwei Finger hineinzustecken.

Tristan erstarrte. Es war nichts zu spüren.

Er geriet in Panik. Mit aller Kraft drückte er den Rudergriff ein Stück weiter nach unten, damit seine Finger noch tiefer in den Stiefel gleiten konnten. Als er aufsah, bemerkte er, dass sich der Treiber erhoben hatte. Es blieben ihm nur noch Sekunden, bis der neue Treiber den Befehl geben würde weiterzurudern.

Und dann berührten seine Finger Metall. Der Hirnhaken, den er seit Nicholas' Tod und der Zerstörung der Tore der Dämmerung im rechten Stiefel trug, war also noch da.

Es war ein dünnes, rasiermesserscharfes Stilett, an dessen Ende sich ein kleiner Haken befand. Krassus und seine Sklavenhalterdämonen hatten ihn nicht entdeckt! Tristan war außer sich vor Freude.

Doch dann spürten seine Finger noch etwas anderes – etwas Nachgiebiges, Kratziges, das weiter oben im Stiefel steckte. Wer immer es dort hingetan hatte, hatte den weit nach unten geschobenen Hirnhaken vermutlich nicht bemerkt.

Tristan spannte seine Muskeln aufs Äußerste an, um den Gegenstand zwischen die Fingerspitzen zu bekommen und vorsichtig zum oberen Rand des Stiefels zu ziehen. Dann sah er nach unten.

Ein Stück Pergament. Tristan erkannte sofort, dass es von der Rolle der Destruktiva stammte, die an Bord der *Meergast* auf Krassus' Tisch gelegen hatte.

Aber wer hatte es ihm in den Stiefel gesteckt? Und warum?

Doch er hatte keine Zeit, über dieses neue Rätsel nachzudenken. Mit Muskeln, die vor Erschöpfung und Anstrengung zitterten, lehnte er sich gegen das Ruder, während seine Fingerspitzen das Stück Pergament wieder nach unten in den Stiefel schoben.

Doch er hatte das Ruder zu lange nur mit einer Hand festgehalten. Die Anstrengung erwies sich als zu groß. Gerade als er sich wieder aufrichten wollte, entglitt ihm der Rudergriff. Die anderen Sklaven auf seiner Bank schrien auf und bemühten sich, das Ruder auch ohne ihn gerade zu halten.

Sofort fuhren die Köpfe der Sklavenhalterdämonen herum. Mehrere von ihnen setzen sich in Bewegung und kamen, den Blick ihrer leeren Augen auf Tristan geheftet, auf ihn zu.

Der neue Treiber erreichte ihn als Erster. Grinsend ent-

blößte er seine spitzen schwarzen Zähne. Als Tristan aufblickte, sah er ein großes Schlüsselbund am Ledergürtel des Monsters hängen.

»Krassus hat mir schon gesagt, dass du Schwierigkeiten machen würdest, Nummer eins«, sagte der Sklavenhalter in drohendem Ton. »Hast ja nicht lange gebraucht, um deinem Ruf gerecht zu werden!«

Er nahm einem der anderen Sklavenhalter seine neunschwänzige Katze ab und entrollte sie langsam.

»Dafür wirst du natürlich bestraft«, sagte er. »Und zwar so, dass du jedes Mal, wenn du dich beim Rudern vorbeugst, an deine neue Stellung erinnert wirst. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, und ich werde dafür sorgen, dass du bei jedem Ruderschlag an mich denkst.« Er grinste von neuem.

Tristan starrte ihn hasserfüllt an. »Du bist nicht so großartig, wie du denkst«, fauchte er. »In Farpoint habe ich mehrere von deiner Art getötet. Das war sehr leicht, und ich habe es genossen, ihr Blut an meinen Händen zu spüren. Bevor ich mit euch fertig bin, werde ich noch etliche andere von euch umbringen, das schwöre ich. Dich auch.«

Der Sklavenhalter schob den Griff seiner Peitsche unter Tristans Kinn und drückte ihm brutal den Kopf hoch. »So, so«, erwiderte er. »Sag mal, wie viele von meinen Brüdern hast du denn getötet?«

»Mindestens fünf«, antwortete der Prinz, ohne nachzudenken. Erst hinterher wurde ihm klar, dass er gerade einen Fehler gemacht hatte.

Das vor ihm stehende Wesen grinste wieder. »Danke«, sagte der Sklavenhalter. »Dann sollen es fünf sein.« Er zog den Peitschengriff unter Tristans Kinn weg und nickte den neben ihm stehenden Sklavenhaltern kurz zu.

Zwei von ihnen packten die Hände des Prinzen, während ihm ein anderer seine schwarze Lederweste aufschnürte.

Ehe Tristan es sich versah, hatte man ihm die Weste über den Kopf gezogen und sie über seine Unterarme gestülpt. Dann zwang man ihn, sich nach vorn zu beugen. Ringsum herrschte Totenstille. Nur das Knarren der Planken des durch die Wellen schaukelnden Schiffs war zu hören.

Tristan wusste, was nun kommen würde, und konnte nichts dagegen tun. Das Einzige, womit er sich zur Wehr zu setzen vermochte, waren seine Gedanken. Deshalb beschloss er, bei jedem Peitschenhieb an jemanden zu denken, der ihm am Herzen lag. Und was auch immer geschehen würde, er würde diesen widerwärtigen Monstern nicht die Freude machen, ihn schreien zu hören.

Die Peitsche piffte durch die Luft und riss die Haut seines nackten Rückens auf. Wellen von Schmerz schossen ihm durch den Körper.

Shailiha, dachte er, meine Schwester, die ich aus Parthalonien zurückgeholt habe.

Wieder sauste die Peitsche nach unten. Seine Haut platzte an weiteren Stellen auf, aus denen azurblaues Blut sickerte. Sein Körper baumelte wie eine Marionette hin und her.

Wigg, mein Lehrer, der mich eines Tages in Magie unterweisen wird.

Zum dritten Mal landeten die neun Lederstreifen auf seinem Rücken. Immer mehr leuchtendes azurblaues Blut floss aus den Wunden und sammelte sich auf seinen rostigen Ketten und auf der Bank unter ihm an.

Faegan ... der schelmische Magier aus dem Schattenwald ... mit seiner Violine und seiner blauen Katze ...

Jetzt platzte sein Rücken noch weiter auf. Obwohl er die Zähne zusammenbiss, hätte Tristan fast aufgeschrien. Schweiß lief ihm übers Gesicht, sein keuchender Atem wurde immer abgehackter. Er schloss die Augen und versuchte, sich für den nächsten Hieb zu wappnen.

*Geldon, mein Freund ... so klein von Gestalt ... aber mit ...
einem so großen ... Herzen ...*

Der fünfte und letzte Hieb war der heftigste von allen. Azurblaues Blut spritzte dem Sklavenhalter ins Gesicht und auf die Hände. Grinsend rollte das Monster die Peitsche langsam wieder auf. Während das helle, leuchtende Blut von Tristans Rücken aufs Deck floss, starrten sowohl die Sklaven wie auch die Sklavenhalter die eigenartige, wundersame Substanz an, als wäre es eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Und Celeste ... meine geliebte Celeste ...

Plötzlich spürte er, wie ihm kaltes, salziges Meerwasser über die Wunden gegossen wurde. Das allerdings war mehr, als er ertragen konnte.

Mit leisem Stöhnen verlor Tristan das Bewusstsein und sank auf das schmutzige Deck.

NEUNZEHNTES KAPITEL

»Willkommen im Kräutercubiculum!«, rief Lionel, ohne sich umzudrehen. Faegans winziger Hausmeister schien hektisch etwas zu suchen. »Wo in aller Welt habe ich nur wieder meine Sortierlöffel hingetan?«

Er machte sich daran, auf einem großen, voll gestellten Tisch herumzukramen. »Wenn ich sie nicht finde, wird alles viel schwieriger werden, ja, das wird es«, schwatzte er vor sich hin. »Meister Faegan steht unter Zeitdruck.«

Während er sich die spärlichen Haare verzweifelt raufte und gleichzeitig versuchte, seine Brille auf der Nase zu behalten, sprang Lionel der Kleine von dem Hocker, der viel zu hoch für ihn zu sein schien, und wuselte auf seinen kurzen krummen Beinen im Zimmer umher.

Nachdem Shailiha die Sklavenhalter getötet hatte, hatten sie und Celeste sich zu Faegans Baumhaus begeben. Durch eine Geheimtür im Stamm des uralten, knorrigen Baums waren sie zu einer Wendeltreppe gelangt, die ins Foyer hochführte. Dort wurden sie von einer rundlichen Gnomin begrüßt, die einen höflichen Knicks machte und sich als Samantha die Untersetzte vorstellte. Mit einer Geste forderte Samantha die beiden Frauen auf, ihr zu folgen, und geleitete sie eine Reihe dunkler, mit glänzendem Holz gefädelter Gänge entlang. Die labyrinthartige Anlage erinnerte Shailiha an die Festung – auch wenn das hier eine wesentlich kleinere Version aus Holz war. Nachdem sie eine Treppe hochgestiegen waren, gelangten sie in einen weiteren Gang, der an einer zweiflügeligen Tür aus Mahagoni endete. Samantha klopfte zweimal. Als Lionel von drinnen »herein« rief, lächelte sie und verabschiedete sich mit einem weiteren Knicks.

Nachdem Shailiha und Celeste die Tür geöffnet hatten und eingetreten waren, blieben sie sogleich stehen und sahen sich mit großen Augen um. Der riesige Raum schien die gesamte dritte Etage des Baumhauses einzunehmen. Die kuppelförmige Decke bestand aus durchsichtigem Glas und setzte sich aus bleigefassten Scheiben zusammen. Man sah, dass der Regen aufgehört hatte und die Sonne hinter den Wolken hervorgekommen war.

Das Kräutercubiculum, wie Lionel es nannte, war zum einen Teil eine Pflanzenschule, zum anderen ein Laboratorium, aber auch eine Bibliothek. An einer Wand standen Bücherregale, die vom Boden bis zur Decke reichten und mit Schriftrollen, Büchern und Tafeln gefüllt waren. Eine andere Wand war mit Tafeln bedeckt, die esoterische Symbole abbildeten.

Der Pflanzenschulbereich nahm etwa die Hälfte des Raumes ein. Überall standen kleine Tische mit Topfpflanzen in den unterschiedlichsten Farben, Formen und Größen. In vielen Fällen waren die Blätter, Zweige und Ranken so lang gewachsen, dass sie bis zum Boden herunterhingen und sich teilweise sogar die schmalen Gänge zwischen den Tischen entlangschlängelten. Einige der Kletterpflanzen rankten sich die Wände und Säulen hoch, dem Sonnenlicht entgegen, das durch die Glasdecke hereinströmte.

Der restliche Teil des Raums war als Laboratorium eingerichtet. Die dortigen Tische hatte man mit seltsam aussehenden Instrumenten und Glasbehältern voll gestellt, in denen verschiedene Flüssigkeiten dampfend vor sich hin brodelten. Obwohl die Luft warm und feucht war, roch sie frisch und duftete nach tausenderlei Kräutern.

Ein Teil des Laboratoriums war verwüstet. Etliche Regalbretter waren von der Wand gerissen worden, der Boden war mit Scherben, getrockneten Kräutern und schimmernenden bunten Öllachen übersät. Nicht weit von diesem

Durcheinander lagen die Leinensäcke, die man vor dem Feuer der Sklavenhalter hatte retten können.

»Ich muss meine Sortierlöffel finden, ich muss«, schnat-terte Lionel, während er seine Suche fortsetzte. »Sie sind ganz und gar nötig, versteht Ihr? Wenn ich sie verloren habe, werde ich sehr ärgerlich sein, ja, sehr, sehr ärgerlich!«

Nachdem Shailiha dem herumwuselnden Gnom eine Weile zugesehen hatte, schaute sie Celeste fragend an. Wiggs Tochter schüttelte den Kopf und zog nach Art ihres Vaters eine ihrer Augenbrauen hoch. Lionel, der spürte, wie verblüfft die beiden Frauen allmählich waren, drehte sich ihnen zu.

»Nun steht doch nicht bloß glotzend da!«, sagte er und winkte sie ins Zimmer. »Es gibt viel zu tun! Kommt herein, kommt herein!« Die zwei Frauen gehorchten und traten weiter ins Zimmer.

Shailiha zeigte auf die Leinensäcke. »Da sind Kräuter drin, nicht wahr?«, fragte sie. »Deshalb hat Krassus seine Helfershelfer hergeschickt – um möglichst viel von Faegans Vorräten zu zerstören und unserer Adeptin die Arbeit zu erschweren.«

»Ganz richtig«, erwiderte Lionel, der nach wie vor von Tisch zu Tisch watschelte, um nach seinen geheimnisvollen Löffeln zu suchen. »Meister Faegan hat mir in seinem Brief erklärt, in welcher misslichen Lage Ihr Euch befindet. Aber jetzt ist alles noch viel schlimmer geworden, muss ich sagen, ja, noch viel schlimmer.«

»Inwiefern?«, fragte Celeste.

Lionel blieb vor einem weiteren Tisch stehen und wühlte in den Papieren herum, die darauf lagen. Plötzlich kreischte er erfreut auf. »Ich hab sie!«, rief er.

Er kam zu Shailiha und Celeste gewatschelt und hielt ihnen voller Stolz etwas hin, das wie ein ganz gewöhnliches Set hölzerner Messlöffel aussah, die von einem Kupferring

zusammengehalten wurden. Doch dann verfinsterte sich seine Miene.

»Versteht Ihr denn nicht?«, erwiderte er, um Celestes Frage zu beantworten. »Das Auftauchen der Sklavenhalter hat alles verändert, oh, das hat es in der Tat.«

»Aber wieso denn?«, wollte Shailiha wissen, die allmählich die Geduld verlor. »Wir haben doch eine Menge Kräuter gerettet. Warum können wir die nicht einfach mitnehmen und unser Vorhaben ausführen? Verzeiht, wenn ich so zur Eile rufe, aber die Zeit drängt. Tristan ist entführt worden, und um ihn zu finden, brauchen wir diese Dinge!«

»Dabei vergesst Ihr aber etwas, Prinzessin, ja, das tut Ihr«, entgegnete Lionel und hob belehrend einen seiner kurzen dicken Zeigefinger.

»Und was ist das?«, fragte Celeste.

Lionel griff in seine Westentasche und zog ein Stück Papier heraus. »Die Liste«, sagte er. »Da die Säcke nicht etikettiert sind, woher wollt Ihr wissen, dass sie enthalten, was Ihr braucht? Es kann doch sein, dass sich viele oder sogar alle Dinge, die Abbey braucht, in den Säcken befanden, die die Sklavenhalter verbrannt haben. Und dieses Fass hier stellt uns vor das gleiche Problem – es enthält eine Mixtur von Ölen, aber von welchen Ölen? Und ich fürchte, das ist erst der Anfang des Problems, ja, erst der Anfang«, setzte er hinzu.

Shailiha sank das Herz. Was wie eine simple Aufgabe ausgesehen hatte, verwandelte sich nun im Handumdrehen in einen Albtraum. Wenn sie und Celeste nicht mit den Ingredienzien zurückkehrten, die Abbey für ihre Seherflamme brauchte, konnte es passieren, dass sie Tristan nie wieder sahen, geschweige denn Wulfgar oder die andere Schriftrolle fanden.

»Welche Probleme gibt es denn noch?«, fragte sie.

»Es ist nicht nur so, dass die Säcke und das Fass nicht eti-

kettiert sind. Was sie enthalten, ist auch miteinander vermengt worden«, erklärte Lionel mit trauriger Stimme. »Wenn Ihr in einen der Säcke oder in das Fass greifen würdet, könntet Ihr ihnen zwar eine Hand voll Kräuter oder Öl entnehmen, hättet aber noch überhaupt keine Ahnung, was für welche es sind oder in welchem Verhältnis sie gemischt sind. Versteht Ihr? Würdet Ihr Euch besser in der Kräuterkunde auskennen, wäre Euch klar, dass das zweifellos die größte Tragödie ist, zu der es überhaupt hätte kommen können. Nur die völlige Zerstörung des Cubiculum wäre noch schlimmer.«

Plötzlich begriffen Celeste und Shailiha voll und ganz, was Lionel ihnen mitzuteilen versuchte.

»Warum haben die Sklavenhalter sich die Mühe gemacht, alles miteinander zu vermischen und es dann auf der Lichtung, zu verbrennen?«, fragte Shailiha. »Wenn sie nur darauf aus waren zu zerstören, was hier lagert, warum haben sie das Baumhaus dann nicht angezündet? Wäre das nicht viel einfacher gewesen?«

»Einfacher schon«, pflichtete ihr Lionel bei, während er zu dem hohen Hocker zurückging und mühsam hinaufkletterte. »Aber hinter ihrer Mission steckte noch viel mehr, ja, viel mehr. Wenn sie das Baumhaus gleich in Brand gesteckt hätten, wäre das ihrem Vorhaben abträglich gewesen.«

»Inwiefern?«, fragte Celeste.

»Ihr vergesst schon wieder etwas«, antwortete Lionel und zeigte auf die Bücherregale. »Diese Bücher und Schriftrollen stellen den Ertrag von Meister Faegans jahrhundertelangen kräuterkundlichen Forschungen dar. Das ist zweifellos die größte Sammlung dieser Art, die es gibt, und sie gehört zu Meister Faegans größten Schätzen. Sicher wollte dieser Krassus sie bekommen. Offenbar sollten also die Sklavenhalter zuerst dafür sorgen, dass die Kräuter und Öle vernichtet werden, und dann die Forschungsmaterialien

entwenden. Zweifellos wären einige von ihnen hier geblieben, um die Übrigen von uns zu töten und den Rest der Stadt niederzubrennen. Aber daran habt Ihr beide sie gehindert.« Lionel nutzte die Pause und sah die zwei Frauen voller Dankbarkeit an. »Meister Faegan weiß es zwar noch nicht, aber er hat euch viel zu verdanken.« Von neuem hielt er inne. »Aber ich muss Euch noch etwas sagen, ja, noch etwas«, fügte er traurig hinzu.

Shailiha war sich nicht sicher, ob sie es ertragen konnte, noch mehr solcher Dinge zu hören. »Und was ist das?«, fragte sie leise.

»Als die Sklavenhalterdämonen, wie Ihr sie nennt, in das Baumhaus eingedrungen sind, war ich gerade in diesem Raum hier. Seltsamerweise hatten sie genau wie Ihr eine Liste von Dingen, die sie brauchten. Während sie mich festhielten, nahmen sie verschiedene Kräuter und Öle an sich und packten sie ein, bevor sie die restlichen Sachen miteinander vermengten. Dann machten sich einige von ihnen rasch mit der Beute davon. Vermutlich sind sie Euch entkommen. Wenn das stimmt, ist Krassus jetzt im Besitz genau *der* Dinge, die Ihr von hier holen wolltet. Wahrscheinlich gehen Krassus' Kräuterfrau langsam die Vorräte aus. Oder aber sie will neue Ingredienzien ausprobieren, um nach Wulfgar und der Schriftrolle zu suchen. Jedenfalls hat sie jetzt die Mittel dazu. Ein gerissener Bursche, dieser Krassus, ja ja, das ist er wohl.«

»Aber woher konnte Krassus denn wissen, dass all diese Dinge hier lagern?«, fragte Celeste. »Der Schattenwald gilt doch als eines der größten Geheimnisse des Direktoriums.«

»Das kann ich Euch sagen«, antwortete Shailiha. »Erinnert Ihr Euch noch, wie Krassus plötzlich im Palast aufgetaucht und in Wiggs und Faegans Geist eingedrungen ist? Dabei hat er von Wigg überhaupt erst erfahren, dass es den Schattenwald gibt. Und von Faegan, wo sich seine Vorräte

und die Bibliothek befinden. Obwohl er angeblich nur nach Kenntnissen über Wulfgar und die Schriftrolle suchte, hat er in Wiggs und Faegans Köpfen noch viele andere Dinge gefunden.«

Plötzlich fiel Shailiha etwas ein – etwas, das ihr Kopfzerbrechen bereitete, seit sie die Sklavenhalter auf der Lichtung erblickt hatte.

»Aber der Schattenwald ist doch von einem Zauber geschützt und von einer unsichtbaren Schlucht umgeben«, überlegte sie. »Und die Sklavenhalter können nicht fliegen. Wie in aller Welt haben sie es denn geschafft, hierher zu kommen?«

»Ich glaube, ich weiß, was geschehen sein muss«, sagte Lionel.

»Nämlich?«, fragten die beiden Frauen wie aus einem Munde.

»Ich glaube, die Sklavenhalter sind übers Meer gekommen«, antwortete Lionel. »Als der Schattenwald während des Krieges mit den Zauberinnen erschaffen wurde, rechneten die Magier des Direktoriums eher mit einer Invasion vom Land als vom Meer her, und in der Tat rückten die Armeen des Bunds ja von Westen an. Im Osten ist der Schattenwald nur durch das Meer der flüsternden Stimmen und die unsichtbare Schlucht geschützt. Wenn Krassus bereits von der Schlucht wusste, dürfte es ihm nicht allzu schwer gefallen sein, seine Sklavenhalter auf die andere Seite zu bringen, zumal er ja jetzt, wie Meister Faegan in seinem Brief schreibt, zu einem mächtigen Magier geworden ist. Vergesst nicht, dass die Schlucht erschaffen wurde, um diejenigen fern zu halten, die nichts von ihrer Existenz wissen. Unsichtbar ist sie nur für magisch Ungeschulte. Für einen erfahrenen Magier gibt es verschiedene Möglichkeiten, die Schlucht zu überqueren, obwohl Meister Faegan darüber natürlich mehr wüsste als ich.«

Er machte eine kurze Pause.

»Die Sklavenhalter, die die Kräuter und Öle gestohlen haben, sind längst verschwunden«, fuhr er fort. »Höchstwahrscheinlich liegt aber noch ein zweites Schiff an der Küste vor Anker, das auf die, die Ihr umgebracht habt, wartet.«

Auf einmal ergab auf tragische Weise alles einen Sinn. Am liebsten wäre Shailiha sofort mit Celeste zur Küste geeilt, damit diese das Schiff und die Besatzung mit magischen Blitzen vernichtete. Shailiha wusste jedoch, dass dies nicht möglich und dass es viel wichtiger war, mit den noch verwertbaren Kräutern und Ölen zu Faegan und Abbey zurückzukehren. Sie drehte sich Lionel zu.

»Und was tun wir jetzt?«, fragte sie. »Kann man diese vermengten Kräuter und Öle noch benutzen?«

Lionel seufzte. »Einige schon. Aber die übrigen müssen zunächst voneinander getrennt werden. Anschließend muss man überprüfen, ob und in welchem Maße sich ihre Wirkkraft verändert hat. Und selbst dann ließe sich nicht mit Sicherheit sagen, wie sie reagieren werden, wenn man sie benutzt. So etwas ist noch nie vorgekommen, jedenfalls nicht in einem solchen Ausmaß.«

Neugierig trat Celeste auf einen der Leinensäcke zu, band ihn auf und griff hinein. Als sie die Hand wieder zurückzog, war sie voller zerstoßener, vielfarbiger Blätter. »Gibt es nicht irgendeine Möglichkeit festzustellen, was das für Kräuter sind?«, fragte sie den Gnom.

»Bringt sie einmal her, dann werde ich es versuchen«, sagte Lionel. »Aber erwartet nicht zu viel, nein, nicht zu viel.«

Vorsichtig schüttete Celeste die Kräuter auf den Tisch. Lionel nahm ein Vergrößerungsglas vom Tisch und spähte hindurch, während er die Kräuter befühlte. Dann beugte er sich vor und roch daran. Er machte ein langes Gesicht.

»Das ist noch schlimmer, als ich dachte, ja, das ist es«, sagte er kopfschüttelnd. »Allein diese Hand voll enthält unzählige Farben und Gerüche. So viele, dass man sie gar nicht zählen kann.« Er hob seinen kleinen Kopf und sah verzweifelt zu den Leinensäcken hinüber.

»Es könnte Jahre, es kann vielleicht sogar ein ganzes Leben dauern, bis man das alles auseinander sortiert hat«, fügte er hinzu. »Und nach dem, was mir Meister Faegan schreibt, haben wir nicht sehr viel Zeit. Trotzdem ist das Ganze einen Versuch wert, bevor ich Euch wieder nach Hause schicke.«

Er fasste über den Tisch und nahm seine so genannten Sortierlöffel in die Hand. Nachdem er den Ring, der sie zusammenhielt, abgezogen hatte, legte er sie nebeneinander auf den Tisch. Es schien etwa ein Dutzend zu sein. In jeden Löffel tat er eine kleine Menge der Kräutermixtur. Dann lehnte er sich zurück und schloss die Augen.

»*E'masteratu, ventricumtitas, didebfan, sente!*«, sang er mit tiefer Stimme. Fast im gleichen Augenblick begannen sich die Löffel zu bewegen.

Fasziniert sahen Shailiha und Celeste zu, wie sich die Löffel in die Luft erhoben. Lionel öffnete die Augen wieder. »Jetzt passt gut auf«, sagte er.

Die Holzlöffel fingen an, hin und her zu wackeln und einen Teil ihres kostbaren Inhalts auf den Tisch zu streuen. Gleichzeitig schwebten sie ein Stück weiter nach oben, bis jeder von ihnen eine andere Höhe erreicht hatte. Anschließend senkten sie sich wieder auf die gleiche Höhe herab. Als sie sich nicht mehr bewegten, sagte Lionel: »*R'santos, tenticualrem, wensicat!*«

Unverzüglich sanken die Löffel auf den Tisch herab. Gespannt betrachteten Shailiha und Celeste die Löffel.

Nun enthielt jeder Löffel eine unterschiedliche Menge Kräuter in jeweils anderer Farbe.

»Jetzt befindet sich in jedem Löffel nur eine Kräutersorte, nicht wahr?«, fragte Shailiha. »Aber wie habt Ihr das geschafft? Gnome besitzen doch gar kein erlesenes Blut.«

»Und Ihr habt Alteutrakisch gesprochen, nicht wahr?«, warf Celeste ein. »Wie kommt es, dass ein Schattenwaldgnom Alteutrakisch sprechen kann?«

Lionel kicherte. »Meister Faegan ist wirklich ein kluger Mann«, sagte er. »Diese Löffel hat er schon vor Jahrhunderten verzaubert, für solch einen Notfall wie jetzt – wenn es darum geht, Kräuter voneinander zu trennen. Der Zauber ist so beschaffen, dass die Löffel auf jeden reagieren, der die richtigen alteutrakischen Sätze rezitiert. Deshalb braucht man kein erlesenes Blut, damit das Ganze gelingt. Es gibt auch noch andere Dinge hier im Kräutercubiculum, die der Meister so verzaubert hat, dass ich sie notfalls benutzen kann. Trotzdem ist damit erst der geringere Teil des Problems gelöst. Der schwierigere steht uns noch bevor.«

Lionel hopste vom Hocker und forderte die Frauen mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen. Er machte vor einer nackten Holzwand Halt und hob die Hände.

»P'intastoretas, vintostmante erasdeat tomirenticas!«

In der Mitte der Holzwand tat sich ein senkrechter Spalt auf, der die Wand in zwei gleiche Hälften teilte. Langsam glitten diese beiden Hälften auseinander. Dahinter kam eine weitere Wand zum Vorschein, die mit einer riesigen Schautafel bedeckt war.

Die Tafel war in Dutzende von waagerechten Reihen aufgeteilt, die sich jeweils aus hunderten von Kästchen zusammensetzten, jedes in einer eigenen Farbe. Die Farben jeder dieser Reihen wurden von links nach rechts zunehmend dunkler.

Als Shailiha hochblickte, sah sie, dass die oberste Reihe alle Spielarten von Violett aufwies. Und wenn man von oben nach unten schaute, stellte man fest, dass die Farben

nach Art eines Regenbogens angeordnet waren. Auf Violett folgten Blau, Grün, Gelb, Orange und schließlich Rot. Jedes der farbigen Kästchen schien mit einem Etikett versehen zu sein. Oben an der Schautafel war eine bis zum Boden reichende Leiter angebracht, die sich an einem Laufband hin und her bewegen ließ.

»Darf ich Euch die Tafel der Kräuterfarben präsentieren«, sagte Lionel stolz. »Meister Faegan und ich haben sie entworfen.«

»Sie sieht wunderschön aus«, sagte Celeste. »Aber wozu dient sie?«

»Dazu, die Kräuter anhand der Farbe zu identifizieren«, erklärte er.

Er nahm eine durchsichtige Glaskugel vom Tisch, an deren Boden ein senkrechter Holzgriff befestigt war. In der Mitte der Kugel konnte man einen senkrechten Stab erkennen, der mit etwas gekrönt war, das wie eine Miniaturwetterfahne aussah. Lionel trat mit der Kugel zur Leiter und kletterte bis auf halbe Höhe hinauf.

Er zeigte auf die Sortierlöffel, die noch auf dem Tisch lagen. »Bitte bringt mir einen von den Löffeln«, bat er. »Welchen, das ist im Augenblick gleichgültig.«

Celeste holte einen der Löffel und reichte ihn Lionel hoch. Das Kraut darin hatte eine blasse, gelbgrüne Farbe. Lionel sah sich das Kraut an und zog eine seiner Augenbrauen hoch.

»Nicht gerade einfach für den Anfang, aber zweifellos eine interessante Herausforderung«, sinnierte er. Dann bat er Shailiha, die Leiter ungefähr bis zur Mitte der Tafel zu schieben. Nachdem er den Löffel vorsichtig auf der Leiter abgelegt hatte, drehte er den Griff am unteren Teil der Glaskugel, der daraufhin aufsprang. Er schüttete eine Prise des gelbgrünen Krauts in den offenen Griff und schraubte ihn wieder zu. Dann gab er Celeste den Löffel zurück.

»Jetzt werden wir sehen, was wir sehen werden«, sagte er mit einem Augenzwinkern.

Indem er die Kugel vor eine der gelben und grünen Reihen hielt, schloss er die Augen.

»*W'ntesirare ostumae, ventarntateratu, oderastic!*«

Fast im gleichen Moment bildete sich um die Kugel herum das bekannte magische Licht. Die kleine Wetterfahne in der Kugel fing an, sich langsam zu drehen. Lionel hielt die Kugel eine Weile still, dann bewegte er sie eine der gelben Reihen entlang. Die Wetterfahne drehte sich immer schneller und schneller, bis sie schließlich zu einem verschwommenen Fleck wurde. Lionel hielt die Kugel kurz an, um sich die betreffende Stelle auf der Tafel anzusehen. Dann bewegte er sie ein wenig nach rechts. Die Wetterfahne verlangsamte sich. Als er die Kugel wieder nach links rückte, beschleunigte sich die Wetterfahne von neuem. Dann senkte Lionel die Kugel und las das Etikett unter dem farbigen Kästchen, vor dem sich die Fahne am schnellsten gedreht hatte. Das azurblaue Licht um die Kugel wurde blasser und verschwand.

»G 267«, murmelte er vor sich hin, während er die Leiter hinunterkletterte und zum Tisch zurückwatschelte. Nachdem er auf den Hocker gehopst war, legte er die Kugel neben die Sortierlöffel. »G 267, ja, das ist es«, schwatzte er vor sich hin, als befürchte er, das Ganze zu vergessen. Rasch notierte er sich den Buchstaben und die Zahl auf einem Stück Pergament. Erst jetzt schien er beruhigt.

»Was habt Ihr da gerade gemacht?«, fragte Shailiha. Beinahe platzend vor Neugier, kamen sie und Celeste zum Tisch und beugten sich über die seltsame Kugel.

»Das nennt man Farbenharmonisator«, erklärte Lionel, »eine weitere Erfindung des Meisters. Das Gerät spürt die Farbe des Krauts in seinem Griff und macht dann die entsprechende Farbe auf der Tafel ausfindig. Es ist so konstruiert, dass es auch berücksichtigt, dass getrocknete Kräuter

im Laufe der Zeit ausbleichen. Natürlich kann man auch mit bloßem Auge versuchen, die richtige Farbe zu finden, aber die Ergebnisse fallen wesentlich ungenauer aus – oft sogar gefährlich. Jedenfalls notiert man sich, sobald das richtige Farbkästchen gefunden worden ist, die Beschriftung auf dem Etikett darunter. Interessant, nicht? Aber damit sind wir noch immer nicht ganz fertig.«

Er blickte zu den Bücherregalen hinüber. »*Quellenansammlung der Kräuterarten, bitte*«, sagte er laut. »Gelbe Arten, Codenummern zweihundert bis dreihundert.«

Ein staubiges altes Buch glitt vom Regal und kam durch die Luft geschwebt, um vor Lionel sanft auf dem Tisch zu landen. Das dicke Buch mit Goldschnitt schien so alt wie die Zeit selbst zu sein.

Nach einigem Blättern fand Lionel schließlich die Nummer 267. »Ah, da haben wir's«, verkündete er stolz. »Nummer 267 gelb ist die Blüte des Widerholzbaums – eine Rarität, die man hauptsächlich zur Linderung von Gelenkschmerzen verwendet, vor allem in den oberen Extremitäten. Vermutlich nichts, was Abbey braucht. Aber bei Kräuterfrauen weiß man ja nie.« Er blickte zu den auf dem Boden liegenden Säcken hinüber.

»Vielleicht versteht Ihr jetzt besser, wie immens die Aufgabe ist, die uns bevorsteht«, sagte er mit trauriger Stimme. »Gewiss, die Kräuter können voneinander getrennt werden. Aber habt Ihr bemerkt, wie lange es gedauert hat, um allein dieses eine Kraut herauszusuchen? In diesen Säcken lagern tausende von Kräutern bunt durcheinander gemischt. Und was die Sache noch schwieriger macht: Abbey braucht ganz bestimmte Dinge, und zwar sofort. Aber so gibt es nur eine Möglichkeit: Wir müssen alle Säcke durchgehen, einen nach dem anderen, und darauf vertrauen, dass wir Glück haben und die Kräuter, die sie braucht, möglichst schnell finden.« Er schüttelte den Kopf.

»Offen gestanden ist das eine monströse Aufgabe«, fügte er leise hinzu, »und ich bin froh, dass ich nicht derjenige bin, der all das dem Meister erklären muss.«

Shailiha sah Celeste fragend an, die lediglich den Kopf schüttelte.

Dann bemerkte die Prinzessin, wie ein gespannter Ausdruck in Lionels Gesicht trat.

»Aber wir wissen noch immer nicht, wie es sich auf die Wirkkraft der Widerholzblüten ausgewirkt hat, dass sie mit so vielen anderen Kräutern gemischt waren«, sagte er. »Es wäre doch höchst interessant, das herauszufinden, meint Ihr nicht? Und es würde Meister Faegan, sobald er von alldem hört, ein wenig beschwichtigen, wenn man ihm etwas über die Wirkkraft von wenigstens einem Kraut mitteilen könnte, o ja, das würde es sicher.«

Nachdem er eine weitere Prise der getrockneten Widerholzblüten vom Löffel genommen hatte, trat er zu einem Tisch des Laboratoriums und warf die Blüten in einen flachen Topf.

»Eine der besten Methoden, um die Reinheit eines Krauts festzustellen, besteht darin, es zu erhitzen«, erklärte er den Frauen. »Die Menge, die ich hier habe, ist viel zu klein, um eine richtige Reaktion hervorzurufen. Trotzdem dürfte das Ganze aufschlussreich sein.«

Er riss ein gewöhnliches Streichholz an seiner Hose an und hielt die kleine Flamme an die Kräuter. Celeste und Shailiha zogen instinktiv den Kopf ein.

Der winzige Kräuterhaufen brutzelte und rauchte ein wenig, doch mehr geschah nicht. Schließlich erlosch das Streichholz.

Lächelnd drehte sich Lionel zu den Frauen zurück. »Seht Ihr!«, rief er triumphierend. »Ich hab's Euch doch gesagt! Die Wirkkraft muss so schwach sein, dass ...«

Die Explosion, die in diesem Augenblick erfolgte, schleu-

derte Lionel in die Luft. Mit einem Knall landete er neben ihnen auf der Tischplatte. Glasgefäße kippten um und zerbrachen, sodass sich ihr vielfarbiger Inhalt über den Gnom ergoss. Flammen schossen in die Höhe und verdichteten sich zu einem riesigen roten Ball, der eine solche Durchschlagskraft besaß, dass er einen Teil des Dachs zerschmetterte. Glasscherben regneten herab. Der Qualm war im ersten Augenblick so dicht, dass Shailiha nichts mehr erkennen konnte.

Da sie um Lionels Leben fürchtete, hielt sie den Atem an und versuchte, wild mit den Armen fuchtelnd, sich zu dem Tisch durchzukämpfen, auf dem er gelandet war. Als sie ihn endlich erreichte, setzte sich Lionel gerade auf und hielt sich den Kopf.

Unzählige Glasscherben purzelten von ihm herunter. Seine Brille hatte noch mehr Sprünge bekommen und hing ihm halb von der Nase. Er war von oben bis unten nass und klebrig, ein Teil seiner Weste schwelte noch. Rasch klopfte ihn Shailiha ab, um zu verhindern, dass seine Kleidung richtig Feuer fing. Letzten Endes schien ihm aber nicht sonderlich viel passiert zu sein.

In dem Moment flog die Tür des Kräutercubiculum auf, und eine Gruppe Gnome kam mit Eimern voll Wasser hereingestürzt. Als sie bemerkten, dass das Feuer bereits ausgegangen war, blieben sie stehen und starrten Lionel mit finsternen Blicken an. Dann marschierte Samantha die Untersetze, die offenbar aufs Höchste empört war, auf Lionel zu, warf die Hände in die Luft und wies mit einem ihrer kurzen dicken Zeigefinger auf sein verrußtes Gesicht.

»Du hast es schon wieder getan!«, schrie sie ihn mit schriller Stimme an. »Du weißt doch, dass du keine Experimente machen sollst, wenn der Meister nicht da ist! Zigmal hat er dir das schon gesagt! Was im Namen des Jenseits ist denn bloß los mit dir? Bist du taub oder einfach nur dumm?«

Entgeistert drehten sich die Prinzessin und Celeste Samantha zu. »Wollt Ihr damit sagen, dass das schon öfter vorgekommen ist?«, fragte Celeste.

»O ja«, erwiderte Samantha wütend, während sie Lionel das Augenlid hochzog, um seine stark vergrößerte Pupille zu untersuchen. »Du liebst es einfach, andere mit deinen angeblichen Kenntnissen zu beeindrucken, nicht wahr, Lionel?«

Betreten lächelnd sah Lionel sie mit glasigen Augen an. »Ich kann dich nicht hören!«, schrie er so laut, dass Shailiha und Celeste zusammenzuckten.

»Du weißt, dass das immer so ist, wenn es eine Explosion gegeben hat!«, brüllte er weiter und zeigte auf eines seiner Ohren.

Allmählich fragte sich Shailiha, ob Lionels Gehör wirklich beeinträchtigt war oder ob er vielleicht nur das nicht hörte, was er nicht hören wollte. Sie drehte sich um und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Obwohl das Kräutercubiculum ein einziges Chaos war, waren die Kräutersäcke und das Ölfass glücklicherweise unversehrt geblieben. Doch wie in aller Welt sollten sie und Celeste es schaffen, diese Dinge durch Faegans Portal zu bringen? Ganz zu schweigen von der Farbtafel und der umfangreichen Bibliothek, die Faegan und Abbey jetzt sicher brauchen würden.

Und dann war da noch Lionel. Sie konnte nicht zulassen, dass der neugierige Gnom hier blieb und unbeaufsichtigt weitere »Experimente« durchführte. Das war viel zu gefährlich.

Es gab nur eine einzige Lösung für dieses Problem. Sie musste zusammen mit Celeste und Lionel die Säcke, das Fass und so viele der Bücher wie möglich verstecken, bis sich am folgenden Tag Faegans Portal öffnete. Dann würden sie alle drei durch das Portal in den Palast zurückkeh-

ren. Sollte es danach zu einem weiteren Überfall durch Sklavenhalter kommen, so würden sie weder die gesuchten Gegenstände noch die Prinzessin und Wiggs Tochter finden. Die Vorstellung, die übrigen Gnome schutzlos zurückzulassen, widerstrebte ihr zwar, aber eine andere Möglichkeit sah sie im Augenblick nicht.

Kopfschüttelnd versuchte sie sich das Erstaunen der Magier vorzustellen, wenn sie nicht nur mit Celeste aus dem Portal trat, sondern auch einen verrußten Gnom mitbrachte, der gerade Faegans Kräutercubiculum in die Luft gejagt hatte.

Wigg und Faegan würden nicht gerade erfreut sein.

ZWANZIGSTES KAPITEL

»Was bist du für ein hübscher Junge«, gurrte die ältsche Frau in dem zerlumpten roten Kleid. Ihr Rock hatte seitlich einen Schlitz, der angesichts ihres fortgeschrittenen Alters ein bisschen zu gewagt schien. Eine dicke Schicht Rouge verlieh ihren Wangen einen künstlichen rosigen Teint. Ihre Augen hatten einen scharfen Blick, doch ihre Stimme war ebenso alt und brüchig wie ihre Haut. Sie roch nach billigem Parfüm und Schweiß. Während sie mit ihrer knochigen Hand über das lockige rote Haar des Jungen strich, beugte sie sich ein Stück nach unten, um ihn besser betrachten zu können. Er spürte, wie sie ihn beim Kinn packte und sein Gesicht hin und her drehte.

»Würdest du gern für mich arbeiten?«, fragte sie kokett. »Du siehst aus, als könntest du eine warme Mahlzeit gebrauchen. Wo ich wohne, ist es nicht so kalt und feucht wie hier, sondern schön warm und trocken.«

Sanft fuhr sie ihm mit ihren langen lackierten Fingernägeln über die schmutzige Wange. Er zuckte zusammen. »Du vertraust mir doch? Was, mein Süßer?«, fragte sie.

Dann näherte sie ihr Gesicht dem seinen, öffnete den Mund und küsste ihn auf die Lippen. Sie roch nach Knoblauch, Wein und halb verdautem Fisch.

Den Rücken gegen eine Ziegelmauer gepresst, wand sich Marcus hin und her. Er war unterwegs gewesen, um irgendwo in dieser Stadt, die er noch nicht sonderlich gut kannte, Essen zu stehlen. Dabei war er unversehens in eines der finstersten Viertel von Tammerland geraten. Den Markt der Händler hatte er jemanden diese Gegend nennen hören.

Die Nacht brach herein. Das Licht der Laternen warf

längliche Schatten auf die Straße und verzerrte die Silhouetten von Passanten zu missgestalteten Monstern. Als er ein Stück in diesen menschlichen Sumpf eingedrungen war, hatte er seinen Fehler bemerkt und sich angeschickt kehrzumachen, doch in diesem Augenblick hatte ihn die alternde Hure in einer Gasse in die Enge getrieben.

Obwohl Marcus erst zwölf Jahre alt war, war er bereits mit allen Wassern gewaschen und verstand deshalb nur allzu genau, wozu ihn die Frau verleiten wollte. Er hatte schon allerlei Geschichten über Zuhälterinnen wie sie gehört. Sie war eine von denen, die junge Menschen an ältere verkauften, und damit wollte er nicht das Geringste zu tun haben. Er musste schnellstens von hier weg, bevor irgendeiner ihrer Freunde auftauchte und ihr half, ihn mit Gewalt zu entführen.

Denn wenn das geschah, würde Becca allein sein. Und Becca brauchte ihn.

Doch gerade als er mit dem Gedanken spielte, der Frau einen Stoß zu versetzen und davonzurennen, fiel ein Schatten auf sie beide.

Als Marcus aufblickte, sah er einen Mann – einen riesigen, schmutzigen Mann – hinter der Frau herankommen. Er hatte einen dichten Bart und langes, verfilztes Haar. Um die breiten Schultern trug er einen dunklen Umhang, an seinen Füßen saßen riesige klobige Stiefel. Die Hände des Mannes schienen das Ausmaß von kleinen Schinken zu besitzen.

»Was hast du da, Allison?«, fragte er mit rauer Stimme. Die Frau lächelte bloß.

Der Mann musterte Marcus. »Ein guter Fang«, sagte er. »Hübsch und frisch. Wenn wir den im Stall haben, können wir uns zurücklehnen und einen schönen Batzen Kisa verdienen, das ist sicher.« Er grinste und entblößte seine gelben, kaputten Zähne. »Und ich könnte wetten, dass er noch

unberührt ist. Hätte nichts dagegen, ihn selbst zuzureiten! Aber das werde ich nicht tun, denn wenn er noch unschuldig ist, bringt er mehr Geld ein. Wir könnten vielleicht sogar eine Auktion veranstalten. Die Verlierer dürfen dann gegen ein kleines Entgelt bei seinem Debüt zusehen, so wie wir es bei diesem kleinen blonden Mädchen gemacht haben, das wir in der Highbridge Straße seinem schreienden Kindermädchen entrissen haben. Ein denkwürdiger Abend, was?«

Mit überraschender Behändigkeit drehte sich dieser Bär von einem Mann um und ließ den Blick durch die Gasse schweifen. Es war niemand in der Nähe – zumindest niemand, der bereit gewesen wäre, Marcus zu helfen. Dann wandte sich der Mann zu dem entsetzten Jungen zurück und sah ihn siegessicher an.

»Also, kommst du freiwillig mit oder muss ich dich erst ein bisschen überzeugen? Wenn du Widerstand leistest, wird dir das nicht gut bekommen, das kannst du mir glauben, du kleiner Dreckskerl. Und wir wollen doch nicht, dass dieses hübsche Gesicht blaue Flecken bekommt, nicht wahr?«

Marcus warf einen Blick auf die Frau. Sie lächelte.

Während ihn der Mann mit gierigem Blick anstarrte, kam Marcus zu Bewusstsein, dass er, wenn er jetzt nichts unternahm, keine Chance mehr dazu haben würde. Unauffällig ließ er die Hand in seine rechte Tasche gleiten, packte sein Schnappmesser und fuhr mit dem Daumen über den Druckknopf im Griff. Er hatte sein Messer noch nie gegen einen Menschen benutzt und wusste, dass er im Begriff war, etwas Schreckliches zu tun. Doch wenn er am Leben bleiben und zu Becca zurückkehren wollte, würde sich das nicht vermeiden lassen.

Er zwang sich zu einem Lächeln.

»Ich bin gar nicht so unerfahren, wie ihr glaubt«, sagte er

in verschlagenem Ton. »Ich habe mein ganzes Leben auf der Straße verbracht und weiß, wo's langgeht. Aber ich hab's satt, nur auf mich gestellt zu sein, und brauche jemanden, der sich um mich kümmert.« Er quälte sich ein weiteres Lächeln ab. »Soll ich euch vielleicht mal zeigen, was ich kann, bevor ich mit euch mitkomme?«

Die Augen der alten Hure leuchteten auf. »Natürlich«, säuselte sie. Dann drehte sie den Kopf und sah den Mann an, der hinter ihr stand. »Warum nimmst du ihn dir nicht zuerst vor? Ich seh zu.«

Marcus' Gedanken überschlugen sich. Das war genau das, worauf er gehofft hatte, doch er würde nur eine einzige Chance haben. Wenn es ihm nicht gelang, sie zu nutzen, war er geliefert. Dann wäre niemand mehr da, um für Becca zu sorgen.

Er trat ein paar Schritte vor und ließ sich auf die Knie nieder. Dann streckte er die linke Hand aus und krümmte den Zeigefinger, um den Mann, der vor ihm stand, näher zu locken.

Mit lüsternem Ächzen trat der riesige Mann vor ihn. Er schlug den Umhang zurück und knüpfte sich mit seinen großen, fleischigen Händen die Hose auf. Dabei grinste er breit.

Seinen Ekel unterdrückend, erwiderte Marcus das Grinsen und rückte noch näher an den Mann heran. Seine rechte Hand schloss sich vorsichtig um den Griff des Messers in seiner Tasche. Seine linke Hand griff nach dem Schritt des Mannes, der erwartungsvoll aufstöhnte und die Augen schloss.

Noch besser, dachte Marcus. Mit einer raschen Bewegung zog er das Messer aus der Tasche und drückte den Knopf im Griff.

Klick.

Bei diesem Geräusch riss der Mann die Augen auf und

versuchte zurückzuweichen, doch es war bereits zu spät. Marcus hatte das entblößte Geschlechtsteil gepackt, zog es zu sich und ließ sein Messer niedersausen.

Marcus zuckte zusammen, als er spürte, wie die Klinge ins Fleisch drang und immer tiefer schnitt, bis sie durch war. Das abgetrennte Glied fühlte sich in seiner linken Hand plötzlich ganz warm, weich und klebrig an. Er ließ es zu Boden fallen.

Noch bevor der Mann einen Schrei ausstoßen konnte, sprang Marcus hoch und drehte sich der Hure zu. Blitzschnell schlitzte er ihr mit dem Messer die rechte Gesichtshälfte vom Ohr bis zum Kinn auf. Dann wirbelte er herum und rannte einfach los, verfolgt von den gellenden Schreien seiner Opfer.

Marcus stürzte aus der Gasse und jagte die dunkle Straße entlang, bis er das Gefühl hatte, gleich würden ihm die Lungen platzen. Schwer atmend blieb er schließlich stehen und lehnte sich gegen die Wand eines geschlossenen Teppichladens.

Er befand sich auf einem der belebteren Boulevards. Wie benommen wischte er das Messer ab, ließ die Klinge zurückschnellen und steckte es wieder in die Tasche. Dann spähte er vorsichtig um die Ecke des Ladens. Nicht weit von sich entfernt erblickte er eine dunkle Gasse. Während er mit wackeligen Beinen auf sie zuging, wurde ihm plötzlich schlecht. Sobald er in der Gasse war, fiel er auf die Knie und übergab sich heftig.

Anschließend rollte er sich auf der Erde zusammen, dachte an Becca und weinte lautlos vor sich hin, bevor er endlich einschlief.

Rebecca aus dem Hause Stinton zitterte vor Kälte. Das Feuer in dem verlassenen Schuppen war schon vor Stunden ausgegangen, selbst die Glut war längst erloschen. Ein

neues Feuer konnte sie nicht anzünden, da sie kein Holz mehr hatte. Außerdem hatte Marcus ihr eingeschärft, nie allein Feuer zu machen, unter gar keinen Umständen. Und Marcus wusste immer, was am besten war.

Und so wartete sie hungrig und durchgefroren in dem kleinen Schuppen auf seine Rückkehr. Während sie beobachtete, wie die Schatten, die die einzige Öllampe im Raum warf, lautlos über die Holzwände des Schuppens krochen, überlegte sie, was wohl passieren würde, wenn die dunklen, zuckenden Finger bis zu ihr gelangten. Der kalte Herd roch nach Ruß und Holzkohle. Sie rollte sich auf dem Feldbett zusammen – mehr Betten gab es in dem Schuppen nicht – und musste weinen, weil sie sich furchtbar allein fühlte.

Außerdem hatte sie große Angst. So lange war Marcus noch nie weggeblieben. Als sie sich die dünne Bettdecke fester um die Schultern zog, knurrte ihr Magen. Seit dem vorhergehenden Morgen hatte sie nichts mehr gegessen, und auch da nicht sonderlich viel. Sie fasste nach unten und legte die Hand auf den Bauch, der ein weiteres Knurren von sich gab. Dann sah sie plötzlich das Licht und erstarrte vor Entsetzen.

Das seltsame blaue Licht unter dem Bett war wieder da. All die anderen Male, da das passiert war, war Marcus bei ihr gewesen. Doch jetzt war er fort, und der Gedanke, mit dem Licht allein zu sein, ängstigte sie. Sie zog sich die Decke über den Kopf und hoffte, dass das Licht wieder verschwinden würde. Doch das tat es nicht. Vielmehr wurde es immer heller.

Rebecca dachte, dass es vielleicht besser wäre, einmal unter Bett zu sehen, doch dazu fehlte ihr der Mut. Schließlich rang sie sich aber dennoch dazu durch, aufzustehen und sich vor das Bett zu knien. Trotz ihrer Angst wusste sie genau, wo das seltsam blaue Licht herkam.

Das Ding, das sie und Marcus gestohlen hatten, leuchtete

wieder. Dutzende von feinen, azurblauen Lichtstrahlen drangen durch die Erde, in der es vergraben lag, und übergossen die Unterseite des Bettes, die Wände und die Decke des Schuppens mit einem ätherischen Schimmer.

Schon als sie und ihr Bruder den Gegenstand inmitten der Trümmer gefunden hatten, hatte sie ihn gebeten, das Ding, das sie beunruhigte, dazulassen. Doch Marcus hatte darauf bestanden, es mitzunehmen, und ihr erklärt, dass es seiner Ansicht nach etwas mit Magie zu tun habe. Es könnte wertvoll sein, hatte er gesagt. Deshalb hatten sie es behalten und heimlich in diese Stadt gebracht, um es hier zu verkaufen.

Sie wollte nur, dass das Licht endlich aufhörte zu leuchten. Sie scharrte auf dem Boden herum und versuchte, weitere Erde auf dieses Licht zu häufen, weil sie hoffte, es auf diese Weise zu verdecken. Doch das Licht ließ sich nicht aufhalten und drang nach wie vor aus dem Boden. Verzweifelt und voller Angst schlug sie mit den Fäusten auf den Boden ein, während ihr die Tränen über die Wange rannen. Schließlich gab sie es auf und sank neben dem Bett auf die Erde.

In diesem Augenblick hörte sie die rostigen Angeln der Tür quietschen. Nachdem sie sich hochgesetzt und sich das schmutzige, tränennasse Gesicht abgewischt hatte, blickte sie hoffnungsvoll auf.

Marcus stand mit einem Beutel in der Hand da. Er wirkte verstört und erschöpft. Seine Kleidung war mit Spritzern übersät, die wie eingetrocknetes Blut aussahen. Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, kam er ins Zimmer und stellte den Beutel auf den Tisch.

Rebecca rappelte sich hoch, hinkte zu ihm und nahm ihn fest in die Arme. Ohne ein Wort zu sagen, blieben sie eine Zeit lang so stehen. Die azurblauen Lichtstrahlen vermischten sich aufs Merkwürdigste mit dem gelb flackernden Licht der Lampe, die auf dem Tisch stand.

Schließlich ließ er sie los und sah bedeutungsvoll zum Bett hinüber. »Wie lange ist es schon da?«, fragte er.

»Nicht sehr lange«, antwortete sie. »Es hat angefangen, kurz bevor du gekommen bist. Ich hatte schreckliche Angst ... Ich bin so froh, dass du wieder da bist.«

Als sie ihn genauer betrachtete, bemerkte sie, dass seine Hände blutig waren. »Was ist passiert?«, fragte sie nervös. »Bist du verletzt?«

»Es hat ein bisschen Ärger gegeben, aber mir ist nichts geschehen«, erwiderte er so salopp wie möglich.

Er sah sie einen Augenblick lang an. Die siebenjährige Rebecca war für ihr Alter ziemlich groß, hatte ein strahlendes Lächeln, lange dunkle Haare und dunkelbraune Augen. Doch sie war mit einem Klumpfuß geboren worden – ein Handikap, mit dem sie trotz ihres unbeholfenen Gangs stets voller Anmut und Würde fertig geworden war. Sie verfügte über eine große innere Kraft – und dafür liebte er sie.

Es war immer Rebeccas Traum gewesen, dass ihre Eltern eines Tages genug Kisa gespart hätten, um mit ihr nach Tammerland zu reisen und im Königspalast um Hilfe zu bitten. Vielleicht hätte der König dann einem seiner Magier – möglicherweise sogar dem Obermagier – befohlen, sie zu heilen. Doch das für die Reise nötige Geld war nie zusammengekommen. Jetzt war der König tot, und es ging das Gerücht, dass alle Magier des Direktoriums zusammen mit der gesamten königlichen Garde umgebracht worden seien.

Als Marcus Rebeccas zerlumptes Kleid, ihr schmutziges Gesicht und ihren Klumpfuß betrachtete, tat ihm das Herz weh. Ihre Eltern waren tot – sie hatten also nur noch einander. Es machte ihm keinen Spaß zu stehlen, doch sie besaßen kein Geld, und der Weg nach Tammerland war lang und anstrengend gewesen. Deswegen war er auch so ent-

schlossen, das erstaunliche Ding, das sie gefunden hatten, zu behalten. Wenn es einen Ort in Eutrakien gab, wo man seinen Wert vielleicht zu schätzen wusste, dann war es Tammerland, wo einst die Magier gelebt hatten und wovon es hieß, hier floriere die Magie. Selbst wenn er keinen Käufer für den Gegenstand als solchen fand, konnte er zumindest das Gold verkaufen.

Eigentlich hatten sie sogar zwei von den Dingen gefunden, waren aber gezwungen gewesen, eins zurückzulassen. Beide hätte er nicht schleppen können, und Rebecca war nicht stark genug, um eins davon zu tragen. Als sie später zurückgekommen waren, um auch noch das andere zu holen, war es verschwunden.

Zunächst hatte er es nur wegen des Goldes gestohlen. Doch als es angefangen hatte zu leuchten, war er sofort zu der Überzeugung gelangt, dass es einen noch größeren Wert besaß. Er hatte allerdings keine Ahnung, welchen magischen Zwecken es dienen mochte. Doch wenn er jemanden fand, der genug dafür bezahlte, würde er vielleicht in der Lage sein, mit Becca zu einem Heiler zu gehen, der ihren Fuß in Ordnung brachte. Möglicherweise würde von dem Geld sogar noch so viel übrig bleiben, dass sie hier in der Hauptstadt ein neues Leben anfangen konnten.

Doch sie waren fremd in Tammerland, das ohne den Schutz der königlichen Garde inzwischen zu einem äußerst gefährlichen Ort geworden war. Das hatte sich ja heute auch aufs Deutlichste gezeigt. Da er nicht dumm war, wusste er nur zu gut, dass er äußerst vorsichtig sein musste, denn was sie unter dem Bett vergraben hatten, konnte ihnen statt einer Menge Geld auch den Tod einbringen.

»Ist in dem Beutel da Essen?«, fragte Rebecca plötzlich, ihn aus seinen Gedanken reißend.

»Ja«, antwortete er. »Diesmal habe ich so viel holen können, dass es für zwei Tage reicht. Hühnchen, das ich in ei-

nem Geschäft gestohlen habe, und Brot, das auf einem Fensterbrett lag.«

»Können wir gleich essen?«, fragte sie. »Ich bin so hungrig, Marcus!«

Er lächelte. »Fang ruhig schon an. Ich muss erst noch was erledigen. Aber lass mir was übrig! Ich weiß, was für ein kleiner Gierschlund du sein kannst!« Dann richtete er seinen Blick auf das blaue Licht unter dem Bett.

Rebecca zog ein langes Gesicht. Er wollte es wieder ausgraben. Das tat er immer, wenn das Ding anfang zu leuchten, um sich zu vergewissern, dass alles damit in Ordnung war. Und jedes Mal, wenn er es aus der Erde holte – was immer häufiger vorzukommen schien –, wurde sie unruhig. Doch da ihr Hunger größer war als ihre Ängstlichkeit, kehrte sie ihrem Bruder den Rücken zu und machte sich ans Essen.

Marcus kniete sich hin und spähte unters Bett. Das war seit dem Diebstahl jetzt das siebte Mal, dass das Ding leuchtete, und jedes Mal war das Licht stärker geworden. Hauptsächlich aus diesem Grund hatte er es vergraben, doch das war offenbar nicht mehr lange möglich.

Schon bevor er es aus der Erde geholt hatte, merkte er, dass es diesmal noch heller leuchten würde als zuvor. Er kniff die Augen zusammen, um sie vor dem azurblauen Licht zu schützen, und schob die Erde langsam beiseite. Bald war ihr Schatz freigelegt und erfüllte den Raum mit gleißender Helligkeit.

Ohne sie anzufassen, betrachtete er die Rolle, die vor ihm lag. Sie war etwa einen Meter lang, hatte einen Durchmesser von einem halben Meter und wurde in der Mitte von einem Goldband zusammengehalten. Die Stange, um die die Rolle gewickelt war, bestand aus Gold, desgleichen die geriffelten Knäufe an den Enden. Die Worte auf dem Pergament waren in einer wunderschönen Schrift abgefasst, die

ihm ganz unvertraut war, was das Ganze nur noch rätselhafter machte. Die Rolle schien unversehrt zu sein. Er ließ sich auf seine Hacken sinken und dachte nach.

Eines war sicher: Er musste schnellstens einen Käufer finden, denn das Leuchten war so stark geworden, dass es sich nicht mehr verbergen ließ. Er hatte kein Geld, um irgendeinen Behälter zu kaufen und die Rolle darin zu verstecken, und er hatte sie schon so tief wie möglich – bis er auf Fels gestoßen war – vergraben. Je eher er sie also zu Geld machte, desto besser.

Rasch bedeckte er die Rolle wieder mit Erde. Während er damit beschäftigt war, verblasste das Licht und verschwand. Als er seine Arbeit beendet hatte, stand er auf und ging zum Tisch.

Becca, deren Mund und Finger voller Hühnchenfett waren, strahlte ihn an und gab ihm ein Stück Brot.

Krassus stand hinter Grizelda auf dem Achterdeck der *Meergast*. Der klare nächtliche Himmel war mit Sternen übersät. Die drei Monde waren aufgegangen und tauchten das Schiff und das Meer in rosarotes Licht. Obwohl nur ein leichter Wind ging, kam die *Meergast* weiterhin gut auf ihrem Weg nach Osten voran. Die Lichter der anderen zwei Schiffe neben ihr funkelten in der Dunkelheit. Grinsend stellte sich Krassus vor, wie sich der Erwählte auf der Ruderbank abplagte.

Grizelda nahm einige Kräuter aus ihrem Beutel und warf sie in die Seherflamme. Zischend schoss das Feuer in die Höhe, und das Sichtfenster in der Flamme wurde ein wenig klarer. Weil Krassus unbedingt die andere Rolle finden wollte, hatte er Grizelda gezwungen, das Ritual wieder und wieder durchzuführen. Mittlerweile gingen sowohl ihr Kräutervorrat als auch ihre Energie zur Neige. Doch diesmal hatte sie endlich Erfolg.

Das Bild war zwar verschwommen, aber immerhin gab es zum ersten Mal etwas zu sehen. Sie hielt ein kleines, von der Destruktiva-Rolle stammendes Stück Pergament hoch und versuchte, die sich vor ihr entfaltende Szene deutlicher werden zu lassen.

Die Schriftrolle der Operativa kam in Sicht. Sie leuchtete azurblau, während sich zwei Hände daranmachten, sie mit Erde zu bedecken. Dann zogen sich die Hände zurück, und das Einzige, was noch zu sehen war, war ein Fußboden aus fest gestampfter Erde, der überall sein konnte. Sie ließ die Arme sinken, und sofort schrumpfte die Flamme zusammen.

»Wir haben es geschafft, Gebieter«, sagte sie lächelnd. Als der Seewind an ihren langen grauen Haaren riss, schob sie sie hinters Ohr.

»Jetzt weiß ich, warum es so schwierig war, die Rolle zu sichten«, fuhr sie fort. »Der Dieb hat sie in der Erde vergraben. Nur wenn sie freigelegt wird – was wahrscheinlich nicht oft vorkommt –, können wir sie sehen. Der derzeitige Besitzer versteht nichts von Magie – dessen bin ich mir sicher. Wenn die Rolle bei den Magiern in der Festung wäre, würden sie sie nicht vergraben, sondern versuchen, ihre Geheimnisse zu entschlüsseln.«

Ein beunruhigter Ausdruck huschte über ihr Gesicht, doch dann lächelte sie wieder. »Wenn die Kräuter und Öle, die Ihr mir versprochen habt, in der Zitadelle ankommen, werde ich noch viel mehr herausfinden könne – selbst aus so weiter Entfernung.«

Krassus sah sie an. »Ihr dürft Euch zurückziehen«, sagte er. Mit einer kurzen Verbeugung nahm Grizelda ihren Beutel auf und verschwand in ihrer Kabine.

Der Magier im graublauen Gewand trat an die Reling und stützte sich mit den Unterarmen auf, um auf das unruhige Meer hinauszublicken. Der Wind war ein wenig aufgefrischt, und die Wellen trugen weiße Schaumkappen.

Bald, so dachte er bei sich. Bald würde er auch die Rolle der Operativa besitzen. Dann würden ihn die Magier in der Festung nicht mehr aufhalten können. Und sobald er Wulfgar hatte, würde die Welt Wunder der Magier zu sehen bekommen, wie es sie seit Äonen nicht gegeben hatte.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

»Los, hoch mit euch, ihr *Talis*-Schweine! Macht euch wieder an die Arbeit!«

Der Chor der gellenden Stimmen, die ohne Unterlass dasselbe riefen, hallte in seinen Ohren wider. Wenn sie doch bloß endlich geschwiegen hätten, damit er weiter schlafen konnte. Wussten sie denn nicht, dass es unhöflich war, so zu schreien? Unbedingt musste er mit dem Obermagier darüber sprechen, wenn er aufgestanden war und gefrühstückt hatte. Er schickte sich an, sich auf die andere Seite zu drehen, doch irgendetwas hielt ihn fest und hinderte ihn daran.

Plötzlich spürte er wieder den brennenden Schmerz im Rücken. Sofort war er hellwach. Im gleichen Augenblick stieg ihm der Gestank seiner Umgebung in die Nase.

Als er die Augen öffnete, blieb zunächst alles um ihn herum dunkel. Dann wurde die Finsternis von einem schwachen Lichtschimmer verdrängt. Er sah Sklavenhalterdämonen umhergehen und brennende Öllampen an die Pfosten hängen, die das Deck über ihm stützten. Andere Sklavenhalter machten sich gerade daran, ihre Gefangenen vom Fußboden loszuketten. Die zunehmende Helligkeit um ihn herum erlaubte es Tristan, die Lage zu sondieren.

Er konnte sich nicht entsinnen, hierher gebracht und angekettet worden zu sein. Das Einzige, woran er sich noch erinnerte, war, dass er das Bewusstsein verloren hatte, kurz nachdem ihm einer der Sklavenhalter Salzwasser auf seine Wunden gegossen hatte.

Er blickte an sich herab. Seine Hände und Füße waren

noch immer mit den Ketten gefesselt, die er beim Rudern schon getragen hatte. Über seine Brust und die Beine verliefen zusätzliche Ketten, mit denen er am Deck befestigt war. Mühsam den Kopf hebend, sah er Reihe um Reihe weiterer Sklaven, alles Männer, die ebenfalls wie Tiere angekettet waren. Es waren so viele, dass sie das schmutzige Deck bis in den letzten Winkel ausfüllten. Einer nach dem anderen wurde losgekettet, stand unbeholfen auf und blinzelte ins Licht.

Der Schmerz in seinem Rücken schien unerträglich. Seine Weste hatte man ihm wieder angezogen und vorne zugeschnürt. Auf seinen Wunden hatte sich offenbar Schorf gebildet, denn sie taten nicht nur weh, sondern juckten auch.

Einer der Sklavenhalter kam zu ihm und starrte ihn mit seinen leblos weißen Augen an. Dann trat das Monster Tristan unversehens so heftig in die Rippen, dass ihm die Luft wegblieb. Anschließend hob der Sklavenhalter seinen Dreizack hoch über Tristans Gesicht. Tristan nahm sich vor, nicht zurückzuzucken, falls das Monster die Absicht haben sollte, ihn umzubringen. Im nächsten Augenblick kam der Dreizack mit unglaublicher Geschwindigkeit nach unten gesaut.

Die drei Spitzen der Waffe bohrten sich nur wenige Zentimeter von Tristans Kopf entfernt ins Deck. Der Sklavenhalter stieß ein Lachen aus.

»Wenn du uns weiterhin Schwierigkeiten machst, habe ich von Krassus die Erlaubnis, das Kunstwerk auf deinem Rücken zu vervollkommen«, feixte er. »Wogegen ich nicht das Geringste einzuwenden hätte, lieber Prinz.«

Trotzig starrte Tristan in die weißen Augen hoch. Dabei bemerkte er das Schlüsselbund am Gürtel des Sklavenhalters. Offenbar war es ebender, der ihn ausgepeitscht hatte. Es konnte gar nicht anders sein.

Das Monster kettete ihn vom Boden los, riss ihn brutal hoch und stieß ihn in die Schlange der Sklaven, die einer nach dem anderen die Treppe zum Zwischendeck erklommen.

Nachdem er wieder an die Ruderbank angekettet worden war, blickte Tristan durch den Ruderschlitze nach draußen. Es schien früh am Morgen zu sein. Dann drehte er sich zur Seite, um zuzusehen, wie die restlichen Sklaven angekettet wurden. Der Sklavenhalter, der ihn geschlagen hatte, benutzte einen seiner Schlüssel dazu, das massive Vorhängeschloss zu verschließen, mit dem die Kette gesichert war, die durch die Hand- und Beinschellen aller Sklaven verlief. Der Schlüssel war größer als die anderen und hing in der Mitte des Rings, der sonst am Gürtel des Monsters festgehakt war. Tristan prägte sich diese Einzelheit ein, obwohl ihm klar war, dass sie ihm in Anbetracht der strikten Sicherheitsvorkehrungen der Sklavenhalter wahrscheinlich nicht viel nutzen würde.

Die erschöpften Männer, die sie ablösten, wurden zur Falltür zwischen den Ruderbänken gebracht und die Treppe hinuntergetrieben. Mehrere Sklavenhalter folgten ihnen nach unten, um sie auf dem Unterdeck anzuketten, das die neuen Ruderer gerade verlassen hatten. Dann fing der Treiber an, den Takt zu schlagen, worauf sich Tristan und die anderen in die Ruder legten.

Trotz seiner höllischen Schmerzen ruderte er, so gut er es vermochte. Er hatte keine andere Wahl, denn er war nicht sicher, ob er es überleben würde, ein zweites Mal so brutal ausgepeitscht zu werden. Während er ruderte, spürte er, wie seine Wunden aufplatzten. Er hatte das Gefühl, glühende Messer würden ihm in den Rücken gestoßen.

Als er aufblickte, bemerkte er, dass ihn der Sklavenhalter, der ihn geschlagen hatte, mit kaltem Blick anstarrte, als warte er darauf, dass sich Tristan wieder etwas zuschulden

kommen ließ. Während er entschlossen an seinem Ruder zog, dachte er daran, dass der Hirnhaken in seinem rechten Stiefel versteckt war, ein, wie er fand, recht tröstlicher Gedanke.

Während die unglückseligen Sklaven an den Rudern zogen, pflügte die *Wanderer* mit immer größerer Geschwindigkeit durch das Meer der flüsternden Stimmen.

Der Sklavenhalterdämon im Krähennest der *Meergast* spähte durch das Fernrohr, um sich zu vergewissern, ob das, was er mit bloßem Auge gesehen hatte, tatsächlich vorhanden war. Er war nicht sonderlich erpicht auf die Folgen, die es für ihn haben würde, wenn er Krassus etwas Falsches meldete. Gespannt suchte er den Horizont ab.

Da waren sie: drei Fregatten, die sich von Norden näherten. Sie segelten vor dem Wind und kamen rasch voran, während man auf der *Meergast* und ihren beiden Schwesterschiffen das Letzte aus den Rudern herausholen musste, um auf Kurs nach Osten zu bleiben.

Sorgfältig betrachtete er die Schiffe durchs Fernglas. Sie gehörten nicht zu Krassus' Flotte, was sich daran erkennen ließ, dass man ihre Masten und Spieren verlängert hatte, um mehr Segel setzen zu können. Sie kamen schnell voran – daran bestand kein Zweifel. So schnell wäre die *Meergast* noch nicht einmal dann vorangekommen, wenn sie nicht voller Sklaven gewesen wäre. Und bei ihrem gegenwärtigen Kurs würden die Fregatten die drei langsameren, schwerfälligeren Sklavenschiffe bald eingeholt haben. Aber wer waren sie? Und was wollten sie?

Mit dem Fernglas suchte er die Takelage der vordersten Fregatte nach einer Flagge ab. Nach einer Weile fand er dann, wonach er Ausschau hielt. Oben am Hauptmast flatterte stolz eine Flagge im Wind. Der Sklavenhalter stellte sein Fernglas schärfer ein.

Im ersten Augenblick dachte er schon, er habe eine Vision. Er nahm das Fernglas vom Auge und starrte über den Ozean, während er tief Luft holte. Dann blickte er noch einmal durchs Fernglas. Es stimmte also doch. Auf dem blau-goldenen Banner waren ein Löwe und ein Breitschwert zu sehen, und jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in Eutrakien wusste, worum es sich dabei handelte.

Um die königliche Kriegsflagge des Hauses Galland.

Er läutete die Alarmglocke. Unverzüglich kam ein anderer Sklavenhalter in die Takelage geklettert. Während er mit einem Arm aufs Meer hinauszeigte, erstattete der Sklavenhalter im Krähenest Bericht. Der andere kletterte wieder nach unten und rannte los, um nach Krassus zu suchen.

Er machte ihn auf dem Achterdeck ausfindig, wo er neben dem Steuer stand und Seekarten studierte. Seine Kräuterfrau war bei ihm. Der Sklavenhalter stand stramm.

»Bitte um Vergebung, Gebieter«, sagte er, »aber der Mann im Krähenest hat drei Fregatten gesichtet, die von Norden auf uns zuhalten, um uns den Weg abzuschneiden. Ihre Geschwindigkeit ist erheblich. Sie haben die blau-goldene Kriegsflagge des Hauses Galland gehisst.«

Krassus erstarrte. Er schnappte sich das Fernglas, das vor ihm auf dem Tisch lag und schaute nach Norden, wo er die drei Schiffe ausmachte, die mit ungewöhnlich großen Segeln bestückt waren und direkt auf sie zukamen. Dann sah er auch die blau-goldene Flagge. Langsam senkte er das Fernglas und dachte angestrengt nach. Offenbar waren sie hinter ihm her. Doch wer konnte das sein? Vielleicht die Magier der Festung? Aber die verfügten über keine Kriegsmarine. Doch wer außer den Magiern hätte die Frechheit, die königliche Kriegsflagge zu hissen?

Dann kam ihm ein Gedanke. Das konnten die Schiffe der Helferlingsflotte sein, die unter dem Kommando der Magier stand. Doch es hieß, diese Schiffe lägen vor der Küste

von Parthalonien vor Anker, in einem Hafen, der sich weit nördlich von seinem gegenwärtigen Standort befand. Wie hätten Wigg und Faegan der Helferlingsflotte innerhalb so kurzer Zeit eine Nachricht zukommen lassen sollen? Und auch, dass sie ihn so schnell eingeholt hatten, war einfach nicht möglich. Außerdem – wenn es sich wirklich um die Helferlinge handelte, warum waren es dann bloß drei Schiffe?

Trotzdem waren sie da. Er wusste, dass er schnellstens handeln musste, um die Gefahr abzuwenden.

Gedankenverloren startete er aufs Meer hinaus. Er hätte es vorgezogen, sich zum Kampf zu stellen und die drei feindlichen Schiffe mit magischen Blitzen zu zerschmettern. Doch das war nur möglich, indem er sie näher kommen ließ. Auf diese Weise hätte er seinen Vorsprung eingebüßt. Und falls Wigg und Faegan an Bord waren, würden sie ihm vermutlich mit doppelt so vielen Blitzen Paroli bieten. Dann war da noch die Frage, ob sich Helferlinge an Bord der feindlichen Schiffe befanden. Wenn ja, bestand, da sie fliegen konnten, jeden Augenblick die Gefahr, dass sie sein Schiff enterten.

Nein, die Entfernung zwischen der *Meergast* und den feindlichen Fregatten musste beibehalten werden. Das war jedoch nur möglich, wenn er seine anderen zwei Schiffe opferte, um Zeit zu gewinnen. Gewiss, es war nicht auszuschließen, dass sich auf einem von ihnen Wulfgar befand. Doch angesichts der zahllosen Sklaven, die sie beständig über das Meer transportierten, war die Wahrscheinlichkeit nicht sehr hoch. Er würde das Risiko einfach eingehen müssen. Außerdem konnte es durchaus sein, dass Wulfgar bereits im Gewahrsam der Sklavenhalter war. Und Krassus durfte sich von nichts daran hindern lassen, die Schriftrolle in die Zitadelle zu bringen. Er drehte sich dem wartenden Sklavenhalterdämon zu.

»Hör gut zu, denn von den nächsten Augenblicken hängt unser Leben ab«, sagte er. »Hol meinen Obermaat. Und sag ihm, er soll meine Laternen mitbringen. Er weiß, welche. Lass alle *Talis*-Skaven bis auf die, die gerade rudern, sowie eine ebenso große Ersatzmannschaft aufs Oberdeck bringen. Sie müssen sofort getötet und über Bord geworfen werden, damit das Schiff leichter wird. Die *R'talis*-Gefangenen dürfen nicht angerührt werden. Und befiehl den Skaven, mit dem Rudern aufzuhören – das hält uns nur auf. Los, beeil dich!«

Der Skavenhalter eilte davon. Kurz darauf kam der Obermaat mit einer Laterne aufs Achterdeck.

»Du bist mit der Lage vertraut?«, fragte Krassus kurz. Der Skavenhalter nickte.

»Gut«, sagte Krassus. Er nahm die Lampe an sich und schloss die Augen. Nachdem in der Lampe ein blaues magisches Licht entflammt war, gab er sie dem Obermaat zurück.

»Geh damit zum Heck und gib der *Wanderer* und der *Beherztheit* Signale. Sie sollen beidrehen und die drei Fregatten abfangen, während wir weitersegeln. Sie müssen den Feind unbedingt aufhalten und alle an Bord der Fregatten töten. Hast du verstanden?«

Der Obermaat nickte.

»Sehr schön«, sagte Krassus. »Dann geh.«

Während Krassus zum Heck blickte, sah er, wie die beiden anderen Schiffe mittels azurblauer Lichtsignale ihre Befehle erhielten. Er wandte sich Grizelda zu.

»Jetzt werden wir sehen, was wir sehen werden«, sagte er leise.

Die Kräuterfrau blickte besorgt drein. »Mein Gebieter hat doch sicher nicht vergessen, dass der Erwählte noch an Bord der *Wanderer* ist«, sagte sie zögernd. »Er könnte getötet werden.«

Bevor er Antwort gab, drehte sich Krassus zurück, um zuzusehen, wie zusätzliche Segel gehisst wurden und die ersten *Talis*-Sklaven aufs Oberdeck kamen. Eine Gruppe von Sklavenhaltern stand mit gezogenen Schwertern bereit. Sobald einer der Sklaven auf Deck erschien, trat ein Sklavenhalter lautlos hinter ihn, schnitt ihm die Kehle durch und warf ihn über die Reling.

Sofort wimmelte das immer blutiger werdende Wasser von Haien. Ohne auf die Schreie der sterbenden Sklaven zu achten, richtete Krassus von neuem den Blick auf die drei feindlichen Fregatten.

»Natürlich habe ich das nicht vergessen«, erwiderte er. »Wenn er stirbt, dann stirbt er eben. Das spielt letzten Endes keine Rolle. Wie ich Euch bereits sagte, seine Blutsignatur hat bei dem, was ich vorhabe, keinen Nutzen für mich. Sollte er jedoch gerettet werden, dann habe ich eine kleine Überraschung für ihn und seine Magier vorbereitet – eine, die sich sehr zu unserm Vorteil auswirken könnte. Es besteht also kein Grund, sich Gedanken über ihn zu machen.«

Gespannt sah er zu, wie die *Wanderer* und die *Beherztheit* ihren Kurs änderten, um die drei Fregatten abzufangen. Auf den Decks standen hunderte von Sklavenhalterdämonen und schwenkten ihre Schwerter.

Die *Meergast* segelte mit geblähten Segeln davon.

Während Tristan hart am Ruder zog, versuchte er, die höllischen Schmerzen in seinem Rücken zu vergessen und gleichzeitig auf das geschäftige Treiben zu achten, das auf dem Oberdeck herrschte. Bereits seit einer Viertelstunde ruderten sie mit Kampfgeschwindigkeit, und zwar seit die *Wanderer* überraschend ihren Kurs geändert hatte. Ein Blick durch den Ruderschlitze verriet ihm, dass sie jetzt nach Norden fuhren. Während der Treiber unerbittlich den Takt schlug, brachen immer mehr Sklaven stöhnend zusammen,

sodass der einzelne Wächter – alle anderen Sklavenhalter waren aufs Oberdeck befohlen worden – reichlich von seiner Peitsche Gebrauch machte, um sie wieder zur Arbeit zu zwingen.

Tristan bemerkte, dass die zwei Sklavenhalter, die sich noch auf dem Ruderdeck befanden, leicht besorgt dreinblickten. Plötzlich schlingerte die *Wanderer* nach Backbord und legte sich auf die Seite. Einer der Sklaven auf der anderen Seite des Schiffes ließ unversehens sein Ruder fallen und zeigte aufgeregt durch den Ruderschlitze nach draußen.

»Schiffe!«, schrie er, während seine Augen hoffnungsvoll aufleuchteten. »Drei eutrakische Schiffe! Und sie haben das Kriegsbanner der Monarchie gehisst!«

Der Sklavenhalterdämon nahm seinen Dreizack und stach dem Mann damit in den Bauch. Bevor er die Waffe wieder herauszog, drehte er sie brutal nach links. Der Mann war tot, bevor er aufs Deck aufschlug.

Doch er war nicht umsonst gestorben.

Fast jeder Sklave ließ sein Ruder los und verrenkte den Hals, um nach draußen zu spähen. Vergeblich versuchte der Sklavenhalter, sie mit Peitschenhieben wieder gefügig zu machen. Auf seiner Seite des Schiffes konnte Tristan nur das weite Meer sehen. Dennoch war er von dem, was der Sklave gesagt hatte, wie elektrisiert. Dafür konnte es nur eine Erklärung geben.

Sie waren endlich gekommen, um ihn zu retten.

Ein Teil der Helferlingsflotte war eingetroffen, vielleicht waren sogar Wigg und Faegan an Bord. Die Aussicht auf Befreiung ließ sein Herz höher schlagen, ebenso wie die Aussicht, Krassus, seine Kräuterfrau und so viele dieser entsetzlichen Monster wie möglich zu töten. Vielleicht gelang es ihm sogar, die Rolle der Destruktiva an sich zu bringen. Vor allem aber brannte Tristan auf Rache.

Während der Sklavenhalter damit beschäftigt war, mit

der Peitsche auf die aufgeregten Ruderer einzuschlagen, griff Tristan in seinen rechten Stiefel und holte den Hirnhaken heraus. Er nahm ihn in die hohle Hand und presste die Klinge gegen die Unterseite des Arms. Dann legte er den Arm neben sich auf die Ruderbank.

Er wusste, dass er aufs Genaueste würde kalkulieren müssen, da die Ketten seine Bewegungsfreiheit einschränkten. Er würde nur eine einzige Chance bekommen, und die musste er richtig nutzen.

Sehnsüchtig beäugte er das Schlüsselbund am Gürtel des Sklavenhalters. Der große Schlüssel in der Mitte hing dort nach wie vor. Tristan wünschte inständig, der Sklavenhalter käme zu ihm.

Fast als hätte er Tristans stumme Bitte gehört, drehte sich der Sklavenhalter nun um und starrte den Prinzen hasserfüllt an. Dann kam er langsam auf ihn zu. Tristan nahm all seinen Speichel zusammen und spuckte ihn in Richtung des Monsters.

Der Sklavenhalter baute sich vor Tristan auf und hob grinsend seinen Dreizack.

In diesem Augenblick stieß die *Wanderer* krachend mit etwas zusammen, sodass das Schiff nach Steuerbord kippte. Der Sklavenhalter verlor das Gleichgewicht und wankte nach rechts.

Als die Spitzen des Dreizacks niedersausten, wich Tristan zur Seite aus, packte den Griff der Waffe und zog den überraschten Sklavenhalter auf seinen Schoß. Blitzschnell packte er ihn bei der Kehle und stieß ihm den Hirnhaken ins Ohr.

Der Sklavenhalter schrie gellend auf und versuchte sich zu wehren. Brutal drehte Tristan den Haken herum und riss ihn heraus. Das Monster war tot. Aus seinem Ohr strömte Blut.

Tristan steckte den Hirnhaken in den Stiefel zurück.

Dann nahm er das Schlüsselbund vom Gürtel des Sklavenhalters und stieß die Leiche in den Gang.

Der gigantische Treiber war inzwischen aufgesprungen und kam mit erhobenem Schlägel auf Tristan zu. Rasch schob dieser den großen Schlüssel in das auf Deck liegende Vorhängeschloss und drehte ihn um.

Das Schloss rührte sich jedoch nicht.

Ein rascher Blick zur Seite verriet ihm, dass der Treiber ihn fast erreicht hatte. Als er den Schlüssel noch einmal in dem rostigen Schloss herumdrehte, sprang es endlich auf. So schnell er konnte, zog Tristan die Kette heraus, sodass er seine Beine bewegen konnte. Hände und Füße waren jedoch immer noch gefesselt, und ihm blieb keine Zeit, nach einer Waffe zu greifen, da der Treiber bereits vor ihm stand.

Während der Schlägel niedersauste, rutschte Tristan nach rechts, um dem Schlag auszuweichen. Dann rutschte er zurück, holte aus und rammte dem Sklavenhalter seine Handschellen ins Gesicht. Blut spritzte auf, das Monster stürzte zu Boden und fiel auf die Leiche des anderen Sklavenhalters.

Inständig hoffend, dass der Schlüssel auch in seine Hand- und Fußfesseln passte, schob ihn Tristan in das Schloss seiner Fußschellen und drehte um. Diesmal sprang das Schloss sofort auf. Nachdem er auch seine Handschellen aufgeschlossen hatte, wandte er sich lächelnd seinem Nebenmann zu und reichte ihm den Schlüssel. In den Augen des Mannes standen Tränen. Tristan setzte an, etwas zu sagen, doch plötzlich kam ihm zu Bewusstsein, dass das unnötig war.

Er griff unter die Leiche des ersten Sklavenhalters und nahm das Kurzsword der Kreatur an sich. Vom Oberdeck waren schon seit einiger Zeit Kampfgeräusche zu hören, die verrieten, dass das Schiff geentert worden war. Tristan hob sein Schwert und stürmte die Treppe hinauf.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Serena kam sich wie eine Ausgestoßene vor, als sie die üppige Mahlzeit vor sich betrachtete. Sie saß allein an einem luxuriös gedeckten Esstisch, auf dem sogar Kerzen und Wein standen. Sie trug ein neues, wunderschönes Gewand, das sie ebenfalls von Janus erhalten hatte.

Aus den Käfigen um sie herum starrten sie ihre verhungerten, in Lumpen gekleideten Mitsklaven an. Das machte sie nervös, und jedes Mal, wenn die Sklavenhalterdämonen sie nach solch einer Mahlzeit wieder zu den anderen sperrten, hatte sie Angst um ihre Sicherheit. In der Nähe saßen zwei mit Schwertern bewaffnete Sklavenhalter und passeten genau auf.

Obwohl sie hungrig war, wollte sie eigentlich nichts essen, denn das schien ihr den anderen gegenüber besonders grausam zu sein. Wulfgar hatte ihr jedoch eingeschärft, jede Gelegenheit zum Essen zu nutzen, und inzwischen gab sie viel auf sein Urteil. Zögernd kostete sie von dem köstlichen Kalbsbraten und versuchte dabei, die gierigen, neidischen Blicke ihrer Mitgefangenen zu übersehen.

Die bizarre, unerklärliche Behandlung, die ihr zuteil wurde, ging auf Janus zurück, dessen war sie sich sicher. Janus war offenbar nicht bereit, Wulfgars Bitte, ihr mehr zu essen zu geben, nachzukommen, ohne das Ganze in eine Gemeinheit zu kleiden. Kopfschüttelnd dachte sie über die wahnwitzige sadistische Natur der Situation nach, in der sie sich befand. Sie fühlte sich nackt und allein, während sie vor ihrer üppigen Mahlzeit saß. Plötzlich kam ihr zu Bewusstsein, dass sie sich nur dann entspannte,

wenn sie mit Wulfgar in seinen Gemächern zusammen war.

Sie ließ den Blick durch die riesige Halle schweifen, die mit glattem, cremefarbenem Marmor ausgekleidet und mit zahlreichen offenen Oberlichtern ausgestattet war. Das einzige »Mobiliar« dieser Halle waren die vielen großen Käfige, in denen man die *R'talis*-Skolaven eingesperrt hatte.

Sie war nie dazu gekommen, die Käfige zu zählen, nahm aber an, dass es weit über hundert waren. Jeder stand für sich, mehrere Meter von den anderen Käfigen entfernt. Menschen waren darin, Feldbetten zum Schlafen und Eimer für die Ausscheidungen. Die Eimer wurden allerdings nicht oft genug geleert, sodass die Halle von Gestank erfüllt war.

Keiner der Gefangenen wusste, warum man sie hergebracht hatte und welches Schicksal ihnen bevorstand. Selbst Serena – die Einzige, die ihren Käfig von Zeit zu Zeit verlassen durfte – war nicht in der Lage gewesen, eine Antwort auf diese Frage zu finden.

Bisher war sie noch insgesamt viermal bei Wulfgar gewesen, jedes Mal auf seinen Wunsch hin. Es bereitete ihr Freude, ihn zu besuchen, und sie stellte fest, dass sie ihn immer mehr mochte. Bei ihm fühlte sie sich selbst an einem entsetzlichen Ort wie diesem sicher. Manchmal dachte sie, wie schön es wäre, wenn sie einfach bei ihm bleiben könnte, doch das würde Janus wahrscheinlich nie erlauben. Dann würde er ja auf das Vergnügen verzichten müssen zu beobachten, wie sie litt, während sie vor den anderen köstliche Dinge aß, und wie diese litten, während sie ihr zusahen.

In diesem Augenblick öffnete sich hinten in der Halle eine Tür, und Janus kam hereinstolziert. Serena zuckte zusammen, als er ihr gegenüber am Tisch Platz nahm und sich ein Glas Wein einschenkte. Dann legte er die Beine auf den Tisch, schlug sie übereinander und lehnte sich zurück. Sein bemaltes Gesicht verzerrte sich zu einem Lächeln.

Er warf einen Blick auf ihren Teller und tat so, als sei er enttäuscht. »Du solltest wirklich etwas mehr essen, meine Liebe«, sagte er salbungsvoll. »Oder soll ich dir etwas anderes bringen lassen?« Er hob den Kopf und starrte sie drohend an. »Schließlich ist für Wulfgars Hure das Beste gerade gut genug.«

Serena legte die Gabel hin und sah ihn finster an. »Ich bin nicht seine Hure«, erwiderte sie. »Wir mögen uns. Das ist etwas, das Ihr wahrscheinlich niemals verstehen werdet.«

Janus legte sich die Hand aufs Herz. »Ich bin gerührt, wirklich«, sagte er in sarkastischem Ton. »Jedenfalls soll ich dich wieder zu ihm bringen. Du musst schon sehr gut sein im Bett. Wenn Wulfgar dich satt hat, werde ich dich vielleicht mal ausprobieren ...«

Serena schwieg und sah ihn nur hasserfüllt an.

Janus stand auf und spießte eine Scheibe von Serenas Kalbsbraten auf eine Gabel. Dann ging er zu einem der Käfige und schwenkte die Gabel hin und her, damit den Sklaven das verlockende Aroma des Fleisches in die Nase stieg. Wie hungrige Tiere drängten sie sich gegen das Gitter und streckten flehend die Arme zwischen den Stangen hindurch. Lächelnd drehte sich Janus zu Serena zurück.

»Essen«, sinnierte er. »Einfaches, alltägliches Essen. Merkwürdig, nicht? Um Macht auszuüben, braucht man gar nicht zu foltern oder zu töten. Man braucht den Menschen bloß die Nahrung vorzuenthalten, um unversehens zum König unter ihnen zu werden. Eine reizvolle, simple, dabei aber elegante Form von Bestrafung und Belohnung, findest du nicht auch? Es gibt wirklich keine bessere Methode.«

Serena stiegen Tränen in die Augen. Obwohl sie wusste, dass sie nichts für all das konnte, fühlte sie sich schuldig.

»Hört doch auf damit!«, bat sie. »Es ist schon schlimm

genug, dass Ihr mich zwingt, vor ihren Augen zu essen. Müsst Ihr sie auch noch quälen? Wie könnt Ihr nur so grausam sein?«

»Grausam?«, entgegnete Janus. Er schien aufrichtig verblüfft. »Du findest das grausam? Das ist nicht grausam, meine Liebe. Das ist lediglich ... Theater. Was mit den anderen Sklaven passiert ... den *Talis* ... also das könnte man wirklich als grausam bezeichnen. Diese armen Teufel sind nichts als ein Mittel zum Zweck.«

Serena setzte an, ihn zu fragen, was er damit meinte, hielt jedoch inne. Erstens hätte er es ihr wahrscheinlich ohnehin nicht verraten, und zweitens befürchtete sie, die Antwort könne unerträglich sein. Sie senkte den Kopf und legte die Hände in den Schoß.

Lächelnd schwenkte Janus von neuem das Stück Fleisch hin und her. »Du!«, rief er einem großen, vorne stehenden Mann zu. »Zeig mir mal, wie weit du die Arme ausstrecken kannst! Vielleicht bekommst du dann auch eine Belohnung!«

Janus ging zum Käfig und legte das Fleisch mehrere Zentimeter jenseits der Reichweite des Mannes auf die Erde – gerade nah genug, um ihn zu reizen, und gleichzeitig so weit entfernt, dass er es nicht erwischen konnte. Dann kam er zum Tisch zurück. Serena vergrub das Gesicht in den Händen.

»Nun, wollen wir dann gehen?«, fragte Janus höflich. »Wir dürfen doch unsern Hurenbock schließlich nicht warten lassen.«

Mit wackligen Beinen stand Serena auf und folgte ihm zur Tür. Obwohl ihr die Menschen in den Käfigen unendlich Leid taten, wollte sie schnellstens hier raus.

Janus blieb vor den Wächtern stehen und zeigte auf einen von ihnen. »Du«, befahl er, »kommst mit mir.« Dann beugte er sich zu dem anderen Sklavenhalter hinunter und

flüsterte so laut, dass Serena es hören konnte: »Du bleibst hier. Sollte einer von ihnen es tatsächlich schaffen, an das Fleisch heranzureichen, dann hol ihn sofort raus und töte ihn.«

Der Sklavenhalter grinste. »Mit Vergnügen«, sagte er. Daraufhin ging Janus zusammen mit Serena und dem anderen Sklavenhalter zur Tür hinaus.

Da die Nacht inzwischen hereingebrochen war, wurden die Gänge der Zitadelle von Wandfackeln beleuchtet. Der Weg war lang, doch mittlerweile kannte ihn Serena so gut, dass sie auch allein zu Wulfgars Quartier gefunden hätte. Als sie einen der Gänge entlanggingen, vernahm sie wieder diese entsetzlichen Schreie, die in diesem Bereich der Zitadelle offenbar ständig zu hören waren. Plötzlich kam ihr der Gedanke, Janus könne vielleicht diese Schreie gemeint haben, als er vom grausamen Schicksal der *Talis*-Sklaven gesprochen hatte. Sie erschauerte.

Schließlich gelangten sie zu Wulfgars Tür. Auf ein Nicken von Janus hin schoben die beiden wachhabenden Sklavenhalter den Riegel zurück.

»Jetzt muss ich dich verlassen, meine Liebe«, sagte Janus. »Ich werde anderswo gebraucht. Amüsier dich gut.«

Die zwei Wächter eskortierten sie nach drinnen und zogen sich anschließend wieder in den Gang zurück. Sie hörte, wie die Tür zufiel und verriegelt wurde.

Hier war es im Gegensatz zu dem entsetzlichen Ort, den sie gerade verlassen hatte, still und kühl. Wulfgar kam ihr vom Balkon entgegen. Als er sie in seine starken Arme nahm, musste sie weinen.

Er setzte an, etwas zu sagen, unterließ es aber. Schweigend hielt er sie in den Armen und ließ sie weinen.

Als ihre Tränen versiegt waren, wischte sie sich die Augen trocken und blickte in sein markantes, freundliches Gesicht hoch. Dann führte sie ihn zum Bett, setzte sich hin

und zog ihn neben sich. Nachdem sie seine Hände ergriffen hatte, begann sie zu erzählen.

Sie berichtete ihm, wie das bemalte Monster die anderen Sklaven gequält und den Befehl gegeben hatte, jeden zu töten, dem es gelang, das Stück Fleisch auf dem Boden zu erwischen. Während er ihr zuhörte, verfinsterte sich Wulfgars Gesicht immer mehr. Als sie fertig war, kamen ihr wieder die Tränen.

Wulfgar zog sie an sich. Flehend sah sie ihm in seine haselnussbraunen Augen. »Ich ertrage das nicht länger«, flüsterte sie. »Ich weiß, dass mich Janus weiter so auf diese Weise demütigen wird. Er genießt das Ganze viel zu sehr, als dass er damit aufhören könnte.« Beschämt senkte sie den Kopf. »Was soll ich bloß tun?«

Wulfgar streichelte ihr die Wange und wischte ihr die Tränen fort. »Keine Ahnung«, erwiderte er. »Die anderen tun mir schrecklich Leid, aber ich möchte auch, dass du das alles so gut wie möglich überstehst. Ist das selbstsüchtig von mir? Möglicherweise.« Er machte eine Pause und dachte nach.

»Aus irgendeinem Grund schein ich für die, die hier die Macht haben, wichtig zu sein«, fuhr er fort. »Wenn ihr Anführer Krassus endlich ankommt, kann ich ihn vielleicht dazu überreden, dass er dich ganz hier bei mir bleiben lässt.«

Er schob einen Finger unter ihr Kinn und drückte ihr Gesicht hoch. »Möchtest du das?«

Zum ersten Mal seit Tagen brachte Serena ein Lächeln zustande. Ihr Herz sagte ihr, dass sie diesem starken, sanften Mann vertrauen konnte.

Sie nahm seine Hand und legte sie sich auf die Brust.

Wulfgar, der verstand, was diese Geste zu bedeuten hatte, sah ihr tief in die Augen. »Bist du sicher?«, fragte er.

Lächelnd fasste sie hinter ihn und befreite sein langes

sandfarbenes Haar von dem abgenutzten Lederband. Sie sah zu, wie ihm seine Mähne über die Schultern fiel, und ließ die Finger langsam durch sie hindurchgleiten.

Sanft drückte Wulfgar sie aufs Bett zurück. Sein Atem hatte sich beschleunigt, und er strahlte etwas derart Gebieterisches aus, dass sie es gar nicht erwarten konnte, sich ihm hinzugeben.

Als er seinen Mund auf den ihren presste, bäumte sie sich ihm entgegen.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

»Ihr habt *was* mit meinem Kräutercubiculum gemacht?«, schrie Faegan. So wütend hatte ihn Shailiha noch nie erlebt. Als wäre der Verlust der Baumstadt und der Tod vieler Gnome noch nicht genug, hatte er jetzt auch noch erfahren müssen, dass sein Cubiculum zum Teil zerstört worden war. Sein Gesicht war knallrot, seine graugrünen Augen traten ihm fast aus den Höhlen.

Lionel der Kleine saß zitternd vor ihm am Tisch. Seine beschädigte Brille saß ihm schief auf der Nase, die spärlichen Haare, die bei der Explosion versengt worden waren, klebten ihm schweißnass am Kopf. Er wünschte, er hätte nie etwas von Kräutern gehört.

»Aber es war doch bloß eine ganz kleine Explosion, Meister«, versicherte der Gnom Faegan in beschwichtigendem Ton. »Die zwei anderen waren viel größer und haben mehr zerstört, und ich ...«

»Es hat noch *andere* Explosionen gegeben?«, stieß Faegan hervor und schlug mit den Händen auf die Armlehnen seines Rollstuhls.

Shailiha, Celeste und Lionel waren wie geplant zurückgekehrt. Nachdem sie die Kräutersäcke und das Ölfass versteckt und im Laboratorium aufgeräumt hatten, so gut es eben ging, hatten sie eine Nacht im Schattenwald verbracht. Von anderen Sklavenhalterdämonen war nirgendwo etwas zu sehen gewesen. Als sie schließlich aus Faegans Portal getreten waren, waren sie von Wigg, Abbey und Faegan in Empfang genommen worden.

Als die Magier sahen, dass die Kleider der Frauen mit Blut

befleckt waren und dass sie weder die Kräuter noch die Öle, die Abbey brauchte, bei sich hatten, hatten sie eine Erklärung verlangt. Zuerst hatte sich Shailiha jedoch besorgt nach Tristan erkundigt, nur um zu erfahren, dass es immer noch nichts Neues gab. Nachdem Shailiha und Celeste Bericht erstattet hatten, hatten die Magier alle in die Halle der Blutregister geführt, um die Lage ausführlich zu besprechen.

Faegan stieß einen tiefen Seufzer aus. Dann beugte er sich vor, legte die Hände flach auf den Tisch und sah Shailiha durchdringend an.

»Wollt Ihr damit sagen, dass alle Kräuter und Öle, die noch im Cubiculum waren, vermischt sind?«, fragte er.

»Ja«, erwiderte sie mit trauriger Stimme. »Wir sind zwar noch rechtzeitig gekommen, um die meisten der Gnome vor dem Tod und einen Teil der Baumstadt vor dem Feuer zu bewahren, aber nicht rechtzeitig genug, um die Sklavenhalter daran zu hindern, zu stehlen, was sie brauchten, und die restlichen Kräuter und Öle zu vermischen. Wären wir noch später gekommen, so wären höchstwahrscheinlich überhaupt keine mehr übrig gewesen. Es tut mir Leid, dass wir nicht mehr Erfolg gehabt haben.«

»Das braucht Euch nicht Leid zu tun«, sagte Wigg von der anderen Seite des Tisches aus. »Wenn ihr zwei nicht gewesen wärt, hätten wir alles verloren. Wir sind sehr stolz auf euch.« Er lächelte die beiden Frauen an und legte liebevoll die Hand auf die seiner Tochter.

»Ja, man muss sie in der Tat loben«, setzte Abbey hinzu. »Und dem Jenseits sei Dank, dass Celeste ihren Latenzzauber hat. Aber ist irgendeinem von euch wirklich klar, wie schwierig unsere Aufgabe jetzt geworden ist?« Die Kräuterfrau seufzte hoffnungslos und fuhr sich mit der Hand durch das grau gesträhte Haar.

»Was zuvor mühsam gewesen wäre, ist jetzt so gut wie unmöglich geworden«, fuhr sie fort. »Und wir sind immer

noch weit davon entfernt, zu wissen, wo sich Tristan, Wulfgar und diese Schriftrolle befinden. Ganz abgesehen davon, dass wir nach wie vor nicht einmal ahnen, welche Ziele Krassus mit alldem eigentlich verfolgt.«

Celeste sah zu Faegan hinüber. »Wenn nur eine kleine Menge eines Krauts das Laboratorium in die Luft gejagt hat, wie kommt es dann, dass nicht die ganze Baumstadt explodierte, als die Sklavenhalterdämonen die Kräuter säckeweise verbrannten?«, fragte sie.

Faegan runzelte die Stirn. »Ich kann nur vermuten, dass es daran lag, dass sie durcheinander geraten waren. Ich habe nie *alle* meine Kräuter miteinander vermischt, um damit Experimente zu machen, weil ich Angst vor den Folgen hatte.« Nachdenklich rieb er sich das Kinn.

»Jetzt wissen wir also Bescheid«, sagte er, »auch wenn wir es auf eine schreckliche Weise herausgefunden haben.«

Shailiha sah Wigg an. »Gibt es wirklich keine Spur von meinem Bruder?«, fragte sie. »Hat denn keiner der Suchtrupps der Helferlinge etwas herausgefunden?«

Der Obermagier schüttelte den Kopf. »Leider nicht«, sagte er. »Aber sie suchen nach wie vor nach ihm und werden die Suche gewiss nicht aufgeben. Vor ein paar Tagen haben wir Geldon und Traax nach Parthalonien geschickt, um die Helferlingsflotte zu mobilisieren. Seitdem patrouillieren die Schiffe auf dem Meer der flüsternden Stimmen, um Krassus' Flotte abzapfen und den Erwählten zu befreien. Bisher haben wir allerdings noch nichts von ihnen gehört.«

Shailiha und Celeste sahen die beiden alten Magier mit großen Augen an. »Warum habt ihr uns nichts davon erzählt?«, wollte Celeste wissen.

»Weil wir vermeiden wollten, dass ihr uns mit der Bitte in den Ohren liegt, die Flotte begleiten zu dürfen«, erwiderte Wigg. »Außerdem waren wir der Ansicht, dass eure

beträchtlichen Talente bei anderen Aufgaben bessere Verwendung finden könnten. Wie sich herausgestellt hat, hatten wir ja auch Recht.«

Shailiha starrte die Magier wütend an, konnte ihnen jedoch nicht wirklich böse sein. Sie und Celeste waren sich so sicher gewesen, die beiden auf raffinierte Weise ausge-trickst zu haben. Dabei hatte es sich in Wirklichkeit umgekehrt verhalten. Wieder einmal wurde ihr in Erinnerung gerufen, dass stets mehr hinter Wiggs und Faegans Verhalten steckte, als es zunächst den Anschein hatte.

»Und was tun wir jetzt?«, fragte sie in die Runde.

»Abbey und Lionel werden sich in den Schattenwald begeben, um zu versuchen, das Rätsel der Kräuter und Öle zu lösen«, antwortete Faegan. »Die Hauptmacht der Helferlinge wird hier bleiben. Schließlich wissen wir nicht mit Bestimmtheit, ob sich Krassus und seine Sklavenhalterdämonen noch in Eutrakien befinden oder nicht. Wir müssen sicherstellen, dass der Palast und die Festung gut geschützt sind.« Er machte eine Pause.

»Ich möchte euch allen noch etwas anderes mitteilen«, fügte er kurz darauf hinzu, »und zwar geht es dabei um eine Sache, die erledigt werden muss, bevor irgendjemand in den Schattenwald zurückkehrt. Ich habe einige Recherchen im Großen Buch angestellt, um herauszufinden, ob ich auf etwas stoße, das uns bei dem Kräuter- und Öl-Engpass behilflich sein könnte. Und nachdem ich Eure Geschichte gehört habe, bin ich sehr froh, dass ich das getan habe.«

Er hob den Arm und befahl das Große Buch zu sich. Es erhob sich in die Luft und schwebte durchs Zimmer, um schließlich auf dem Tisch zu landen. Faegan kniff die Augen zusammen und veranlasste das Buch, sich an einer bestimmten Stelle aufzuschlagen. Dann sah er den Obermagier an.

»Sagt«, wandte er sich an Wigg, »habt Ihr schon einmal von den Kammern der Buße gehört?«

»Nein«, erwiderte Wigg. »Was soll das sein?«

»Zuerst war mir dieser Ausdruck auch nicht mehr in Erinnerung«, fuhr Faegan fort. »Doch als ich dann auf mein absolutes Gedächtnis zurückgriff, um das Große Buch nach den Wörtern *Kräuter* und *Öle* abzusuchen, geschah etwas Seltsames. Ich sah auch den Ausdruck *Kammern der Buße* im Geiste vor mir. Nicht etwa nur einmal, sondern wieder und wieder, bis dieser Ausdruck alles andere verdrängte. Es war, als versuche das Große Buch verzweifelt, mir etwas mitzuteilen. Bislang waren die Worte nur eine schweigende, statische Wesenheit gewesen. Doch jetzt schienen sie auf einmal lebendig geworden zu sein, so wie ja auch der Unvergleichliche auf einer bestimmten Seinsebene ein eigenes Leben besitzt. Es war verblüffend. Deshalb beschloss ich, die Seiten zu lesen, statt mich nur auf mein Gedächtnis zu verlassen. Und als ich das tat, tauchten immer mehr Hinweise auf diese Kammern auf, bis ich schließlich auf eine bestimmte Stelle im Operativa-Teil stieß.«

»Und was wird dort gesagt?«, fragte Wigg.

»Und es werden entdeckt werden viele Kammern der Buße«, las Faegan vor, »die ihnen helfen, ihren Weg in der Magie zu finden, und überdies dazu beitragen, die Existenz der Operativa zu gewährleisten. Jede Kammer wird bergen ein anderes Geheimnis, jede aber wird auch enthüllen Aspekte der Magie von so komplexer Art, dass es nötig ist, sie in der Erde zu verbergen. Doch seid gewarnt! Der Preis der Seele, der zu entrichten ist für solches Wissen, wird hoch sein, vielleicht sogar tödlich.«

Faegan blickte vom Buch auf. »Versteht Ihr?«, fragte er aufgeregt.

Wigg beugte sich fasziniert vor.

»Lasst mich Euch noch eine andere Stelle vorlesen«, fuhr Faegan fort. Nachdem er also erneut die Augen zusammengekniffen hatte, schlug sich das Buch auf einer anderen Seite auf.

»Geht es um Kräuter und Öle der Magie, über die man Aufklärung sucht, so wird man sie finden in einer der Kammern der Buße. In dieser Kammer wird man entdecken die Schwimmenden Gärten der Magie, auf ewig bewacht von der Hüterin des Wassers. Doch der Preis, zu entrichten für solches Wissen, ist hoch, und sollte man nur in Zeiten großer Not danach trachten, es zu erlangen, denn das Risiko ist groß. Am Fuße der Frau aus Stein wird man finden die ersten Antworten, doch nur mithilfe des Unvergleichlichen, denn er allein wird beleuchten den Weg.«

»Die Frau aus Stein?«, fragte Celeste. »Was ist denn das?«

»Als *Frau aus Stein* wird eine Felsformation an der Küste bezeichnet, nicht allzu weit von hier entfernt«, antwortete Wigg und rieb sich das Kinn. »Im Laufe der Zeit haben die Wellen das Profil einer Frau in eine Klippe am Rande des Meers der flüsternden Stimmen geschliffen. Angeblich existiert diese Felsbildung schon seit Äonen. Zumindest muss es sie schon zur Zeit derjenigen, die vorausgingen, gegeben haben, denn sonst hätten sie sich nicht im Großen Buch darauf beziehen können.« Er machte eine Pause und blickte zu Faegan hinüber.

»Aber was hat es mit diesen schwimmenden Gärten auf sich?«, fragte er. »Und wer soll diese Hüterin sein, die sie auf ewig bewacht? Und was meint das Große Buch mit dem Preis der Seele, der zu entrichten ist?«

»Das werden wir erst herausfinden, wenn wir uns dort hinbegeben, nicht wahr?« Faegan lachte gackernd. Sein Gesichtsausdruck und seine ganze Haltung erinnerten Wigg daran, dass seinen alten Freund nichts so faszinierte wie ein

ungelöstes Geheimnis der Magie, zumal dann, wenn er der Einzige war, der die Lösung kannte.

»Ich glaube, wir sollten gleich morgen früh aufbrechen«, fügte Faegan hinzu.

Wigg bemerkte, dass ein enttäuschter Ausdruck über Abbeys Gesicht huschte. Wie es schien, würden sie doch wieder getrennt werden. Erneut richtete er den Blick auf Faegan und seufzte.

Er hoffte, dass der Meistermagier Recht behielt.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Tristan riss sein Schwert hoch und parierte im letzten Augenblick die Klinge des Sklavenhalterdämons, der sich auf ihn stürzte, noch bevor er das Ende der Treppe erreicht hatte.

Trotz der auf ihn einhagelnden Hiebe schaffte es Tristan irgendwie, aufs Oberdeck zu gelangen und sich die dringend benötigte Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Als sein Gegner von neuem das Schwert hob, sah Tristan endlich die Gelegenheit gekommen, auf die er gewartet hatte. Er sprang nach vorn und ließ seine Klinge einen horizontalen Bogen beschreiben. Die Spitze des Schwertes schlitzte dem Sklavenhalter den Unterleib auf, und das Monster fiel zu Boden.

Ohne auf die höllischen Schmerzen in seinem Rücken zu achten, hielt Tristan kurz inne, um die Lage zu sondieren. Fünf Schiffe waren in den Kampf verwickelt. Die *Wanderer* und die *Beherztheit* lagen nebeneinander, flankiert von zwei der Fregatten, deren Herkunft nach wie vor nicht geklärt war. Die dritte Fregatte hatte sich vor den Bug der beiden Sklavenschiffe geschoben. Die Besatzung der drei geheimnisvollen Fregatten hatte schwere Enterhaken ausgeworfen, sodass alle Schiffe fest miteinander verbunden waren. Den Monstern blieb nichts anderes übrig, als sich zum Kampf zu stellen. Auf allen Oberdecks der fünf Schiffe fanden erbitterte Kämpfe statt.

Auf den Sklavenschiffen hingen viele der Segel zerrissen herab, während ihre Masten zerschmettert auf den Decks lagen. Der Boden war mit Takelage übersät, was das Kämp-

fen noch mehr erschwerte. Hier und da waren kleine Feuer ausgebrochen, deren dunkler Rauch die Sicht behinderte.

Plötzlich kam Tristan zu Bewusstsein, was hier nicht stimmte.

Es waren nirgendwo Helferlingskrieger zu sehen. Nicht ein einziger. Die Angreifer schienen ein bunt zusammengewürfelter, unorganisierter Haufen zu sein. Jeder von ihnen kämpfte mit Geschick und Hingabe, als wäre jeder Augenblick sein letzter. Allesamt hatten sie offenbar herzlich wenig Angst vor den Sklavenhalterdämonen und schienen es zu genießen, sie zu töten, fast als hätten sie eine persönliche Rechnung mit ihnen zu begleichen. Umgeben von Blut, Geschrei und Waffengeklirr stand Tristan wie betäubt da und wunderte sich.

Ein Dreizack kam durch die Luft geschwirrt und bohrte sich knapp neben seinem Kopf in einen dicken Mast. Instinktiv griff er über seine rechte Schulter, um eines seiner Wurfmesser zu ziehen, doch im selben Moment fiel ihm ein, dass sie dort nicht mehr steckten.

Fluchend hielt er nach dem Sklavenhalterdämon Ausschau, der den Dreizack geschleudert hatte. Er stand in einiger Entfernung auf dem blutigen Deck und starrte ihn finster an. Mit dem Schwert, das er in der Hand hielt, winkte er den Prinzen zu sich heran.

Sofort riss Tristan sein Schwert hoch und rannte über das glitschige Deck auf den Sklavenhalter zu. Dabei sah er aus den Augenwinkeln heraus, wie gerade ein anderer Sklavenhalter hinter dem Ruderhaus hervorgestürzt kam. Er saß in der Falle. Mit beiden zugleich würde er nicht fertig werden – zumal ihm seine gewohnten Waffen fehlten. Deshalb stürmte er weiter, um wenigstens den Ersten von ihnen zu erledigen.

Mit vorgestrecktem Schwert preschte Tristan auf den Sklavenhalter zu und stieß mit seiner freien Hand dessen

Schwertarm zur Seite. Dann bohrte er dem Monster die Klinge in den Hals, drehte sie mit einem Ruck herum und versetzte dem Sklavenhalter einen Tritt. Blutüberströmt stürzte die Kreatur aufs Deck.

Tristan wirbelte herum, um sich dem zweiten Gegner zu stellen. Wenn er heute sterben sollte, würde er zumindest die Genugtuung haben, mehrere der grässlichen Sklavenhalterdämonen mit ins Grab genommen zu haben. Doch was er dann sah, überraschte ihn.

Ein Bär von einem Mann war hinter dem anderen Sklavenhalter aufgetaucht und hatte ihm einen seiner massiven Arme um den Hals geschlungen. Mit der anderen Hand drückte der Mann dem Monster den Kopf nach unten. Plötzlich stieß er den Kopf des Sklavenhalters mit einem Ruck noch weiter hinunter, und Tristan hörte, wie das Genick brach. Dann hob der Riese die Leiche in die Höhe und schleuderte sie gut fünf Meter weit über Deck, als sei sie federleicht. Sprachlos stand Tristan da und starrte diesen Mann an, der ihm gerade das Leben gerettet hatte.

Er war das größte menschliche Wesen, das der Prinz je zu Gesicht bekommen hatte, und übertraf in Größe und Körpergewicht sogar die meisten Helferlingskrieger. Er maß über sieben Fuß und trug zerrissene, blutbefleckte Hosen, sonst nichts – keine Schuhe, kein Hemd, keinerlei Waffen. Er schien ein wenig älter als Tristan zu sein und hatte dunkle Augen. Sein Kopf war glatt rasiert, sein muskulöser Körper über und über mit Narben jeglicher Art bedeckt. Eine davon lief ihm quer übers Gesicht und zog sich von der Stirn über das linke Auge zur Wange.

Tristan beobachtete, wie sich ein weiterer Sklavenhalterdämon mit erhobenem Schwert auf den Riesen stürzte. Mit einer Schnelligkeit, die Tristan bei einem solchen Giganten nie für möglich gehalten hätte, fuhr der Mann herum, packte den Schwertarm seines Gegners und riss ihn mit ei-

nem Ruck herum. Der Arm brach, durch die weiße Haut drangen Blut und zersplitterte Knochen. Während der Sklavenhalter vor Schmerz aufschrie, hob ihn der Riese mühelos hoch und ließ ihn auf sein angezogenes rechtes Knie knallen. Dann schleuderte er die Leiche über Bord.

Nachdem der Mann den Prinzen ausdruckslos angesehen hatte, wandte er sich ab, um nach einem neuen Opfer zu suchen.

Tristan sah sich um, konnte in seiner unmittelbaren Umgebung jedoch keine Feinde mehr entdecken. Das Kampfgetümmel hatte merklich nachgelassen. Offenbar hatten seine geheimnisvollen Retter gesiegt. Erschöpft senkte Tristan sein Schwert.

Sein erster Gedanke war, die *Meergast* zu finden, die jedoch nicht mehr da war. Er wandte sich nach Osten und suchte mit zusammengekniffenen Augen den Horizont ab. Schließlich entdeckte er in weiter Ferne einen weißen Fleck. Krassus und seine Kräuterfrau waren entkommen. Wütend wandte er sich zur Kampfstätte um, wo inzwischen alles ruhig war.

Überall waren Leichen verteilt – sowohl von Menschen als auch von Sklavenhalterdämonen. Die *Wanderer* und die *Beherztheit* lagen tief im Wasser, hier und da loderten immer noch die Feuer, die auf den beiden Schiffen ausgebrochen waren. Ein Teil der Besatzung der Fregatten war eifrig damit beschäftigt, diese Flammen zu löschen, bevor sie auf ihre eigenen Schiffe übergriffen. Das in Blut schwimmende Deck war mit Waffen, Knochen und Organen übersät. Etliche Sklaven irrten mit leerem Blick umher, andere saßen einfach nur da und schluchzten vor Entsetzen und Dankbarkeit. Eine Gruppe der siegreichen Mannschaft war bereits dabei, die zwei Sklavenschiffe zu plündern und die aus Menschen, Essen und Wasser bestehende Beute an Bord der drei geheimnisvollen Fregatten zu bringen.

In einer Ecke des Achterdecks der *Wanderer* hatte man die überlebenden Sklavenhalter zusammengetrieben. Die Monster mussten sich hinknien und wurden nacheinander geköpft. Sowohl die Körper als auch die Köpfe warf man über Bord. Das Wasser wimmelte von Haien, die das Blut angelockt hatte.

Tristan beschloss, sich auf die Suche nach demjenigen zu machen, der hier den Befehl hatte. Seine Retter mussten doch einen Kapitän haben, und Tristan brannte darauf, ihn kennen zu lernen.

In diesem Augenblick machte sich einer der Männer, die sie befreit hatten, daran, die Sklaven um sich zu versammeln. Mit fester, energischer Stimme forderte er sie auf, sich auf das Vorderdeck der *Rache des Volkes* zu begeben, des Schiffes, das ihnen immer noch den Weg verspernte. Dort würden sie weitere Befehle erhalten. Unversehens geriet Tristan unter eine große Gruppe von Sklaven, die alle einen jammervollen Anblick darboten und mit schleppenden Schritten über eine Landungsbrücke an Bord der Fregatte gingen.

Zunächst vermochte Tristan nicht auszumachen, was hier eigentlich vor sich ging. Nach einiger Zeit stellte er jedoch fest, dass die Sklaven einer nach dem anderen vor den Kapitän treten mussten, der in einem roten Polsterstuhl mit hoher Lehne auf Deck saß. Dieser Kapitän sah sich jeden Sklaven genau an. Anschließend winkte er ihn zur Seite, wo er Essen, Wasser und bessere Kleidung erhielt.

Einerseits hätte Tristan dem Kapitän am liebsten sofort berichtet, wer er war, und ihn gebeten, ihn so schnell wie möglich nach Tammerland zu bringen. Andererseits zögerte er, sein Geheimnis einem Fremden zu enthüllen. Deshalb beschloss er, den Kapitän um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten.

Endlich war Tristan an der Reihe. Als er vortrat und aufblickte, klappte ihm der Unterkiefer herunter.

Dieser Kapitän war eine Frau.

Verblüfft schaute Tristan noch einmal hin. Wegen ihres kurzen Haars und ihrer Kleidung hatte er sie zunächst für einen Mann gehalten. Sie saß äußerst lässig auf dem Stuhl und hatte eines ihrer langen Beine über die Armlehne geschwungen. Sie trug ramponierte schwarze, bis zu den Knien reichende Stiefel sowie enge, längs gestreifte Hosen, die erst kurz unter ihren Brüsten endeten. An ihrem breiten Ledergürtel hing eines der Kurzschwerter der Sklavenhalter, von dessen Heft noch Blut tropfte, was Tristan verriet, dass sie heute mehr getan haben musste, als nur Befehle zu geben. Ihre Jacke aus steifem braunem Leder war halb zugeknöpft und hatte einen breiten, aufgestellten Kragen, der ihr fast bis zu den Ohrläppchen reichte.

Sie hatte ein hübsches, äußerst energisch wirkendes Gesicht und große, ausdrucksvolle blaue Augen mit außergewöhnlich langen Wimpern. Ihre Nase war kurz und gerade, ihre Lippen rot und voll. Ihr ungewöhnlich kurzes, dunkelbraunes Haar verlieh ihr ein irgendwie bengelhaftes Aussehen. In ihren Ohrläppchen baumelten große goldene Ringe. Der mit Narben übersäte Gigant, der Tristan das Leben gerettet hatte, stand mit verschränkten Armen neben ihr.

Schweigend musterte sie den Prinzen und seine ungewöhnliche Kleidung eine Weile lang. Dann gab sie ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, sich zu den Sklaven zu gesellen, die sie bereits abgefertigt hatte. Tristan wusste jedoch, dass er jetzt mit ihr reden musste, weil sich vielleicht keine andere Gelegenheit mehr bieten würde.

»Ich muss mit Euch sprechen, Kapitänin!«, sagte er laut, als ihn einer aus der Besatzung gerade wegführen wollte. »Ich habe Neuigkeiten, die von größter Wichtigkeit für uns

beide sind! Ihr müsst Euch unbedingt anhören, was ich zu sagen habe!«

Sie sah ihn mit ihren blauen Augen unverwandt an. »Ihr alle tut mir sehr Leid, aber ich habe keine Zeit, mir die Geschichten Einzelner anzuhören«, sagte sie mit einer rauchigen Stimme, die etwas ausgesprochen Sinnliches hatte. Auf ein Nicken von ihr schickte sich der Mann aus ihrer Mannschaft an, Tristan zu den anderen Sklaven zu bringen.

Doch als er Tristan beim Arm nahm und den Prinzen herumdrehte, rief sie plötzlich: »Augenblick!«

Sofort blieb der Mann stehen. Tristan wandte sich zu ihr zurück.

Sie erhob sich vom Stuhl und trat hinter Tristan, um sich das leuchtende Blut, das ihm vom Rücken tropfte, genau anzusehen. Dann schob sie einen Finger unter seine Weste und fuhr vorsichtig über eine seiner Wunden. Tristan zuckte zusammen, wich aber nicht zurück.

Sie zog ihre Hand unter der Weste hervor und betrachtete das bizarre azurblaue Blut an ihrer Fingerspitze. Ohne ein Wort zu sagen, winkte sie den Riesen zu sich, der sofort herbeigeeilt kam. Als er sich zu ihr herunterbeugte, flüsterte sie ihm etwas ins Ohr. Der Mann nickte und packte Tristan beim Arm. Mit der freien Hand nahm er Tristan sein Schwert ab und warf es aufs Deck.

»Dieser Mann heißt Scars«, teilte sie Tristan mit. »Warum, dürfte deutlich zu sehen sein. Er ist mein Obermaat. Er wird Euch in eine Kabine bringen, wo Ihr Euch baden und rasieren könnt. Dann werde ich mit Euch reden.«

»Ihr braucht mich nicht anders zu behandeln als die Übrigen«, protestierte Tristan, »aber wir müssen uns unbedingt miteinander unterhalten. Am liebsten unter vier Augen.«

Tristan meinte, ein Lächeln über ihr Gesicht huschen zu sehen, aber möglicherweise hatte er sich auch getäuscht.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, gab sie Scars zu verstehen, den Prinzen fortzubringen.

Als sei der Prinz federleicht, hob ihn Scars am Arm hoch, sodass Tristan buchstäblich auf Zehenspitzen übers Deck gehen musste. Während er den Prinzen über eine Leiter unter Deck brachte, nahm die Kapitänin wieder Platz und setzte die merkwürdige Prozedur, sich jeden einzelnen Sklaven anzusehen, fort.

Die Kabine, in die Scars Tristan brachte, war zwar recht bescheiden, doch nach seinem Sklavendasein kam sie ihm ausgesprochen luxuriös vor. Dort stand ein Bett, eine Badewanne sowie ein Waschtisch mit Rasierzeug. Auch einen Spiegel gab es und ein Bullauge. Nachdem ein paar Matrosen Wasser gebracht und die Wanne gefüllt hatten, zog der Prinz als Allererstes seinen rechten Stiefel aus, um sich zu vergewissern, ob der Hirnhaken und das Stück Pergament noch dort waren.

Er legte die Waffe beiseite, entrollte das Pergament und hielt es in das Licht, das durch das Bullauge fiel.

Es war sehr alt und vergilbt und unbeschriftet. Irgendwie war er sicher, dass es von der Rolle der Destruktiva stammte. Doch wer konnte es ihm in den Stiefel gesteckt haben?

Jedenfalls mussten es die Magier unverzüglich erhalten – und zwar auf eine Weise, bei der niemand sonst von seiner Existenz erfuhr. Während Tristan überlegte, wie er das bewerkstelligen konnte, verstaute er den Hirnhaken und das Pergament wieder im Stiefel.

Dann zog er seinen anderen Stiefel und die restliche Kleidung aus und machte sich daran, sich zu rasieren und zu baden. Besonders sorgfältig wusch er sich die Wunden auf dem Rücken aus, was zwar fürchterlich schmerzte, aber notwendig war. Als er gerade fertig war, machte die *Rache des Volkes* einen Ruck, was ihm verriet, dass sie weitersegelten.

Während er sich ankleidete, ging ihm zweierlei durch den Kopf. Erstens wollte er wissen, wo sich seine Waffen befanden. Hatte man sie gefunden? Ohne sie kam er sich immer ganz nackt vor. Zweitens fragte er sich, ob Scars noch draußen im Gang stand und auf ihn wartete. Zumindest diese Frage ließ sich leicht beantworten. Er öffnete die Kabinentür. In der Tat stand der Riese im Gang, die Arme vor der Brust verschränkt.

Als er Tristan sah, gab er ihm mit einer Handbewegung zu verstehen, er solle mitkommen. Kurz darauf waren sie wieder auf dem Oberdeck. Die Sonnenstrahlen und die kühle Brise taten dem frisch rasierten Gesicht des Prinzen wohl.

In der kurzen Zeit, in der der Prinz unter Deck gewesen war, hatte sich die Lage grundlegend verändert. Flankiert von ihren zwei Schwesterschiffen steuerte die *Rache des Volkes* mit vollen Segeln in Richtung Westen. Die Mannschaft schwärmte wie eine Armee emsiger Ameisen über Deck. Hinter ihnen stiegen im Osten Rauchwolken am Horizont auf. Tristan konnte dieser Kapitänin seinen Respekt nicht versagen, wer auch immer sie sein mochte.

Während Scars ihn nach achtern führte, musterte Tristan die Männer, die ihm das Leben gerettet hatten. Wahrlich, ein bunt zusammengewürfelter Haufen. Ihre Kleidung war zerschlissen und blutbefleckt, viele hatten sich Tücher in den schreiendsten Farben um den Kopf gebunden. Etliche trugen Bärte und Ohrringe. Jeder schien vor Waffen zu starren, und die meisten von ihnen hatten die wettergegerbten Gesichter von Leuten, die den größten Teil ihres Lebens auf See verbracht haben. Tristan hatte noch nie gehört, dass es auf dem Meer der flüsternden Stimmen Piraten gab, obwohl diese Männer ganz danach aussahen.

Scars führte Tristan am Steuerrad des Schiffes vorbei und eine weitere Treppe hinunter. Nachdem Scars vor einer

großen, zweiflügligen Tür Halt gemacht hatte, klopfte er an, wartete, bis von drinnen »Herein« gerufen wurde, und öffnete die Tür, um Tristan in die Kabine zu schieben.

Die Größe und Schönheit des Raumes überraschten den Prinzen. Die gesamte Heckwand wurde von geschwungenen Buntglasfenstern eingenommen, die alle offen standen, um den strahlenden Sonnenschein hereinzulassen. Die Ecken der Decke und die Fensterrahmen waren mit vergoldeten Schnitzereien verziert, der Fußboden mit gemusterten Teppichen ausgelegt. In der Nähe der Fenster standen mehrere Stühle und ein riesiger Schreibtisch. An einer Wand befand sich ein luxuriöses Himmelbett, daneben eine offene Tür, die wohl in einen Waschraum führte. Es roch hier leicht nach Wein, Rauch und frischer, salziger Meeresluft.

Die Kapitänin saß am Schreibtisch und studierte Seekarten. Ihr Schwert hatte sie über die hohe, gepolsterte Rückenlehne ihres Stuhls gehängt. Auf dem Tisch lagen ein großes Käserad, in dem ein Messer steckte, und ein angeschnittener Laib Brot. Daneben stand eine halb leere Flasche Rotwein. Tristan kam plötzlich zu Bewusstsein, wie lange er schon nichts mehr gegessen hatte.

Endlich blickte die Kapitänin auf. Ohne ein Wort zu sagen, wies sie auf einen leeren Stuhl auf Tristans Seite des Tisches.

»Ich würde lieber stehen«, sagte er. »In der letzten Zeit habe ich genug gegessen.«

Die Kapitänin warf Scars einen Blick zu. Der Riese packte Tristan mit beiden Händen und ließ ihn ohne viel Federlesens in den Ledersessel plumpsen, als wäre er eine Stoffpuppe.

Die frischen Schmerzen in seinem Rücken ließen den Prinzen zusammenzucken. »Sagt der eigentlich nie etwas?«, fragte er mit finsterner Miene.

Die Kapitänin lächelte und sah zu Scars empor. »Du

kannst gehen«, sagte sie. »Ich glaube, ich komme hier allein zurecht.«

»Bist du sicher?«, fragte der Riese mit einer überraschend wohl klingenden Stimme. »Seine Manieren kommen mir ziemlich unzivilisiert vor.«

Auch seine Ausdrucksweise war die eines gebildeten Menschen und stand ganz im Gegensatz zu seinem wüsten Äußeren.

»Ja, das bin ich«, erwiderte sie. »Aber wenn es dich beruhigt, kannst du dich ja draußen vor die Tür stellen.«

Nachdem Scars Tristan einen deutlich warnenden Blick zugeworfen hatte, verließ er die Kabine und verschloss die Tür hinter sich. Der Prinz und die Kapitänin waren allein.

Sie kam sofort zur Sache. »Also, wer seid Ihr?«, fragte sie. »Ich habe noch nie derart blaues, leuchtendes Blut gesehen. Das ist einzigartig.«

Tristan dachte kurz nach. Nach wie vor zögerte er, seinen Namen preiszugeben. Andererseits würde er ihr wahrscheinlich zumindest einen Teil der Wahrheit sagen müssen, wenn er nach Hause gelangen wollte. Also holte er tief Luft und sah sie unverwandt an.

»Ich bin Tristan, Kronprinz von Eutrakien«, sagte er mit fester Stimme. »Sohn von Nicholas und Morganna, dem toten Königspaar. Mein Blut leuchtet, weil es von besonderer magischer Qualität ist.«

Die Kapitänin brach in höhnisches Gelächter aus. »Na klar! Der Kronprinz! Hier auf meinem Schiff! Wie erstaunlich! Muss ich mich jetzt verbeugen?«

Er starrte sie finster an. »Ihr glaubt mir nicht?«

Plötzlich wurde ihr Gesicht wieder ernst. »Doch, eigentlich schon«, antwortete sie. Sie zog eine Schublade auf und holte eine Pergamentrolle heraus, die sie Tristan zuwarf. Tristan entrollte sie.

Es war einer der Steckbriefe des Prinzen, die sein Sohn

Nicholas in Eutrakien hatte verteilen lassen. Tristan sah die Kapitänin wieder an.

»Gut getroffen, Euer Gesicht, findet Ihr nicht?«, fragte sie. »Außerdem haben wir solche Waffen wie die, die auf dem Steckbrief abgebildet sind, gefunden.« Sie machte eine kurze Pause und dachte nach. »Eine reizvolle Situation, muss ich sagen. Ich könnte Euch jetzt ausliefern und die Belohnung kassieren. Einhunderttausend Kisa sind eine Menge Geld, und meine Leute haben schon lange keinen Lohn mehr erhalten.«

Tristan schleuderte den grässlichen Steckbrief auf den Tisch. »Tut mir Leid, Euch enttäuschen zu müssen, aber die Belohnung gibt es nicht mehr«, entgegnete er. »Derjenige, der sie ausgesetzt hat, ist nämlich tot.«

»Tatsächlich?«, fragte sie. Man merkte, dass sie in keiner Weise überzeugt war. »Was ist ihm denn zugestoßen?«

»Ich fand ihn, bevor er mich finden konnte«, presste Tristan zwischen den Zähnen hervor.

Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, legte die Kapitänin die Beine auf den Tisch und schlug sie übereinander. Dann griff sie nach einem Kästchen aus eingelegtem Holz und zog es zu sich heran. Aus dem Kästchen holte sie ein Zigarillo, das aus den zusammengerollten dunklen Blättern irgendeiner Pflanze bestand. Nachdem sie sich das Zigarillo in den Mund gesteckt hatte, hielt sie es an eine Öllampe, zündete es an und blies den Rauch durch die Nase aus. Dann sah sie den Prinzen wieder an.

»Aus welcher Stadt wurdet Ihr verschleppt?«, fragte sie. »Und sagt, ist es wirklich wahr, dass Ihr Euern eigenen Vater ermordet und überdies die Ermordung des gesamten Direktoriums der Magier überwacht habt, wie auf dem Steckbrief behauptet wird? Meine Güte, Ihr sollt ja wirklich ein furchtbar schlimmer Junge sein. Möglicherweise passt Ihr ganz gut zu uns.«

Tristan wurde von Sekunde zu Sekunde wütender. Sie hatte ihn und die anderen Sklaven zwar gerettet, doch das hieß noch lange nicht, dass er ihr traute. Er hatte ihre Beleidigungen satt und wollte endlich seine eigenen Fragen beantwortet haben.

»Zuerst einmal seid Ihr dran«, sagte er. »Wer im Namen des Jenseits seid Ihr? Und was gibt Euch das Recht, meine Kriegsflagge zu hissen?«

In aller Ruhe zog sie an ihrem Zigarillo und blies den Rauch gegen die Decke. »Ich bin Teresa aus dem Hause Welborne«, erwiderte sie. »Meine Freunde nennen mich Tyranny.«

»Tyranny?«

»Ja.« Sie lächelte. »Offenbar war ich als Mädchen ein ziemlicher Wildfang. Deshalb hat mein – inzwischen gestorbener – Vater *Teresa* in *Tyranny* umgewandelt, und der Name ist dann an mir hängen geblieben. Das hat ihm meine Mutter nie verziehen. Aber andererseits war ich wirklich immer eher ein Wildfang als ein zartes kleines Mädchen.«

Tristan beugte sich vor. »Ihr sucht nach jemandem, nicht wahr?«, fragte er. »Deshalb kreuzt Ihr mit Euern Schiffen auf dem Meer der flüsternden Stimmen. Und deshalb habt Ihr Euch auch jeden einzelnen Sklaven angesehen – weil Ihr hofftet, den Gesuchten zu finden.«

Er merkte, dass er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Gleichzeitig wurde ihm klar, dass er ihr vielleicht ein wenig schmeicheln sollte, wenn er je wieder nach Hause kommen wollte.

»Übrigens verrät mir das Blut am Griff Eures Schwerter«, setzte er hinzu, »dass Ihr mehr könnt als nur Befehle zu geben. Mein Kompliment!«

Tyranny griff die Augen zusammen. »Ihr seid ein guter Beobachter«, entgegnete sie. »Mein älterer Bruder wurde

eines Nachts von den Sklavenhalterdämonen entführt. Meine Eltern sind bei dem Versuch, sie abzuwehren und mir Zeit zur Flucht zu verschaffen, getötet worden. Wir wohnten in Farpoint – wo die Sklavenfänger wohl vor allem tätig sind. Mein Vater besaß die größte Flotte von Fischerbooten, die es in der Stadt gab, und ich habe mit ihm zusammengearbeitet. Seitdem suche ich nach meinem Bruder und werde erst dann ruhen, wenn ich ihn gefunden habe.«

»Das erklärt Eure Vertrautheit mit diesen Gewässern«, sinnierte Tristan. »Und Scars?«, fragte er. »Jemanden wie ihn habe ich noch nie im Leben gesehen. Wo kommt er her?«

»Scars war einer der treuesten Angestellten meines Vaters«, erwiderte sie. »Wir sind zusammen aufgewachsen. Seine Narben und mächtigen Muskeln kommen daher, dass er manchmal von den Booten meines Vaters aus zum Spaß lebende Haie aus dem Meer gezogen und mit ihnen gekämpft hat. Er liebte meinen Vater innig und würde sein Leben für mich hingeben. Und er kann einen Sklavenhalterdämon mit bloßen Händen in Stücke reißen.«

»Sagt«, fragte Tristan, »wisst Ihr, wie man das Meer der flüsternden Stimmen gefahrlos überqueren kann? Habt Ihr das schon geschafft?«

»Ich weiß es«, antwortete sie, »und wir haben es geschafft. Dieses Geheimnis haben wir aus einem gefangenen Sklavenhalterdämon herausbekommen, indem wir ihn folterten. Diese Monster sind ziemlich robust, aber Scars' Methoden können sehr wirkungsvoll sein. Offenbar sind die Nekrophagen seit dem Tod der Zauberinnen des Bundes bereit, ihren grausigen Tribut von jedem entgegenzunehmen, der das Meer überqueren will – vorausgesetzt, die Leichen werden in ausreichender Menge geliefert. Wir haben die Leichen der Sklavenhalter dazu verwendet, haben

es bis jetzt aber nur einmal getan. Und empfehlen kann ich es ganz gewiss nicht.« Sie hob ihr Glas und trank einen Schluck Wein.

»Möchtet Ihr auch?«, fragte sie und nickte in Richtung eines leeren Glases. Ihre Schroffheit schien allmählich abzuklingen.

Tristan war zu durstig, um sich lange zu zieren. Er schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es in einem Zug aus und goss das Glas von neuem voll. Dann lehnte er sich zurück.

»Woher kommt eure Besatzung?«, fragte er. »Wie entlohnt Ihr sie? Und wie seid Ihr an dieses Schiff gelangt?«

»Meine Mannschaft besteht zum Teil aus früheren Angestellten meines Vaters, zum Teil aus anderen Männern, die sich uns angeschlossen haben, als ich schon einen gewissen Ruf hatte«, antwortete sie. »Wie Ihr Euch vielleicht denken könnt, suchen viele von ihnen ebenfalls nach verschwundenen Freunden oder Verwandten. Und welche Methode könnte für so etwas besser sein als unsere? Im Laufe der Zeit haben sie sich zu einem unbarmherzigen, entschlossenen Haufen entwickelt, das kann ich Euch versichern.« Sie machte eine Pause, um einen weiteren Schluck Wein zu trinken und den Rauch ihres Zigarillos tief einzuatmen. Anschließend blies sie ihn gegen die Decke.

»Was ihre Entlohnung und Ernährung betrifft, nun, das bestreite ich mit dem Geld, das wir gewöhnlich von dankbaren Familienangehörigen bekommen, wenn wir ihnen ihre Lieben zurückbringen«, fuhr sie fort. »Ich verlange zwar keine Bezahlung dafür, lehne sie aber auch nicht ab. Schließlich müssen unsere Operationen auch noch eine andere Grundlage haben als die pure Menschenfreundlichkeit, findet Ihr nicht? Wo ich meine Schiffe herbekommen habe, ist eine ganze andere Geschichte. Das erste hat früher meinem Vater gehört. Wir haben es in *Rache des Volkes*

umgetauft. Die anderen beiden Fregatten haben wir den Sklavenhaltern abgenommen.«

Tristan starrte diese willensstarke Frau an, die ihn immer mehr beeindruckte. Nachdem er kurz nachgedacht hatte, beschloss er, ein Risiko einzugehen.

»Kennt Ihr einen Mann namens Krassus oder eine Frau, die Grizelda heißt?«, fragte er. »Und habt Ihr je von Dokumenten gehört, die die Schriftrollen der Alten heißen?«

Tyranny schüttelte den Kopf.

»Seid Ihr einem Sklaven namens Wulfgar begegnet?«

»Nein«, antwortete sie. »Warum fragt Ihr das?«

»Das sind Leute und Dinge, nach denen ich suche, ganz so, wie Ihr nach Euerm Bruder sucht«, erwiderte er so beiläufig wie möglich. Er beschloss, das Thema zu wechseln. »Wisst Ihr, warum diese Sklavenhalter unsere Leute verschleppen?« Erneut schüttelte sie den Kopf. Dann fiel Tristan noch etwas anderes ein.

»Habt Ihr je von einem Ort gehört, der die Zitadelle heißt?«, wollte er wissen, obwohl er erwartete, dass sie auch diese Frage verneinen würde. Ihr Gesicht verfinsterte sich jedoch.

»Ich habe nicht nur schon davon gehört, ich habe sie auch gesehen«, erwiderte sie. »Das ist eine felsige Insel im Osten, auf der eine riesige, aus dem Gestein gehauene Festung steht. Das Ganze wirkt düster und uralte. Die Lage der Insel haben wir von einem gefangenen Sklavenhalterdämon erfahren. Ich habe sie sogar auf meinen Karten eingetragen. Wir sind bis auf eine halbe Meile an die Insel herangesehelt, bevor wir umkehren mussten, weil die Gewässer um die Zitadelle von Sklavenhalterschiffen wimmeln. Wir sind ihnen mit knapper Not entkommen.«

»Könntet Ihr dort notfalls eine Flotte hingleiten?«, fragte Tristan gespannt. »Kennt Ihr wirklich den Weg?«

»Natürlich«, erwiderte sie. »Ich kenne dieses Meer wie

meine Westentasche. Aber ich kann Euch versichern, es wäre purer Selbstmord, dort hinzusegeln.«

Tristan sah sie eine ganze Weile lang an und dachte über die Dinge nach, die er gerade erfahren hatte. Dann stahl sich ein Lächeln auf seine Lippen. »Ihr seid also eine richtige Piratin?«, fragte er.

Tyranny grinste. »Wir ziehen es vor, uns als Freibeuter zu bezeichnen, die die Arbeit erledigen, zu der die untergegangene Monarchie nicht mehr imstande ist. Natürlich würden wir das lieber mit beglaubigten Kaperbriefen tun, aber der König und die Magier, die sie uns hätten ausstellen können, sind ja alle tot.«

»Kaperbriefe?«, wiederholte Tristan erstaunt.

»Für den Kronprinzen von Eutrakien scheint Ihr nicht sonderlich viel über die Geschichte Eures Landes zu wissen«, spottete sie. »Kaperbriefe, das waren Dokumente, die die Magier während des Krieges mit den Zauberinnen an Freibeuter vergaben. Sie enthielten die offizielle Erlaubnis, Schiffe des Bundes zu überfallen und die Anhänger des Bundes zu töten. Außerdem durften die Freibeuter ganz legal einen Teil der Beute behalten. Eigentlich eine vortreffliche Einrichtung. Die Magier brauchten sich nicht die Hände schmutzig zu machen, und ein tapferer, wagemutiger Freibeuter hatte die Chance, beträchtlichen Gewinn zu machen. Natürlich war es so gut wie unmöglich, ein Schiff zu kapern, das eine Zauberin an Bord hatte. Aber wenn man auf eins stieß, das nur mit Blutpirschern oder Menschen mit nicht erlesenem Blut, die in die Dienste des Bundes gezwungen worden waren, bemannt war, konnte es sich durchaus lohnen, es zu entern. Denn die Schiffe der Zauberinnen hatten oft große Schätze an Bord. Aber diese Zeiten sind leider längst vorbei.«

»Woher wisst Ihr das alles?«, fragte Tristan.

»Einige der damaligen Freibeuter waren meine Vorfah-

ren«, erklärte sie. »Als der Krieg zu Ende war, sind sie Fischer geworden, weil sie das Meer nach wie vor liebten. Nicht ganz so aufregend, aber wesentlich sicherer. Vielleicht freut es Euch auch, zu hören, dass die *Entschlossenheit*, das Schiff, mit dem der Obermagier den Bund auf das Meer der flüsternden Stimmen brachte, um die Zauberinnen dort auszusetzen, dem letzten meiner freibeuterischen Ahnen gehörte, der es zu ebendiesem Zweck an das neu gebildete Direktorium auslieh. Das Steuerrad des Schiffes wurde von Generation zu Generation weitergereicht. Es bedeutet mir sehr viel und dient jetzt dazu, auch dieses Schiff zu lenken.«

Lächelnd schüttelte Tristan den Kopf. »Und wie kommt Ihr dazu, meine Kriegsflagge zu benutzen?«, fragte er.

»Unter welcher Flagge sollten wir denn sonst in unserem Kampf gegen die Sklavenhalterdämonen segeln?«, entgegnete sie. »Ich liebe mein Land.«

Tristan beugte sich vor und stellte sein Glas auf den Tisch. Er wusste nicht recht, ob er ihr trauen konnte, doch er hatte keine andere Wahl. Er blickte Tyranny bedeutungsvoll in die großen blauen Augen.

»Was hieltet Ihr davon, Euch mehr Kisa zu verdienen, als Ihr in Euerm ganzen Leben gesehen habt?«, fragte er mit ruhiger Stimme.

»Im Augenblick seid Ihr jedenfalls nicht in der Lage, mir eine solche Summe zu zahlen«, erwiderte sie. »Ebenso wenig wie es Eure Lage erlaubt, mich um einen Gefallen zu bitten.« Sie stieß eine weitere Wolke bläulichen Rauchs durch die Nase aus.

»Aber meine Magier sind dazu in der Lage«, sagte er. »Ihr bräuchtet mich nur zum Cavalon Delta zu bringen und mich freizulassen. Von dort aus könnten wir uns beide nach Tammerland begeben, wo Ihr Eure Bezahlung erhaltet. Niemand würde Euch etwas zuleide tun. Vielmehr wä-

ren Euch meine Magier äußerst dankbar, das versichere ich Euch. Auf ein Wort von mir könnten sie genug Kisa herbeizaubern, um dieses Schiff zum Sinken zu bringen, jedenfalls so viele, dass Ihr die Suche nach Eurem Bruder unbegrenzt fortsetzen dürft. Vielleicht würden wir Euch sogar helfen können, ihn zu finden.«

Tyranny nahm ihre langen Beine vom Tisch und setzte sich aufrecht hin. Sie fuhr sich mit der Hand durch das kurze Haar und zerzauste es noch mehr. »Die Magier sind alle tot. Das weiß jeder«, entgegnete sie skeptisch und schüttelte den Kopf. »Das ist nur ein Trick von Euch, damit ich Euch freilasse.«

»Die Berichte über den Tod der Magier waren nicht ganz zutreffend«, erwiderte Tristan. »Wigg, der Obermagier, ist noch am Leben. Ebenso ein anderer Magier namens Fagan. Ich glaube wirklich, dass sie sich über das, was Ihr für mich getan habt, sehr freuen würden. Vielleicht kann ich sie sogar dazu überreden, Euch einen Kaperbrief auszustellen und Euch offiziell anzuerkennen, wenn Euch so viel daran gelegen ist.«

Dann lehnte er sich zurück, inständig hoffend, dass sein Angebot ausreichte. Er musste einfach nach Tammerland zurück, um den Magiern das Stück Pergament in seinem Stiefel zu übergeben.

Er merkte, dass Tyranny versucht war, auf seinen Vorschlag einzugehen.

»Wenn ich mich dazu bereit erklären sollte, wäre mein Preis einhunderttausend Kisa, genau die Summe, die auf Euern Kopf ausgesetzt ist«, sagte sie. »Außerdem brauche ich irgendein Pfand für den Fall, dass Ihr lügt. Ich glaube, das Medaillon, das um Euern Hals hängt, würde sich recht gut dazu eignen. Die Qualität des Goldes scheint mir recht hochwertig.«

Tristan blickte auf das Medaillon herunter. Er erkannte,

dass er keine andere Wahl hatte, und sah Tyranny mit entschlossenem Blick an.

»Einverstanden«, sagte er. »Aber nur unter bestimmten Bedingungen.«

»Bedingungen?«, gab Tyranny zurück. »Ich könnte einfach Scars hereinrufen, damit er Euch das Medaillon abnimmt, und dann segeln, wohin es mir passt.«

»Stimmt«, antwortete er. »Aber ich glaube nicht, dass Ihr das tun werdet. Schließlich gibt es so etwas wie eine Diebesehre.«

Schweigend starrten sie einander eine Weile an.

»Und wie lauten Eure Bedingungen?«, fragte sie schließlich, die Arme auf den Tisch stützend.

»Keine Umwege – wir segeln geradewegs zum Cavalon Delta«, antwortete er. »Wenn unterwegs andere Sklavenschiffe gesichtet werden, dürft Ihr sie nicht angreifen. Außerdem müsst Ihr mir meine Waffen zurückgeben und dürft niemandem auf dem Schiff meinen wahren Namen verraten. Überdies werdet Ihr, wenn wir im Palast sind, eine Karte für meine Magier zeichnen, auf der die genaue Lage der Zitadelle angegeben ist. Und noch etwas«, setzte er hinzu.

Tyrannys blaue Augen verengten sich zu Schlitzen. Es war deutlich zu merken, dass sie es nicht gewohnt war, Forderungen gestellt zu bekommen. »Und was ist das?«

»Ihr gestattet mir, mein Medaillon zu tragen, bis diese Angelegenheit auf die eine oder andere Weise abgeschlossen ist.«

Tyranny lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Ihr verlangt eine ganze Menge«, stellte sie fest.

»Einhunderttausend Kisa sind auch eine ganze Menge Geld«, gab er zurück. »Wie lange würde es von unserer jetzigen Position aus dauern, zum Delta zu gelangen?«

Sie konsultierte eine ihrer Karten. »Wenn der Wind so günstig bleibt, sechs Tage.«

Schweigen senkte sich herab. Mit angehaltenem Atem wartete Tristan auf ihre Antwort.

Nach einer Weile stand sie auf, spuckte sich in die rechte Hand und hielt sie ihm hin. »Abgemacht«, sagte sie. Tristan erhob sich ebenfalls und sah sie fragend an.

»Auf diese Weise hat ein Freibeuter seinerzeit ein Geschäft besiegelt«, erklärte Tyranny lächelnd. »Und diese Methode ist doch immer noch die beste.«

Tristan spuckte sich ebenfalls in die rechte Hand und ergriff die ihre. »Abgemacht«, erwiderte er. Zum ersten Mal hatte er den Eindruck, dass er ihr vielleicht doch trauen konnte. Ob das jedoch stimmte, würde sich freilich erst im Laufe der Zeit herausstellen.

Tyranny legte einen Pergamentbogen vor sich hin, nahm einen Federkiel in die Hand und machte sich daran, eine schriftliche Vereinbarung abzufassen. Als sie fertig war, reichte sie sie Tristan, der sie, nachdem er das Ganze gelesen hatte, mit einem falschen Namen unterzeichnete.

Als Tyranny die Signatur sah, zog sie eine ihrer Augenbrauen hoch. »Das ist aber nicht der Name, den Ihr vorhin genannt habt.«

»Ich sagte vorhin doch auch, dass Eure Mannschaft nicht erfahren soll, wer ich bin«, erwiderte er. »Ihr habt mir bereits damit gedroht, mich auszuliefern, um die Belohnung zu kassieren. Ich müsste ja schön dumm sein, wenn ich die Abmachung mit meinem richtigen Namen unterzeichnet hätte. Aber macht Euch keine Gedanken. Wohin sollte ich von Eurem Schiff aus denn fliehen? Wenn wir bei meinen Magiern sind, werdet Ihr Eure Kisa erhalten, das verspreche ich Euch. Und wenn ich gelogen habe, dürfte es Euch und Euerm Obermaat ein Leichtes sein, mich zu töten. Ihr habt nach wie vor ein Vermögen zu gewinnen und überhaupt nichts zu verlieren.«

Nachdem sie kurz nachgedacht hatte, faltete sie das Per-

gament zusammen und steckte es zwischen ihre Brüste. Dann rief sie Scars herein. Die Tür flog auf, der Riese kam hereingestürmt.

»Gib diesem Mann seine Waffen zurück«, befahl sie. »Er ist jetzt einer von uns. Und gib außerdem Anweisung, den Kurs zu ändern. Wir segeln zum Cavalon Delta, um dort etwas zu erledigen.« Dann drehte sie sich zu Tristan zurück.

»Die Regel Nummer eins auf der *Rache des Volkes* lautet, dass man für sein Essen zu arbeiten hat«, sagte sie. »Scars, bring ihn aufs Oberdeck, gib ihm etwas zu essen und weis ihm anschließend eine Aufgabe zu. Vielleicht gelingt es uns ja, einen Freibeuter aus ihm zu machen.«

»Einverstanden«, erwiderte Tristan.

Ohne viel Federlesens brachte Scars den Prinzen aus der Kabine.

Tyranny stand auf und ging zum Fenster, um auf das unruhige Meer hinauszuschauen. Als sie merkte, dass das Schiff seinen neuen Kurs einschlug, lächelte sie in sich hinein.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Neunundzwanzig sah zu, wie sein Mitsklave mit dem Hammer auf das glühende Stück Eisen einschlug. Anschließend tauchte der andere es in brackiges Wasser. Zischend stieg Dampf auf. Bald würde das Stück Eisen zur Klinge eines Kurzschwerts geschmiedet sein und sich zu dem Haufen einfacher, aber wirkungsvoller Waffen gesellen, der bereits in der hintersten Ecke des Raumes lag.

Einige Sklaven waren damit beschäftigt, Griffe und Stichblätter herzustellen, während andere die Klingen schliffen und polierten. Anschließend würde man die Teile zu den zweischneidigen, rasiermesserscharfen Schwertern zusammensetzen, die die Sklavenhalterdämonen trugen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes saß eine weitere Gruppe von Sklaven, die Leder zu Scheiden und Gürteln verarbeitete. Von Zeit zu Zeit kam ein Sklavenhalter herein, um sich aus dem Waffenhaufen ein neues Schwert oder einen neuen Dreizack auszusuchen.

Neunundzwanzig senkte den Kopf. Er vermochte es noch immer nicht zu glauben, dass er sein Handwerk – auf das er immer so stolz gewesen war und dass er voller Leidenschaft betrieben hatte – nun zum Nutzen dieser böartigen Monster ausübte.

Der große Raum, in dem sie arbeiteten, war ebenso wie die Hafenanlage aus dem Gestein herausgehauen worden. In der Decke befand sich ein Loch, damit der Rauch der nie erlöschenden Schmiedefeuher abziehen konnte. Beleuchtet wurde der Raum durch riesige, an den Wänden angebrachte Öllampen sowie durch das Licht, das die orangerot

glühenden Kohlen abgaben. Das durchdringende Klirren der auf die Ambosse einschlagenden Hämmer schien niemals abzureißen. Bewaffnete Sklavenhalterdämonen patrouillierten durch den Raum, um die ungefähr hundert Sklaven, die hier schufteten, im Auge zu behalten. Es roch nach Schweiß, Ruß und heißem Eisen.

Neunundzwanzig erinnerte sich, wie Janus und mehrere seiner monströsen Diener in das Verlies der *Talis*-Sklaven gekommen waren und gefragt hatten, welche Berufe die Sklaven früher ausgeübt hatten. Diesen Tag würde Neunundzwanzig nie vergessen. Wenn sie Sattler oder Waffenschmiede waren, hatte Janus gesagt, dann könnte ihr Leben bald wesentlich leichter sein. Lügen sei zwecklos, hatte er hinzugefügt, denn die Männer in den dunkelblauen Gewändern seien in der Lage, in ihren Geist einzudringen und die Wahrheit herauszufinden. Wer gelogen hatte, würde unverzüglich mit dem Tod bestraft werden.

Und so hatten Janus und einige andere die Hand gehoben, in der Hoffnung, dass sich Janus' Versprechungen irgendwie als wahr erweisen würden. Es hatte allerdings nicht lange gedauert, bis sie alle wünschten, sich nicht gemeldet zu haben.

Er betrachtete seine verkrümmten, zerstörten Hände. Obwohl er, wie er wusste, nie wieder in der Lage sein würde, einen Hammer zu schwingen, verfügte er nach wie vor über Kenntnisse in der Kunst, ein Schwert zu fertigen, die ebenso umfangreich wie außergewöhnlich waren. Schon im recht frühen Alter von dreiunddreißig hatte er es zu einer Meisterschaft gebracht, die das Können der meisten in ihrem Beruf ergrauten Schmiede in den Schatten stellte.

Er hatte eine der renommiertesten Waffenschmieden von ganz Eutrakien betrieben, mit über hundert Handwerkern, die alle von ihm persönlich angeleitet und beaufsich-

tigt wurden. Er war einer der größten Waffenlieferanten der königlichen Garde gewesen. Von Zeit zu Zeit hatte man ihn sogar gebeten, besondere Zeremonialwaffen für das Königshaus herzustellen. Doch diese Zeit war längst vorbei, sodass sein Geschäft nicht mehr sonderlich viel abgeworfen hatte.

Dann war er gefangen genommen und in die Zitadelle gebracht worden. Ironischerweise arbeiteten jetzt auch einige der Männer, die früher in seiner Schmiede angestellt gewesen waren, hier mit ihm zusammen. Und so, wie er sie kannte, war sich Neunundzwanzig sicher, dass sie sich ihrer Arbeit ebenso schämten wie er. Doch wenn einmal jemand diesem Bereich zugeteilt worden war, gab es kein Zurück mehr. Außerdem hatte Janus sie angelogen, denn das Leben, das sie hier führten, war wesentlich härter als das in den Käfigen.

Als man sie hierher gebracht und ihnen mitgeteilt hatte, dass es nun ihre Aufgabe sein würde, Waffen für die Sklavenhalterdämonen herzustellen, hatten sich viele von ihnen geweigert – darunter auch Neunundzwanzig. Janus hatte lediglich gelächelt und eine andere Gruppe von *Talis*-Sklaven hereinholen und von seinen Sklavenhalterdämonen enthaupten lassen.

Von jetzt an, hatte er gesagt, würden jedes Mal, wenn ein Handwerker sich seinen Pflichten widersetze oder es an Eifer fehlen ließ, doppelt so viel Sklaven hingerichtet werden wie zuvor. Daraufhin hatten sie sich widerwillig an die Arbeit gemacht. Nachdem Janus sie alle aufs Genaueste ausgefragt hatte, um herauszufinden, über welche Kenntnisse und Fähigkeiten sie verfügten, hatte er Neunundzwanzig dazu bestimmt, die Arbeit der anderen zu überwachen und die volle Verantwortung für die Qualität der Waffen, die sie herstellten, zu übernehmen.

Er sehnte sich danach, sich zu wehren, wusste aber nicht,

wie. Er wusste, dass er es mit seinen verwundeten Händen nie schaffen würde, wirkungsvoll mit einem Schwert gegen die Sklavenhalter vorzugehen. Und selbst wenn er und die anderen Sklaven es schaffen sollten, zu den Waffen zu greifen, so waren allein in diesem Raum genug Wachen vorhanden, um sie in Stücke zu hauen. *Eine* Möglichkeit gab es jedoch, ihnen Schaden zuzufügen.

Er konnte sich das Leben nehmen.

Denn er war der Leim, der die Arbeiter zusammenhielt und sicherstellte, dass sie weiterhin arbeiteten. Wenn er nicht mehr da war, würde die Qualität der Waffen drastisch nachlassen. Das würde nicht nur der Sache der Sklavenhalterdämonen schaden, sondern vielleicht sogar einigen von ihnen den Tod bescheren, falls sie mit den Waffen kämpften. Wenn er diesen Tag doch miterleben könnte! Doch er würde sich damit zufrieden geben müssen, seine Kenntnisse mit ins Grab zu nehmen.

Langsam schob er sich an den in der Ecke liegenden Haufen fertiger Waffen heran. Er tat so, als wolle er einige von ihnen inspizieren, wie er es regelmäßig tat. Das würde so lange keinen Verdacht erregen, bis es schließlich zu spät war.

Während er eines der Kurzschwerter aufnahm, spürte er förmlich, wie ihn mehrere der Sklavenhalterdämonen mit wachsamen Blicken beobachteten. Nachdem er tief Luft geholt hatte, zog Neunundzwanzig das Schwert und ließ die Scheide zu Boden fallen.

Er hielt die Waffe zwischen den Handflächen und ließ die Klinge mit der Spitze nach unten sinken und ein wenig hin und her pendeln, um ihre Ausgewogenheit zu testen. Dann packte er das Heft, so gut er es mit seinen geschwächten Händen vermochte, und drehte das Schwert hin und her, um die Maserung der Klinge zu begutachten. Anschließend fuhr er sanft mit dem Daumen über die Schneiden, um die

Schärfe zu prüfen. Schließlich drehte er die Klinge herum, bis sie mit der Spitze direkt auf seine Brust zeigte, und tat so, als vergewissere er sich, ob die Blutrinne auch gleichmäßig war, wie er es schon unzählige Male an diesem entsetzlichen Ort getan hatte. Inzwischen hatten seine gemarterten Hände angefangen zu zittern. Er hoffte inständig, sich nicht in letzter Sekunde zu verraten.

Dann schloss er die Augen und ließ sich in das immer noch auf seine Brust zeigende Schwert fallen.

Im selben Augenblick vernahm er jedoch ein seltsames Schwirren in der Luft. Dann spürte er, wie etwas mit großer Wucht gegen die Klinge prallte, und hörte einen lauten Knall.

Als er sich ruckartig wieder aufrichtete und überrascht die Augen öffnete, sah er, wie sein Schwert gegen die hintere Wand flog und von dort auf den Steinfußboden fiel. Janus' Wurfkugeln hatten ihm nicht nur das Schwert aus der Hand gerissen, sondern die Klinge auch in zwei Teile zerbrochen.

Sklavenhalterdämonen packten ihn bei den Armen und hielten ihn fest. Er wusste, war er zu erwarten hatte. Janus stand mit feixendem Gesichtsausdruck auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes. Neunundzwanzig hatte ihn überhaupt nicht bemerkt.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Janus zu dem zerbrochenen Schwert und wickelte seine Waffe von der Klinge. Nachdem er die Schnur wieder aufgerollt hatte, hängte er sie an seinen Gürtel zurück.

Dann holte Janus aus und schlug Neunundzwanzig brutal ins Gesicht. Neunundzwanzig stöhnte und taumelte benommen zwischen den Sklavenhaltern hin und her. Janus packte ihn beim Kinn und drückte seinen Kopf hoch.

»Hast du wirklich gedacht, das sei so leicht?«, fragte er in sarkastischem Ton. »Du wirst erst sterben dürfen, wenn

wir es dir erlauben, das kann ich dir versichern. Aber keine Bange! Wenn wir mit euch fertig sind, werdet ihr uns alle um den Tod anbetteln. Und wir werden ihn euch gewähren.«

Er sah die beiden Sklavenhalter an, die Neunundzwanzig festhielten.

»Von jetzt an müssen seine Hände ständig auf dem Rücken gefesselt sein«, zischte er. »Selbst wenn er schläft. Die anderen werden die Waffen für ihn halten, die er begutachten muss. Und beim Essen wird ihn einer von euch füttern.« Janus drehte sich um und sah zu einer Tür am hinteren Ende des Raumes hinüber. »Damit er sich in Zukunft besser benimmt, sollten wir ihm, glaube ich, zeigen, was hier hinter verschlossenen Türen vor sich geht.«

Janus stolzierte zu der schweren Steintür und öffnete sie. »Bringt ihn her«, sagte er, indem er sich über die Schulter zurückwandte.

Die Sklavenhalter schleiften Neunundzwanzig in Richtung Tür. Die anderen Sklaven und Sklavenhalter sahen zu, wie die vier durch die Tür gingen, die sich hinter ihnen schloss.

Da er immer noch benommen war, konnte Neunundzwanzig zunächst nicht richtig erkennen, was um ihn herum vor sich ging. Doch das Flehen, Jammern und Schreien war ohne weiteres zu hören. Als er wieder klar sehen konnte, hob er den Kopf.

Und stieß einen gellenden Schrei aus. Er konnte den Urin nicht mehr halten, der ihm in warmen Strömen über die Schenkel lief und zwischen seinen Füßen eine Pfütze bildete.

Neunundzwanzig schloss die Augen und versuchte verzweifelt, sich von den Sklavenhaltern loszureißen und zur Tür zu stürzen, doch sie hielten ihn mit eisernem Griff fest. Er zitterte und brach in Tränen aus.

»Haltet ihn gut fest!«, befahl Janus. Er zog einen verzierten Dolch aus dem Gürtel, baute sich vor Neunundzwanzig auf und drückte ihm die kühle scharfe Spitze der Klinge gegen die Kehle. Neunundzwanzig brach der kalte Schweiß aus.

»Entweder du siehst dir an, was du dir hier ansehen sollst, oder du gesellst dich zu denen, die in diesem Raum sind«, sagte Janus drohend. »Solltest du dich vor der Arbeit drücken oder noch einmal versuchen, dir das Leben zu nehmen, erwartet dich dasselbe Schicksal. Hast du verstanden?«

Neunundzwanzig öffnete die Augen. Die Männer in den dunkelblauen Gewändern, die er auf dem Kai gesehen hatte, schauten von ihrer Arbeit auf und betrachteten ihn mit ruhigen Blicken. Mehrere von ihnen lächelten.

Neunundzwanzig stieß einen weiteren, noch entsetzteren Schrei aus, der sich mit den anderen Schreien mischte, die nach wie vor aufs Grauenhafteste durch den Raum hallten.

Schließlich ertrug er es nicht länger. Er merkte, wie ihm die Sinne schwanden. Nachdem er in Ohnmacht gefallen war, hing er schlaff zwischen den Sklavenhaltern.

Lächelnd steckte Janus sein Messer weg.

DRITTER THEIL

Reue

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Reue ... ein schlichtes Wort, das sich leicht hinsagt. Und dennoch fällt es vielen von uns schwer, es aus dem Gedächtnis zu streichen. Welches andere Wort vermag es denn, nicht nur Kummer und Gram heraufzubeschwören, sondern auch das bittersüße Gefühl verpasster Gelegenheiten? So sammelt sich im Laufe der Jahrhunderte Tat um Tat an, die man zutiefst bereut. Gleichwohl ist es unklug, solche Erinnerungen zu werfen.

Aus den Tagebüchern von Wigg, dem ehemaligen
Obermagier des Direktoriums

»In der letzten Zeit habe ich ein Funkeln in Euren Augen bemerkt, wie ich es dort seit meiner Rückkehr nach Tamerland nicht mehr gesehen habe«, sagte Faegan mit einem Augenzwinkern zu Wigg, während sie in der Helferlingstrage durch die Luft schwebten. »Meinen Glückwunsch, nebenbei bemerkt. Obwohl sich nicht leugnen lässt, dass es zwischen ihr und mir gewisse kräuterkundliche Differenzen gegeben hat, ist Abbey ganz ohne Frage eine reizende und kluge Frau. Ihr seid ein Glückspilz.«

Wigg schürzte die Lippen und wandte sich vom Fenster ab, um den Magier, der ihm gegenüber saß, mit finsterner Miene anzusehen. In dieser Höhe war die Morgenluft so kalt, dass Wigg die Hände unter die Ärmel seines Gewandes schob, um sie zu wärmen. Er hoffte, dass sie die Küste bald erreichen würden.

Wigg wartete schon seit langem darauf, dass Faegan seine Beziehung zu Abbey zur Sprache brachte, zumal in Anbetracht der Tatsache, dass ihn der andere Magier einfach zu gern neckte. Wenigstens hatte Faegan das Thema in einem Augenblick angeschnitten, da sie unter sich waren.

Seufzend schob Wigg seine Zunge von innen gegen die Wange. »Ist es so auffällig?«, erkundigte er sich.

»O ja«, erwiderte Faegan fröhlich. »Eure Schritte haben geradezu etwas Federndes, und Ihr lächelt immer wieder auf eine Weise vor Euch hin, wie ich es wohl seit drei Jahrhunderten nicht bei Euch gesehen habe. Den anderen mag das ja weniger auffallen, mir aber schon.«

»Abbey und mir wäre es lieber, wenn die anderen nichts davon erführen. Zumindest fürs Erste«, sagte Wigg streng. Er wurde ganz rot im Gesicht, was bei ihm höchst selten vorkam.

»Kann ich gut verstehen«, sagte Faegan mit einem schelmischen Lächeln.

Wigg stieß ein aufgebrachtes Schnauben aus und drehte sich kopfschüttelnd zur Seite, um dem Lauf des Flusses Sippora mit den Augen zu folgen, der sich weit unten durch die Landschaft schlängelte.

Sie waren seit fast zwei Stunden unterwegs und näherten sich allmählich ihrem Ziel. Geplant war, die Küste gegen Mittag zu erreichen. Ox flog als Vorhut voran, während sechs Helferlinge die Trage durch die Luft transportierten, begleitet von vier weiteren Kriegern, die zum Schutz mitkamen. Der Morgen war hell, kalt und wolkenlos, und die üppig grünende eutrakische Landschaft zog so friedlich unter ihnen dahin, als gäbe es all die Schwierigkeiten und Missstände, unter denen das Land nach wie vor zu leiden hatte, überhaupt nicht.

Plötzlich machte die Trage einen Schwenk nach links und begann an Höhe zu verlieren. Durch das Fenster sah man

die schroffen Felsklippen der Küste, gegen die die schaumgekrönten Wellen des Meeres der flüsternden Stimmen ohne Unterlass anbrandeten.

Im nächsten Moment erblickte Wigg die Felsformation, die der Sage zufolge vom Meer selbst erschaffen worden war. Er gab den Helferlingen den Befehl, auf die Figur zuzuhalten und unmittelbar über den Wellen Halt zu machen.

Schweigend betrachteten die beiden Magier das dunkle, majestätische Gesicht aus Stein. Obwohl sie es schon oft gesehen hatten, löste der Anblick jedes Mal einen ehrfürchtigen Schauer in ihnen aus. Insbesondere jetzt, da sie wussten, dass die Figur offenbar weit mehr Geheimnisse barg, als man bisher angenommen hatte.

Wigg öffnete die Tür der Trage und trat hinaus, um unter Zuhilfenahme seiner magischen Kräfte über den Wellen zu schweben. Faegan ließ seinen Rollstuhl aus der Trage levitieren und glitt neben Wigg. Der vom Meer kommende Wind riss an den Gewändern und Haaren der Magier, während unter ihnen die Wellen gegen den glitschigen Fels schlugen. Wigg blickte nach oben und winkte Ox zu sich heran.

»Bringt die Trage auf die Klippen und wartet dort auf uns«, schrie er, um das Tosen des Meeres zu übertönen. »Es lässt sich nicht sagen, wie lange wir fort sein werden. Wenn die Vorräte in der Trage zu Ende sind, sollen einige der Krieger aus dem Palast Nachschub holen. Aber es müssen stets genug von euch hier sein, um die Trage zu transportieren, wenn wir zurückkommen.«

Wigg warf einen Blick auf die Steinfigur. »Das heißt, falls wir überhaupt zurückkommen«, fügte er mit grimmiger Miene hinzu.

Ox nickte und machte sich daran, den Befehl auszuführen. Ohne Unterlass peitschte der kalte, salzige Wind auf die Magier ein, die nur wenige Fuß über den aufgewühlten

Wellen schwebten. Wigg richtete seinen Blick von neuem auf die Frau aus Stein.

Das Gesicht war riesig – mindestens zehn Meter hoch und vier oder fünf breit – und von eindrucksvoller Schönheit, die jedoch etwas Herrisches hatte. Über die Schultern hingen lange, aus Stein gebildete Haarsträhnen, die bis ins Meer reichten. Die großen Augen waren hinter schweren, verführerisch wirkenden Augenlidern verborgen. Unter der schmalen Nase wölbten sich sinnliche Lippen, die hohen Wangenknochen waren wohl geformt. Schwarz wie die Nacht und vom Meer glatt und glänzend geschliffen, schien sie der Inbegriff gelassener, losgelöster Weiblichkeit zu sein.

Seit Eutrakien bestand, debattierte man darüber, ob ein derart wohl geformtes, bis in die Einzelheiten ausgearbeitetes Gesicht auf natürlichem Wege, das heißt, durch die Einwirkung der Wellen, entstanden sein konnte. Eine Minderheit behauptete, dass es sich um ein ausschließlich natürliches Phänomen, sozusagen um eine Laune der Natur handelte. Die meisten waren jedoch der Ansicht, dass das Gesicht viel zu verfeinert, viel zu vollkommen wirke, um zufällig entstanden zu sein, und dass es deshalb vor Urzeiten auf magische Weise erschaffen worden sein müsse. Wigg war fest davon überzeugt, dass es sich um Letzteres handelte.

Als er sich zu Faegan drehte, um eine Bemerkung über die Schönheit dieses Gesichts zu machen, hielt er verblüfft inne.

Der Unvergleichliche leuchtete.

Der blutrote Edelstein, der um Faegans Hals hing, gab zwar immer einen schwachen Schein von sich, aber das, was hier geschah, war unglaublich. Der Stein strahlte ein gleißend rotes Licht aus.

Plötzlich schossen zwei dünne gerade Lichtstrahlen aus dem Unvergleichlichen hervor und sausten auf die Augen

der Steinfrau zu. Sprachlos vor Staunen warteten Wigg und Faegan ab, was weiterhin geschehen würde.

Dann verschwanden die Strahlen so plötzlich, wie sie aufgetreten waren, und der Stein kehrte in seinen gewöhnlichen Zustand zurück. Verblüfft sahen sich die beiden Magier an, um anschließend den Blick wieder auf die Steinfrau zu richten.

Die Augen öffneten sich.

Langsam schoben sich die großen schweren Lider auseinander, bis schließlich Augen von strahlendstem Azurblau zu sehen waren. Nachdem diese Augen die Magier eine Weile gemustert hatten, begannen die Lippen sich zu bewegen.

»Ihr gehört der Magie an«, sagte die Steinfrau, deren Worte trotz des Tosens der Wellen deutlich zu vernehmen waren. »Ihr habt den Unvergleichlichen bei Euch, und deshalb dürft Ihr in mir das sehen, was ich in Wirklichkeit bin. Willkommen!«

Wigg fand als Erster die Sprache wieder. »Wer seid Ihr?«, fragte er. »Seid Ihr es, die Hüterin der schwimmenden Gärten?«

»Nein«, erwiderte sie. »Von ihr werdet Ihr drinnen erwartet. Mich haben die, die Ihr diejenigen, die vorausgingen, nennt, an diese Stelle gesetzt, um die erste der Prüfungen durchzuführen, die erforderlich sind, damit man die Kammer der Buße betreten und auch wieder verlassen kann. Wollt Ihr eintreten?«

Fasziniert schwebte Faegan näher an das schöne Gesicht heran. »Ja«, erwiderte er. »Wir wollen eintreten.«

»Und ist Euch beiden bekannt, dass die Seele, um hier etwas zu erfahren, einen Preis zu entrichten hat?«, fragte die Steinfrau. »Seid gewarnt, denn es kann sein, dass die Forderung für Euern menschlichen Geist zu hoch ist und Ihr die Prüfung nicht überlebt.«

»Worin besteht denn dieser Preis der Seele?«, wollte Faegan wissen.

»Es ist nicht meine Aufgabe, Euch das zu sagen«, antwortete sie. »Die Hüterin der Gärten wird Euch mehr verraten, sollte ich ruhen, Euch eintreten zu lassen.«

»Und wie kommen wir hinein?«, fragte Wigg.

»Ihr müsst eine Prüfung bestehen«, erwiderte sie. Das schöne Gesicht blieb völlig ausdruckslos. »Ich muss mich erst vergewissern, dass Ihr keine Anhänger der Destruktiva seid. Das drinnen verwahrte Wissen darf nie in die Hände derjenigen gelangen, die die dunkle Seite der Magie ausüben.«

Zum ersten Mal zeigte sich auf ihrem Gesicht eine Gefühlsregung. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen. »Es gibt noch so vieles, das Ihr über die Magie und die Geschichte dieses Landes nicht wisst«, fügte sie hinzu.

Mit vor Neugier funkelnden Augen beugte sich Faegan auf seinem Stuhl vor. »Dann erzählt uns doch mehr darüber«, flehte er. »Bitte!«

»Nein«, entgegnete sie. »Es kommt mir nicht zu, Euch Aufklärung zu geben. Jetzt ist es an der Zeit, Euch zu prüfen.«

»Was müssen wir tun?«, fragte Wigg.

»Nichts«, sagte sie. »Ich werde alles bereiten. Bitte entblößt Eure Handgelenke.«

Wigg und Faegan gehorchten. Unverzüglich bildete sich um ihre Handgelenke das vertraute azurblaue magische Licht. In jedem Handgelenk erschien ein kleiner Schnitt, aus dem ein Blutstropfen trat. Während sich der Schnitt wieder schloss und das Licht verschwand, zeichneten die Blutstropfen, die in der Luft schwebten, die jeweiligen Blutsignaturen nach.

Die Steinfrau kniff leicht die Augen zusammen, worauf erneut das magische Licht erschien, diesmal um die beiden

Blutsignaturen. Die Signaturen wurden größer und größer, bis jede von ihnen einen Durchmesser von etwa zwei Metern hatte.

Fasziniert sahen die Magier zu, wie die riesigen Blutsignaturen nach und nach verblassten und schließlich verschwanden.

»Ihr beide gehört ohne Zweifel den Operativa an«, sagte die Steinfrau. »Und nun müsst Ihr Euch entscheiden. Wollt Ihr noch immer eintreten?«

Faegan sah den Obermagier an, der tief Luft holte und nickte. Faegan wandte sich wieder der Steinfrau zu.

»Ja«, sagte er.

»Nun gut«, erwiderte sie. »Dann schaut her!«

Ihr Mund öffnete sich, bis die vollkommensten weißen Zähne sichtbar wurden. Weiter und weiter gingen ihre Lippen auseinander und ließen eine Öffnung entstehen, die ungefähr zwei Meter hoch war. Jenseits dieser Öffnung war nichts als unergründliche Finsternis zu sehen, in deren Tiefe gelegentlich azurblaue Lichter aufblitzten. Die Augen der Steinfrau schlossen sich, ihr Gesicht erstarrte.

Abermals sah Faegan Wigg an, der seinen Blick erwiderte, indem er eine seiner Augenbrauen hochzog. Dann schwebten die beiden Magier, ohne ein Wort zu sagen, in die Kammer der Buße.

Entsetzt beobachteten die Helferlinge, die oben auf der Klippe standen, wie die Magier in der Dunkelheit verschwanden und sich der Steinmund hinter ihnen schloss.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

»Ich habe Angst, Marcus«, sagte Rebecca. »So was hab ich noch nie gemacht. Bist du auch sicher, dass es gelingen wird?«

Vor Furcht und Kälte zitternd, klammerte sie sich an die Hand ihres Bruders. Schon wieder knurrte ihr der Magen, denn heute Morgen hatte sie nicht genug zu essen gehabt. Sie hoffte bloß, dass ihr Bruder auch wusste, was er tat, denn ihr graute vor dem Markt der Händler, zu dem er sie geführt hatte.

In dieser finsternen, gefährlichen Gegend war Marcus neu-lich, nachdem er mit knapper Not der alten Hure und ihrem Gespielen entkommen war, auf einen Teppichladen gestoßen, dem er zunächst keine Beachtung geschenkt hatte. Doch zwei Tage später war ihm plötzlich zu Bewusstsein gekommen, dass ihm dieser kleine Laden dazu verhelfen könnte, das Problem mit der Rolle zu lösen. Deshalb hatte er den Laden wieder aufgesucht und sich einen Plan zurechtgelegt. Gestern hatte er dann noch das gestohlen, was sich in dem Leinenbeutel befand, der über seiner Schulter hing. Heute würde er handeln. Er sah Rebecca an und lächelte ihr aufmunternd zu.

»Ich weiß, dass es hier gruselig ist«, sagte er, während er sie durch das bizarre Labyrinth von Menschen, Geräuschen und Lastern führte. »Das tut mir wirklich Leid, aber du musst mir vertrauen. Bis jetzt habe ich doch immer alles richtig gemacht, oder? Also weich mir nicht von der Seite, halt den Kopf gesenkt und sieh zu, dass du kein Wort sagst. Wir dürfen in keiner Weise auffallen.«

Nickend biss sich Rebecca auf die Unterlippe und versuchte zu lächeln.

Der Markt der Händler war ein riesiger runder, mit Kopfsteinen gepflasterter Platz, von dem in alle Richtungen Straßen abgingen. Überall standen Straßenhändler, die versuchten, mit ihrem Geschrei Käufer anzulocken. Es roch nach schlechtem Essen und billigem Schnaps. Praktisch alle Männer und viele Frauen, die hier herumlungerten, waren auf irgendeine Weise bewaffnet. Dass in dieser Gegend Kinder auftauchten, war höchst ungewöhnlich, sodass die zwei immer wieder mit verstohlenen, begehrliehen Blicken gemustert wurden. An den Ecken standen Huren, Zuhälter und männliche Prostituierte und boten ihre Körper mit lüsternem Lächeln gegen Geld feil. In den Gassen fanden Hahnen- und Hundekämpfe statt, die von Männern und Frauen gespannt verfolgt wurden, die auf das eine oder andere Tier Geld setzten.

Als sie den Teppichladen endlich erreichten, führte Marcus Rebecca in eine eher ruhige Gasse auf der anderen Straßenseite. Er spähte hinüber, um sich zu vergewissern, dass der Laden tatsächlich geöffnet hatte. Soweit er durch die offen stehende Tür sehen konnte, befanden sich etliche Kunden im Geschäft, was seinem Vorhaben sehr entgegenkam.

Er kniete sich vor Rebecca und zeigte auf den Laden. »Das ist er«, flüsterte er. »Ich gehe zuerst hinein, während du hier wartest. Wenn du mich nicht wieder herauskommen siehst, kommst du nach einer Weile nach und tust, was ich dir gesagt habe. Wenn du siehst, dass ich wieder weg bin, verschwindest du auch, und wir treffen uns am vereinbarten Ort. In Ordnung?«

Rebecca nickte tapfer. Nachdem Marcus ihr noch einmal aufmunternd zugelächelt hatte, überquerte er die Straße.

Er schlenderte auf den Laden zu und trat so lässig wie möglich ein. Der Händler ging zwischen den Kunden umher

und erläuterte ihnen voller Eifer, warum sie unbedingt einen seiner wunderschönen, spottbilligen Teppiche brauchten. Der Mann war ziemlich korpulent und würde sicher nicht sehr schnell rennen können – ein weiterer Punkt, der für das Gelingen von Marcus' Plan sprach.

Marcus schlenderte zu einem Teppichstapel in der Ecke und ließ den Blick zum hinteren Teil des Ladens wandern, wo sich ein Tresen befand, der aber nur einen Teil der Wand einnahm, sodass die Hintertür frei zugänglich war. Ein Lächeln huschte über Marcus' Gesicht. Alles war genau so, wie es sein sollte.

Die Hintertür des Ladens stand weit offen, kühle Morgenluft konnte hereinkommen, denn der dicke Ladeninhaber schwitzte bereits über alle Maßen. So war es auch gewesen, als Marcus den Laden zum ersten Mal aufgesucht hatte. Der Inhaber schien diese Gewohnheit zu haben. Marcus betastete den Beutel, der über seiner Schulter hing und lächelte von neuem. Als er den Kopf in Richtung Tür drehte, sah er Rebecca hereinkommen. Sie schien große Angst zu haben.

Sobald sie ihn erblickte, zwinkerte er ihr zu, um ihr zu verstehen zu geben, dass er jetzt anfangen würde. Sie biss sich von neuem auf die Unterlippe und nickte. Dann ging sie, genau wie ihr Bruder es ihr befohlen hatte, in die Nähe des Inhabers. Marcus trat ein Stück zur Seite und nahm den Leinenbeutel vorsichtig von der Schulter. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihn niemand beobachtete, band er den Beutel auf und kippte den Inhalt auf den Fußboden. Dann schaute er rasch zu Rebecca hinüber und zwinkerte ihr wieder zu, um ihr das Startzeichen zu geben.

Rebecca holte tief Luft und stieß einen Schrei aus. »Schlangen!«, kreischte sie, entsetzt auf den Fußboden zeigend, und sprang auf einen der Teppichstapel. »Große Schlangen!« Sie riss die Augen auf, hopste wie wild auf

dem Teppichstapel auf und ab und stieß einen weiteren spitzen Schrei aus.

Unverzüglich brach das reinste Chaos im Laden aus. Eine Frau schrie auf und kletterte zu Rebecca auf den Teppichstapel. Wie Marcus gehofft hatte, glitten die Schlangen nach allen Richtungen über den Fußboden und versuchten, sich zwischen den Teppichen zu verstecken oder durch die offene Tür ins Freie zu gelangen. Erschrocken liefen die Kunden auseinander, Frauen kreischten, manche Männer standen wie erstarrt da.

Die Schlangen, die Marcus am Vortag auf dem Markt einem der Händler für exotische Tiere gestohlen hatte, waren lang und dick und hatten ein gelbes Muster auf dem schwarzen, glänzenden Rücken. Obwohl sie nicht giftig waren und Menschen auch nichts taten, sahen sie doch äußerst gefährlich aus, sodass alle im Laden – einschließlich des Besitzers – nur eins im Sinn hatten: so schnell wie möglich von hier wegzukommen.

Während sich die Kunden zur Vordertür drängten, nahm Marcus in aller Ruhe den Teppich an sich, auf den er es abgesehen hatte. Nachdem er ihn sich auf die Schulter gehievt hatte, schlenderte er durch die offene Hintertür hinaus auf die Gasse.

Geh ganz langsam, ermahnte er sich, so als ob dieser Teppich dir gehört. Vor allem darfst du nicht rennen.

Rebecca, der das Ganze inzwischen ungeheuren Spaß machte, stieß einen weiteren durchdringenden Schrei aus, sprang vom Teppich und schloss sich den Kunden an, die zur Tür stürzten.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Krassus saß an einem alten, reich verzierten Schreibtisch im Scriptorium der Zitadelle. Er hielt in seiner Arbeit einen Augenblick inne, um seinen Triumph auszukosten. Vier Tage waren vergangen, seit er den unbekanntem Fregatten, die ihn auf dem Meer der flüsternden Stimmen verfolgt hatten, durch ein geschicktes Manöver entkommen war. Als er vor einer Stunde angekommen war, hatte ihm Janus mitgeteilt, dass die Konsuln glaubten, endlich den unehelichen Sohn von Königin Morganna gefunden zu haben. Außer sich vor Freude, war Krassus sofort ins Scriptorium geeilt, um sich die Blutsignatur anzusehen, bevor er den Mann selbst in Augenschein nahm.

Vorsichtig zog er das Stativ zu sich heran und legte das Pergament unter die Linse. Das tat er jetzt schon zum vierten Mal, als befürchte er, plötzlich zu einem anderen Befund zu kommen, was aber natürlich nicht der Fall war. Wie schon bei den vorhergehenden Malen überwältigte ihn, als er durch die Linse blickte, auch diesmal das, was er sah.

Nicholas hatte ihm zwar angekündigt, dass Wulfgars Signatur das reinste Wunder sein würde, doch was er hier vor sich sah, übertraf noch seine kühnsten Erwartungen.

Noch nie zuvor hatte er eine Signatur mit einer derartigen Linkslastigkeit gesehen. Es gab nur noch zwei andere Signaturen, die so stark von der Längsachse abwichen, und zwar die der Erwählten, die aber eben beide rechtslastig waren.

Krassus lächelte. Janus und die Konsuln hatten Recht. Der Sklave, dem diese Signatur gehörte, war in der Tat Wulfgar, der uneheliche Sohn Morgannas.

Jetzt war nicht nur die Destruktiva-Rolle in seinem Besitz, sondern er hatte auch noch den Halbbruder der Erwählten in seiner Gewalt. Endlich konnte er seine Arbeit fortsetzen. Wenn er erst einmal die Rolle der Operativa in Händen hatte, würde ihn nichts und niemand mehr aufhalten können.

Er ließ den Blick durch den Teil des Scriptoriums schweifen, in dem er gerade saß. Die Wände des hellen, luftigen Raumes waren mit blassem, lohfarbenem Marmor verkleidet, auf dem Boden lagen hier und da bunt gemusterte Teppiche. Die zahlreichen Buntglasfenster standen offen, um die Sonne und die frische Meeresluft hereinzulassen. An den Wänden reihte sich Bücherschrank an Bücherschrank. Die Bücher und Schriftrollen waren staubig, da sie lange nicht benutzt worden waren, was sich jedoch bald ändern würde. Auf einem anderen, in der Nähe stehenden Schreibtisch lag die Rolle der Destruktiva, deren goldenes, um die Mitte geschlungenes Band das Wissen, das sie enthielt, nach wie vor fest unter Verschluss hielt.

Lächelnd erhob sich Krassus und trat auf den geräumigen Balkon, von dem aus man einen Blick aufs Meer hatte. Während er den Wind im Gesicht spürte, fiel ihm wieder ein, wie geehrt er sich gefühlt hatte, als ihm Nicholas von diesem Ort erzählt hatte. Es war Äonen her, seit die Zitadelle für magische Zwecke benutzt worden war. Er war unendlich stolz darauf, dass er zum neuen Herrn dieser Festung erwählt worden war. Seine Gedanken schweiften zurück, und er dachte daran, unter welchen Umständen es dazu gekommen war.

Eines Tages war er von Nicholas' Brutlingen gefangen genommen und in die Höhle des Unvergleichlichen gebracht worden, zusammen mit den anderen Konsuln der Festung. Doch als Erster Stellvertreter des ehemaligen Direktors der Magier war Krassus von Nicholas' anderen

Dienern fern gehalten und mit Latenzzaubern belegt worden, die ihn bald zu einem fanatischen Anhänger der Destruktiva gemacht hatten.

Genau an dem Tag, als der Erwählte und Nicholas sich zum ersten Mal begegnet waren, tief im Innern der Höhle, hatte Krassus seine Instruktionen erhalten. Nicholas hatte Tristan aufgefordert, sich ihm anzuschließen und ihm ein Leben in Ekstase in Aussicht gestellt, wenn er sich den Destruktiva verschrieb. Doch in seiner lächerlichen Loyalität gegenüber den faden Operativa und den minderwertigen Magiern, über die er gebot, hatte der Prinz nicht nur Nicholas' huldvolles Angebot abgelehnt, sondern auch gedroht, ihn zu töten.

All das hatte Krassus, versteckt in einer kleinen Nische des Raumes, mit angehört. Nachdem der verräterische Prinz gegangen war, hatte Nicholas seinen neuen Diener zu sich gerufen. Krassus war es damals so vorgekommen, als stünde er vor einem Gott.

»Hast du gehört?«, fragte Nicholas. Krassus, den die Worte des törichten Prinzen äußerst aufgebracht hatten, vermochte nur wütend zu nicken.

Nicholas legte Krassus die Hand auf die Schulter. »Jetzt weißt du also, wie ich behandelt werde«, flüsterte er. »Mein eigener Vater will mich nicht nur daran hindern, die Tore der Dämmerung zu errichten, sondern mich obendrein auch noch töten.«

Dann hatte ihm Nicholas zum ersten Mal von den Schriftrollen der Alten erzählt, und Krassus hatte begriffen, dass die Errichtung der Tore nur den einen Teil der Pläne seines Herrn darstellte. Anschließend hatte Nicholas ihn fortgeschickt und nie wieder mit ihm gesprochen.

Nachdem Krassus dann vom Scheitern seines Herrn gehört hatte, hatte er sich eifrig ans Werk gemacht. Zunächst hatte er sich zu den Trümmern der Tore begeben, um nach

den Schriftrollen zu suchen, genau wie Nicholas es ihm befohlen hatte. Bestürzt hatte er jedoch feststellen müssen, dass nur noch eine Rolle vorhanden war, glücklicherweise diejenige, die er am meisten brauchte.

Dann hatte er mittels seiner neuen magischen Kräfte die Sklavenhalterdämonen erschaffen, eine Flotte von Schiffen gestohlen und sich auf Sklavenfang begeben, um Wulfgar ausfindig zu machen. Bei dem Gedanken an all die *Talis-* und *R'talis-*Sklaven verzog sich sein Mund zu einem Lächeln. Alles in allem – seine Gegner in der Festung des Direktoriums würde ihre Widerspenstigkeit teuer zu stehen kommen.

Er riss sich von seinen Erinnerungen los und schaute aufs Meer hinaus. Es war Mittag, und die Sonne hatte gerade den Zenit erreicht. Er seufzte und atmete tief durch, doch die salzige Meeresluft reizte seine Lungen zu sehr. Sofort fing er an, Blut zu husten. Er holte das Tuch aus seinem Gewand und presste es sich vor den Mund. Ein paar Tropfen spritzten jedoch auf den Marmorfußboden, wo sie seine Blutsignatur nachzeichneten. Fluchend verschmierte er sie mit der Sohle seines Stiefels. Während er zurück aufs Meer schaute, vergegenwärtigte er sich von neuem die schreckliche Tatsache, dass er bald sterben würde.

Er wusste, dass er sein Werk vollenden musste, bevor er seiner Krankheit erlag. Und um sich seines Erfolgs ganz und gar sicher zu sein, musste er noch die andere Schriftrolle bekommen.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Bevor Krassus »Herein« rief, wischte er sich das Gesicht ab und steckte das blutige Tuch in sein Gewand zurück.

Die breite, zweiflügelige Tür am gegenüberliegenden Ende des Scriptoriums öffnete sich, und Grizelda und Janus kamen herein, begleitet von zwei Sklavenhalterdämonen. Janus schien aus irgendeinem Grunde besonders zufrieden

zu sein. Krassus nahm wieder am Schreibtisch Platz und forderte seine Gäste auf, sich ebenfalls zu setzen. Die bewaffneten Sklavenhalter zogen sich in den Gang zurück, um dort Wache zu halten, und schlossen die Tür hinter sich.

»Ich habe weitere erfreuliche Nachrichten für Euch, Gebieter«, sagte Janus ganz aufgeregt. »Die Fregatte mit den Kräutern und Ölen aus dem Schattenwald ist eben eingetroffen – wesentlich früher als erwartet. Die Fracht wird gerade ausgeladen.« Dann ging sein Lächeln in ein Stirnrunzeln über.

»Wie mir berichtet wurde, sind allerdings einige der Sklavenhalter, die die Baumstadt überfallen haben, nicht zum Schiff zurückgekehrt«, fügte er bedrückt hinzu. »Die Sklavenhalter an Bord der Fregatte haben so lange gewartet, wie es irgend ging, und sind dann abgesegelt. Es ist nicht auszuschließen, dass die vermissten Sklavenhalter abgefangen, vielleicht sogar von den Magiern des Erwählten getötet worden sind.«

Krassus machte eine finstere Miene und dachte angestrengt nach. Gewiss, es war durchaus möglich, dass Wigg und Faegan eingegriffen hatten. Doch falls dies der Fall war, dann waren sie ganz offenbar zu spät gekommen und hatten seine Sklavenhalter nicht mehr daran hindern können, die Dinge, die seine Kräuterfrau brauchte, mitzunehmen. Dass er dabei einige seiner Diener verloren hatte, spielte nicht die geringste Rolle.

Er wandte sich wieder an Janus. »Und was macht unser ganz besonderer Gast?«, fragte er. »Wie geht es ihm?«

Janus grinste übers ganze Gesicht. »Sehr gut«, antwortete er. »Obwohl er immer noch äußerst rebellisch ist, was angesichts seiner einzigartigen Blutsignatur ja auch nicht anders zu erwarten war.« Janus sah zu dem Stativ und dem Pergament auf Krassus' Schreibtisch hinüber. »Habt Ihr

schon Gelegenheit gehabt, die Unterlagen zu überprüfen, Gebieter?«, fragte er. »Ist es wirklich Wulfgar?«

»Ohne jeden Zweifel«, erwiderte Krassus. »Und diese Frau namens Serena ... haben sich die beiden angefreundet?«

»Das haben sie«, versicherte ihm Janus. »Wie geplant, wird sie von den anderen Sklaven geschmäht, weil sie besseres Essen erhält, und Wulfgar hat darum gebeten, dass sie ständig bei ihm sein darf. Ich habe es natürlich erlaubt.«

Krassus nickte zustimmend und drehte sich Grizelda zu. »Jetzt, da Ihr die Kräuter und Öle habt, die Ihr braucht, erwarte ich auch von Euch, dass Ihr herausbekommt, wo in Eutrakien sich die Operativa-Rolle befindet. Dann werde ich Janus und einige meiner besten Sklavenhalter losschicken, um sie zu holen, wo auch immer sie liegen möge. Habt Ihr verstanden?«

Grizelda beugte sich auf ihrem Stuhl nach vorn und grinste gierig. »Es wird mir eine Ehre sein, Gebieter.«

»Sehr schön«, erwiderte Krassus und erhob sich, um zum Ausdruck zu bringen, dass das Gespräch nun zu Ende war. »Jetzt werde ich mich mit Wulfgar unterhalten. Bald werden er und Serena die Natur ihres Schicksals begreifen. Ich bin gespannt auf ihre Erwiderung, die höchst aufschlussreich sein dürfte.«

Die drei gingen zur Tür und traten in den Gang hinaus. Janus begleitete Grizelda, um sie zu ihrem neuen Arbeitsplatz zu bringen, während Krassus in die andere Richtung davoneilte.

Nachdem er unzählige Gänge entlanggeschritten und zahllose Wendeltreppen emporgestiegen war, erreichte er endlich die Tür von Wulfgars Quartier. Auf ein Nicken ihres Herrn schoben die Wächter den Eisenriegel zurück. Bevor Krassus dazu kam, einzutreten, sagte einer der Sklavenhalter: »Verzeiht, Gebieter, aber der Mann da drinnen

ist sehr stark. Wäre es nicht besser, wenn wenigstens einer von uns mit hineinkäme?«

Krassus lächelte. »Ich bin Magier«, erklärte er voller Geduld, als spreche er mit einem begriffsstutzigen Schuljungen. »Was sollte er mir ohne meine Einwilligung antun können?«

Dann öffnete Krassus die Tür und trat ein. Er hörte, wie hinter ihm die Tür geschlossen und wieder verriegelt wurde.

Als sie plötzlich einen Fremden eintreten sahen, blickten Wulfgar und Serena überrascht vom Balkon ins Zimmer.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Den Wind im Haar und die Meeresluft in den Lungen, lehnte Tristan an der Reling der *Rache des Volkes*, während die große Fregatte in westlicher Richtung durch das Meer der flüsternden Stimmen pflügte. Man hatte ihm seinen Dreggan und die Wurfmesser zurückgegeben, und er genoss das Gefühl, die Waffen wieder auf dem Rücken zu spüren.

Auf dem Schiff herrschte geschäftiges Treiben. Die Decks wimmelten von Seeleuten und dankbaren Sklaven, die auf dem Weg in die Heimat waren. Tyrannys Mannschaft tat für die befreiten Gefangenen alles, was in ihren Kräften stand. Doch da ihre Männer keine geschulten Heiler waren, vermochten sie nur in begrenztem Maße Hilfe zu leisten. Nachdem Tristan die Gelegenheit gehabt hatte, sich seine ehemaligen Mitgefangenen genauer anzusehen, kam er zu dem traurigen Schluss, dass viele dieser armen Seelen noch nicht einmal die eher kurze Reise nach Eutrakien überleben würden, selbst wenn sich die Besatzung noch so gut um sie kümmerte.

Bislang schien sich Tyranny an ihre Abmachung zu halten, gezielt zum Cavalon-Delta zu segeln. Doch die Winde hatten sich als unbeständig erwiesen, sodass die Fregatten oft gezwungen waren zu lavigieren, um ihren Kurs einhalten zu können, was, wie Tristan schnell bemerkte, äußerst Zeit raubend war.

Vier ereignislose Tage waren vergangen, seit er mit der höchst interessantesten Kapitänin das Abkommen getroffen hatte. Sein Verlangen, wieder zu Hause zu sein, war so

groß, dass er sich manchmal einbildete, den reichen, fruchtbaren Boden der eutrakischen Küste bereits riechen zu können. Bald würde er den Fuß auf festes Land setzen und seine Lieben wieder sehen.

Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel, als er sich vorstellte, wie es wäre, wenn er mit der kecken Tyranny und dem Koloss namens Scars durch den Palast paradierte und die beiden anschließend allen vorstellte. Dann würde er von den Magiern verlangen, dass sie ihr nicht nur einhunderttausend Goldkisa auszahlten, sondern ihr zur Belohnung auch noch einen Kaperbrief ausstellten. Im Geist sah er bereits vor sich, wie die Ader in der rechten Schläfe des Obermagiers pulsierte und Faegans graugrüne Augen schelmisch funkelten.

In den vergangenen Tagen war Tristan Tyranny häufig begegnet, wenn sie auf Deck nach dem Rechten gesehen und sich mit ihrer Mannschaft sowie den geretteten Sklaven unterhalten hatte. Manchmal hatte er den Eindruck, dass sie sich jeden Sklaven einzeln vornahm, und er meinte auch zu wissen, warum: Sie versuchte, so viele Nachrichten wie möglich über ihren verschwundenen Bruder herauszubekommen. Zweimal hatte sie ihn zum Abendessen in ihre Kabine eingeladen, wo sie sich ausführlich über ihrer beider Leben unterhalten hatten. Tristan hatte die Gelegenheit genutzt, ihr von seiner Vergangenheit zu erzählen und sie über alles, was seit der Rückkehr des Bundes in Eutrakien geschehen war, in Kenntnis zu setzen. Sehr schnell stellte er fest, dass er diese bewunderungswürdige Banditin nicht nur respektierte, sondern sie auch aufrichtig mochte.

Plötzlich aber kam ihm zu Bewusstsein, dass er ihr möglicherweise zu viel versprochen hatte. Nun, jedenfalls würde es sich lohnen, sie und Scars den beiden unbeugsamen Magiern zu präsentieren. Er grinste in sich hinein.

Obwohl es ihn danach verlangte, nach Hause zu kom-

men, hatte er doch schnell ein Faible fürs Meer entwickelt, trotz all seiner Launen und Gefahren. Nachdem Scars zu dem Schluss gekommen war, dass Tristan in der Tat kein Feind war, hatten er und der Prinz eine Art Waffenstillstand geschlossen. Der überraschend beredte Riese hatte ihn unter seine Fittiche genommen, um den faszinierten, lernbegierigen Prinzen in den Anfangsgründen der Seefahrt zu unterweisen.

Mittlerweile kannte er die Unterschiede zwischen den einzelnen Segeln und wusste auch, was Spieren waren und wozu die Takelage diente. Überdies hatte er einzelne Manöver kennen gelernt, zu denen ein Schiff imstande war, und wusste, was es bedeutete, vor dem Wind zu segeln, zu lavieren oder nicht wendefähig zu sein. Tristan war die Takelage sogar schon einmal vorsichtig hochgeklettert, bis zum Krähenest, von wo man einen wunderbaren Blick aufs Meer hatte. Es hatte ihm äußerst wohl getan, seine Kriegsflagge hoch oben am Hauptmast flattern zu sehen.

Zu seiner Überraschung hatte ihm Scars vorgeschlagen, auch einmal das Steuerrad des Schiffes zu übernehmen – natürlich unter den wachsamen Blicken des Riesen. Wenn Tyrannys Aussage stimmte, dann war dies das ehemalige Steuerrad der *Entschlossenheit*, des Schiffes, mit dem Wigg vor über dreihundert Jahren den Bund der Zauberinnen aufs Meer gebracht hatte. Zu spüren, wie ihm das große Schiff gehorchte, war eine Erfahrung gewesen, die Tristan nie vergessen würde.

Als er sich in Richtung Bug drehte, spürte er einen stechenden Schmerz im Rücken. Die Wunden, die die Peitsche hinterlassen hatte, waren zwar dabei, zu verheilen, taten aber immer noch weh. Er wusste, dass die Magier nach seiner Rückkehr in den Palast unverzüglich einen Zauber der beschleunigten Heilung wirken konnten, sodass die Wunden binnen kürzester Zeit völlig verheilen würden. Doch

im Augenblick quälte ihn etwas ganz anderes als die brutalen Peitschenhiebe, die er von dem Sklavenhalterdämon erhalten hatte, oder die Tatsache, dass die Narben für immer auf seinem Rücken bleiben würden – etwas nämlich, das eher mentaler Art war und ihn seit jenem verhängnisvollen Tag in Parthalonien beschäftigte, als sein Blut plötzlich azurblau geworden war. Dieser Umstand hatte ein eigenartig schleichendes Gefühl in ihm ausgelöst, das endgültig zum Durchbruch gekommen war, als man ihn ausgepeitscht hatte, sich aber noch gesteigert hatte, als ihn Tyranny von den anderen Sklaven getrennt hatte.

Er schloss für eine Weile die Augen. Das Undenkbare war geschehen. Es war so weit, dass er sein leuchtendes, azurblaues Blut verfluchte.

Nicht die Tatsache, dass er erlesenes Blut hatte, machte ihm zu schaffen. Das gehörte zu seinem Erbe, war sein Geburtsrecht. Doch dass dieses Blut leuchtete, dass es die Farbe angenommen hatte, die jeden magischen Akt von einiger Bedeutung begleitete, war einfach zu verwirrend.

Sein azurblaues Blut hinderte ihn daran, in Magie unterwiesen zu werden, weil die Magier befürchteten, es könne ungeahnte Folgen haben, wenn sie es tatsächlich taten. Das ärgerte ihn und ließ ihn verzweifeln, denn nach wie vor brannte er darauf, diese Dinge endlich zu lernen. Auch im Großen Buch stand, dass der Erwählte in Magie unterrichtet werden *müsse*, um den Versuch zu unternehmen, die Operativa und die Destruktiva miteinander zu vereinen und auf diese Weise den uralten Konflikt zwischen den beiden Seiten der Magie beizulegen. Doch wie die Dinge jetzt standen, wussten selbst Wigg und Faegan nicht, was sie tun sollten. Und was am schlimmsten war: Mittlerweile hatte er Schuldgefühle, weil es ihm nicht gelang, die Aufgabe zu erfüllen, die ihm im Großen Buch vom Schicksal vorgezeichnet war.

Bisweilen bewirkte sein einzigartiges Blut, dass er sich vereinsamt vorkam. Wenn er verwundet wurde und Blut floss – auch wenn es wenig war –, waren seine Feinde sofort in der Lage, ihn zu erkennen. Sie brauchten noch nicht einmal seine Blutsignatur zu untersuchen, denn die Farbe seines Blutes verriet schon alles. Dann fiel ihm ein, was Fagan an jenem noch nicht allzu lange zurückliegenden Abend in seinem Baumhaus im Schattenwald gesagt hatte.

»Im zweiten Teil des Großen Buches heißt es, dass er sich, wenn er von seinen magischen Kräften einen derartigen Gebrauch gemacht hat, unwiderruflich und für immer verändern werde, obwohl nicht näher darauf eingegangen wird, welcher Art diese Veränderungen sind. Daher müsst Ihr sehr achtsam sein, damit Euch diese Veränderungen nicht entgehen.«

Woraufhin sich Tristan geschworen hatte: *»Ich werde nicht ruhen, bis ich herausgefunden habe, wer solch erlesenes Blut in meine Adern gegossen hat – und warum. Ich will wissen, warum ich zum Gefäß geworden bin, das das Blut des Schicksals enthält ...«*

Er starrte aufs Meer hinaus und dachte sehnsüchtig an das Zuhause, an seine Schwester und seine Freunde – vor allem an Celeste. Er hatte sich heftig in die schöne, rothaarige Tochter des Obermagiers verliebt, das wusste er nun. Er wusste aber auch, dass ihre Seele noch nicht bereit war, seine Zuneigung auf dieser Ebene anzunehmen, sodass ihm nichts anderes übrig blieb, als zu warten und zu hoffen, dass sie eines Tages doch noch zusammenkommen würden. Er war so in Gedanken versunken, dass er Tyrannys Schritte gar nicht hörte und sie erst bemerkte, als sie sich neben ihn stellte. Lächelnd stützte sie die Unterarme auf die Reling und verschränkte die Finger ineinander.

»Erzählt mir von ihr«, forderte sie ihn auf.

»Von wem?«, gab er zurück.

Tyranny grinste ihn spöttisch an. »Ziert Euch nicht so«, sagte sie. »Das passt nicht zu Euch. Ihr seid ein offener Mensch, genau wie ich. Außerdem vergesst Ihr, dass ich den Großteil meines Lebens in der Gesellschaft von Männern verbracht habe. Ich kenne alle ihre Stimmungen, kenne die Gesichtsausdrücke und Gesten, die damit einhergehen. Ihr vermisst jemand ganz Besonderen. Eine Frau – dessen bin ich mir sicher. Und Ihr vermisst sie sehr, aber nicht auf die gleiche Weise, wie Ihr Eure Schwester, die Prinzessin, vermisst. Nach den aufschlussreichen Dingen, die Ihr mir über Euch selbst erzählt habt, muss ich gestehen, dass ich zu gern wüsste, was für eine Art Frau es geschafft haben kann, Euer Herz zu erobern.« Nachdem sie umhergeschaut hatte, senkte sie verschwörerisch die Stimme. »Also erzählt mir mal, Kronprinz von Eutrakien, wie ist sie so?«

Tristan schüttelte lächelnd den Kopf und blickte wieder aufs Meer hinaus. »Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte er. »Eine, die sich über dreihundert Jahre hinzieht, um genau zu sein. Und genauso alt ist die betreffende Frau eben auch.«

Als sich Tristan Tyranny zudrehte, bemerkte er zum ersten Mal, seit er sie kannte, einen Ausdruck von echter Überraschung in ihrem Gesicht. Sie riss sich jedoch schnell wieder zusammen.

»Meine Güte, Ihr scheint ja was für ausgesprochen reife Frauen übrig zu haben«, spottete sie. Dann nahm ihr Gesicht wieder einen etwas weicheren Ausdruck an. »Trotzdem ist es doch nett, jemanden zu haben, der bereit ist, alles mit einem zu teilen, nicht wahr?«

Bevor Tristan etwas erwidern konnte, fing oben im Krähenest die Alarmglocke an zu läuten.

Einer von Tyrannys Matrosen war bereits dabei, die Takelage hinaufzuklettern. Scars erschien und stellte sich ne-

ben die Kapitänin. Kurz darauf kam der Matrose wieder herunter!

»Kreischlinge!«, schrie er mit voller Lautstärke. »Drei unterschiedliche Strudel, alle etwa eine halbe Meile voraus!«

Verwirrt folgte Tristan Tyranny und Scars, die zum Bug rannten. Von dort aus vermochte Tristan drei riesige dunkle Kreise auszumachen, die auf dem Wasser zu liegen schienen. Im ersten Augenblick dachte er, es seien die legendären Nekrophagen – die Monster, die Schiffe nur passieren ließen, wenn sie zuvor einen Tribut entrichtet hatten. Doch irgendetwas an dem, was er sah, verriet ihm, dass dies jetzt nicht der Fall war. Perplex wandte er sich Tyranny zu, die gerade durch das Fernglas spähte.

»Was ist denn das?«, fragte er.

»Ein Albtraum«, antwortete sie mit gepresster Stimme. »Meerwesen, die angeblich auf magische Weise erschaffen wurden. Ganz sicher weiß das jedoch niemand, da sie überhaupt erst vor kurzem aufgetaucht sind. Was wir wissen, ist lediglich dies, dass sie immer in Horden auftreten.« Als sie ihr Fernglas sinken ließ, bemerkte Tristan, dass sie äußerst beunruhigt wirkte. »Ich habe noch nie von einem Schiff gehört, dass die Attacke von drei Strudeln überstanden hat, aber ich habe trotzdem nicht vor, einfach kampfflos unterzugehen!«

»Strudel?«, wiederholte Tristan. »Was denn für Strudel? Und was kann ich tun?«

»Ihr werdet früh genug verstehen, was es damit auf sich hat«, erwiderte sie. »Seht zu, dass Ihr in meiner oder in Scars' Nähe bleibt! Offenbar bekommt Ihr doch noch die Gelegenheit, uns zu zeigen, wie gut ihr mit Euren ungewöhnlichen Waffen umgehen könnt!«

»Gibt es keine Möglichkeit, ihnen zu entkommen?«

»Nein«, erwiderte sie. »Das würde kein Schiff schaffen,

nicht einmal die *Rache des Volkes*. Dazu sind sie schon zu nah. Uns bleibt nichts anderes übrig, als uns zum Kampf zu stellen und zu hoffen, dass wir das Ganze überleben.« Dann drehte sie sich um und rief ihrer Mannschaft Befehle zu.

Tristan beobachtete, wie einige Matrosen die verwirrten Sklaven unter Deck scheuchten. Andere machten sich hektisch daran, sowohl die Deckluken als auch die nach unten führenden Türen zu schließen. Die Takelage war voller Seeleute, die in aller Eile die Segel einholten. Ein Matrose band das Steuer fest. Tristan verstand mittlerweile schon genug von der Seefahrt, um zu wissen, dass die *Rache des Volkes* mit eingeholten Segeln und festgebundenem Steuer reglos im Wasser liegen und den Wellen preisgegeben sein würde. Das verblüffte ihn aufs Höchste, denn bisher hatte es doch immer geheißen, dass ihr Leben oft allein von der Schnelligkeit des Schiffes abhing.

Als er sich wieder zum Bug wandte, bot sich ihm ein bestürzender Anblick. Unverzüglich riss er den Dreggan aus der Scheide.

Ein riesiger Bereich des vor ihm liegenden Ozeans war lebendig geworden. Aus dem Ozean waren drei Fontänen aus strudelndem, schäumendem Meerwasser aufgestiegen, die sich mit Schwindel erregender Geschwindigkeit in die Höhe schraubten. Eine der Fontänen war bereits fast so hoch gestiegen wie der Hauptmast des Schiffes.

Dann begannen die Fontänen, in den buntesten Farben von innen zu leuchten. Hätte man Tristan nicht gesagt, wie gefährlich diese Strudel waren, so hätte er sie für die schönsten Dinge gehalten, die er je gesehen hatte.

Plötzlich zogen sich die drei leuchtenden Strudel am oberen Ende auseinander und schossen mit unglaublicher Geschwindigkeit auf die drei Schiffe zu. Tristan hörte, wie Tyrannys Stimme neben ihm erschallte.

»Kommt her, Ihr Teufel!«, schrie sie mit erhobenem

Schwert. »Ihr dreckigen Aasfresser! Kommt zu mir! Mal sehen, wie vielen von euch ich den Garaus machen kann!« Als der Strudel sie erreichte, schlug sie wild mit dem Schwert darauf ein. Dünnes, wässriges, hellrotes Blut regnete herab.

Als das erste Monster an seinem Kopf vorbeischwirrte, dachte Tristan zunächst, es sei eine Einbildung. Gleichzeitig hörte er, wie Zähne zusammenschnappten. Da wurde ihm klar, dass ihn sein Zögern beinahe das Leben gekostet hatte. Schrille Kreischlaute von sich gebend, flogen immer mehr dieser Monster an ihm vorbei, bis sie schließlich so zahlreich waren, dass die Sonne nicht mehr zu sehen war und ihre Schatten das Deck der Fregatte verdunkelten. Brutal fielen sie über die Matrosen und die Takelage her und zerfetzten all die Segel, die nicht zuvor eingeholt worden waren.

Tristan holte mit seinem Dreggan aus, verfehlte jedoch das erste der Wesen. Erst beim zweiten Hieb gelang es ihm, eines von ihnen zu treffen, wenn auch nicht tödlich. Während es blutend vor seinen Füßen lag, sah er es sich genauer an.

Erstaunt stellte er fest, dass es sich um eine sehr große, äußerst seltsame, fischartige Kreatur zu handeln schien. Sie war fast zwei Meter lang, einen halben Meter breit und besaß bunte, hell leuchtende Streifen an den Seiten. Statt Flossen saßen ihr merkwürdig geformte, schuppige Flügel am Körper, einer rechts, einer links, einer auf dem Rücken, genau oberhalb des großen breiten Schwanzes. Als das Wesen sein Maul öffnete, wurden unzählige rasiermesser-scharfe Zähne sichtbar. Dieser Anblick holte Tristan in die Realität der Schlacht zurück, die um ihn herumtobte. Mit einem einzigen Hieb seines Dreggans köpfte er das Monster. Doch er hatte zu lange gezögert.

Plötzlich wurde er in die Höhe gerissen. Entsetzt stellte er fest, dass ihn zwei der kräftigen Wesen mit den Zähnen

bei den Schultern gepackt hatten und ihn in Richtung Reling schleiften. Er versuchte, sein Schwert zu benutzen, doch die Schmerzen in seinen Armen waren zu groß. Als die Reling immer näher kam, begriff er, was ihm gleich widerfahren würde, sah er doch, was gerade mit unzähligen der schreienden, wehrlosen Matrosen geschah.

Die Monster wollten ihn ins Meer der flüsternden Stimmen werfen.

Das Wasser um das Schiff herum wimmelte bereits von den Körpern derjenigen, die vor ihm über Bord geworfen worden waren. Einige waren noch am Leben und versuchten verzweifelt, zum Schiff zurückzuschwimmen, wurden jedoch unverzüglich von Zähnen gepackt und unter Wasser gezogen. Schreiend wand sich Tristan hin und her und versuchte, sich von den Monstern loszureißen, jedoch ohne Erfolg. In wenigen Sekunden würden sie ihn über die Reling werfen.

In diesem Augenblick schnellten zwei riesige Hände vor, packten das Wesen auf Tristans rechter Seite und zogen es aufs Deck. Tristan fiel auf den Rücken. Die andere Kreatur hatte ihre Zähne noch immer in seine Schulter geschlagen, doch jetzt war sein rechter Arm frei. Er ließ den Dreggan fallen, riss eines seiner Wurfmesser heraus, bohrte es dem Monster in das linke Auge und tötete es damit sofort. Als er sich hochrappelte, sah er Scars vor sich stehen, der immer noch die andere Kreatur festhielt, die sich schreiend hin und her wand.

Ächzend riss Scars das kreischende Wesen in zwei Hälften, die er sogleich aufs Deck schleuderte. Nachdem er dem Prinzen kurz zugnickt hatte, machte er sich auf die Suche nach neuen Opfern.

Ohne Zeit zu verlieren, begann Tristan, die Kreaturen eine nach der anderen mit dem Dreggan aus der Luft zu holen, so gut er es mit seinen verletzten Schultern überhaupt

vermochte. Nachdem er unzählige von ihnen getötet hatte, konnte er bemerken, dass der Kampf allmählich abebbte. Schwer atmend trat er zur Reling und schaute aufs Wasser, in dem zerfetzte Kleidungsstücke und Leichen schwammen. Dann wandte er sich zurück, um das Schiff in Augenschein zu nehmen.

Überall lagen Leichen – von Menschen und Monstern –, und das Deck schwamm in Blut. Zahlreiche Spieren des Schiffs waren zerbrochen, die Segel völlig zerfetzt.

Als er übers Meer blickte, sah er, dass es den anderen beiden Schiffe nicht besser ergangen war. Die Luft war von Blutgestank erfüllt. Stille hatte sich auf die Schiffe herabgesetzt, die nach dem Kampflärm und dem Geschrei der Kreischlinge geradezu unheimlich wirkte.

Tristan machte sich auf die Suche nach Tyranny, die er schließlich auf dem Achterdeck auch ausfindig machte. Sie stand mit gesenktem Kopf da, das Schwert hing ihr schlaff in der Hand, als hätte sie keine Kraft mehr, es zu heben. Sie war über und über mit Blut bespritzt. Als er auf sie zuging, drehte sie sich langsam auf ihn zu und sah ihn an.

Dann brach sie zusammen, doch er konnte sie gerade noch auffangen. Während er ihren erschlafften Körper in den Armen hielt, warf er einen traurigen Blick auf das zerstörte Schiff und fragte sich, was wohl jetzt aus ihnen werden würde.

DREISSIGSTES KAPITEL

Als Celeste nach kurzem Schlaf in dem riesigen Himmelbett erwachte, gähnte sie erst, reckte sich dann und streckte die Arme aus. Das große Stundenglas auf dem Nachttisch verriet ihr, dass knapp zwei Stunden vergangen waren, seit sie Shailiha und Abbey verlassen hatte, die sich in die Festung und die Halle der Blutregister hatten begeben wollen.

Sie stemmte sich auf die Ellbogen hoch und sah durch eines der offenen vier Buntglasfenster, die in die Wand ihres Privatgemachs eingelassen waren. Das sanfte Indigoblau, das dem Einbruch der Dämmerung stets vorausging, war bereits dabei, am türkisfarbenen Himmel heraufzuziehen. Bald würden die zahllosen Lagerfeuer der Helferlinge anfangen, wie Sterne in der Nacht zu funkeln. Schön und beruhigend. Doch schon im nächsten Augenblick stellten sich wieder all die erschreckenden Gedanken ein, die ihr ständig im Kopf herumgingen. Sie legte sich im Bett zurück und starrte zu dem roten Samtbaldachin empor.

Wie jeder hier in der Festung machte sie sich große Sorgen. Seit Tagen nun war Tristan verschwunden, ohne dass die Suchtrupps der Helferlinge irgendetwas gefunden hätten. Sogar die Zuversicht, die von Ox ausging, schien mit jeder Stunde, die verstrich, abzunehmen, selbst wenn er versuchte, sich wie ein Krieger zu verhalten und sich seine Besorgnis nicht anmerken zu lassen.

Wigg und Faegan waren noch nicht von ihrer Reise zu jenem Ort, den das Große Buch die Kammer der Reue nannte, zurückgekehrt, weshalb sie sich sehr um ihren Vater und den verkrüppelten Magier sorgte. Dennoch war es Tristan, um den ihr Herz am meisten bangte.

Sie stand auf und ging in Hausschuhen durch das Zimmer, um ihre perlenbesetzte Bürste von der Kommode zu nehmen und sich mechanisch die Haare zu bürsten, während die Angst um Tristan noch immer all ihre Gedanken einnahm.

Sie sehnte sich danach, wieder in seiner Nähe zu sein, ihn zu sehen und zu wissen, dass er in Sicherheit war. Manchmal hatte sie befürchtet, die widersprüchlichen Gefühle, die sie erfassten, sobald der Prinz in ihrer Nähe war, konnten sie zerreißen. Dagegen war es leicht, sich um ihn zu sorgen und ihn zu vermissen, wenn er fort war – vor allem jetzt, da er sich in Gefahr befand.

Während sie mit der Bürste durch ihr langes, dunkelrotes Haar fuhr, hörte sie die Blätter der Bäume vor ihrem Fenster im Abendwind rascheln. Dann vernahm sie das Quietschen einer Fensterangel. Der Wind war stärker, als sie gedacht hatte. Sie wandte sich um, da sie für den Fall, dass ein Sturm aufkam, das Fenster schließen wollte.

Ihr stockte das Herz. Sie ließ die Bürste fallen.

Drei der vier Fenster waren bereits geschlossen, während sich das letzte gerade auf gespenstische Weise von selbst schloss.

Bevor sie zur Tür rennen konnte, tauchte aus dem Nichts ein azurblauer Lichtstrahl auf, schlang sich um ihre Taille und zog sie aufs Bett zurück. Sie versuchte, den Arm zu heben, um einen magischen Blitz zu schleudern, musste jedoch feststellen, dass sie in ein magisches Geflecht gebannt war und sich plötzlich nicht mehr zu rühren vermochte.

Sie versuchte zu schreien, brachte jedoch keinen Ton heraus. Entsetzt schielte sie zu den Fenstern hinüber.

Inzwischen hatte sich auch das letzte geschlossen. Mit hämmerndem Herzen, unfähig, irgendetwas zu unternehmen, wartete sie, was jetzt weiterhin geschehen würde.

Da entstand mitten im Zimmer ein weiteres azurblaues

Licht, das heller und heller wurde, bis es schließlich Gestalt annahm. In ihrer Angst nahm sie zunächst an, dass es Krassus war, der aus irgendeinem Grund in den Palast zurückgekehrt war. Doch als sie genauer hinsah, erkannte sie die Gestalt wieder, die so beängstigend nahe vor ihrem Bett stand. Tränen traten ihr in die Augen und strömten ihr über die Wangen.

»Hallo, mein Liebling«, sagte die Erscheinung mit tiefer, melodischer Stimme. »Es ist viel zu lange her, seit wir das Bett miteinander teilten. Ich habe dich sehr vermisst.«

Es war Ragnar, jenes Mischwesen aus Magier und Blutpirscher, der sie über dreihundert Jahre gefangen gehalten und unablässig missbraucht hatte.

Sie sah den glänzenden kahlen Kopf, die herabhängenden Ohrläppchen und die langen gelben Schneidezähne, die über die Unterlippe ragten. Sein weißes Gewand war offen, sodass man sehen konnte, dass er gerade eine Erektion bekam. Die wahnsinnigen, blutunterlaufenen Augen wanderten mit einer Gier über ihren Körper, die keine Grenzen zu kennen schien. Die kleine Wunde in seiner Schläfe war noch immer da. Als ein Tropfen gelber Flüssigkeit aus ihr austrat, wischte er ihn fort. Danach steckte er die feuchte Fingerspitze in den Mund und lächelte.

»So viele Fragen, die sich auf einmal stellen, nicht wahr, meine Liebe?«, sagte er und schob sein grässliches Gesicht näher an das ihre heran. Der Geruch seines fauligen Atems rief ihr die entsetzlichen Dinge in Erinnerung, die er ihr angetan hatte.

»Habt ihr tatsächlich alle geglaubt, dass Nicholas, mein geliebter Herr, mich tötete?«, fragte er. »Hat denn irgendjemand von euch bei den zerstörten Toren der Dämmerung meine Leiche gesehen? Nein. Jetzt diene ich Krassus und führe zusammen mit ihm Nicholas' glorreiches Werk fort. Aber zunächst einmal werde ich dich in die Höhle zurück-

bringen. Und diesmal wirst du nie wieder von dort entkommen, das verspreche ich dir.«

Während er sprach, fuhr er ihr mit seinen langen spitzen Fingernägeln über die Wange. »Du warst immer meine Favoritin.« Ein seltsamer Ausdruck trat in sein Gesicht. Er beugte sich noch näher zu ihr.

»Und noch etwas, meine Liebe«, sagte er. »Krassus hat mich freundlicherweise mit einem Latenzzauber belegt, der es mir nun nach dreihundert Jahren vergeblichen Bemühens endlich gestatten wird, dich auch zu schwängern. Ich kann es gar nicht erwarten, zu sehen, wie unsere Kinder aussehen werden.« Er richtete sich wieder auf, wobei sich sein Gewand auf obszöne Weise öffnete.

»Bevor wir allerdings von hier aufbrechen, werde ich dich gleich hier in diesem Bett nehmen«, fuhr er fort. »Eine passende Beleidigung für Wigg, meinen liebsten Feind, findest du nicht? Mich wieder an seiner einzigen Tochter zu erfreuen, mitten im Zentrum seiner Macht! Und da die beiden Magier und der Erwählte nicht da sind, gibt es hier auch niemanden, der mich daran hindern könnte. Und wer weiß – vielleicht empfängst du heute Abend sogar, hier im Königspalast! Wäre das nicht von geradezu köstlicher Ironie?«

In hilflosem Entsetzen sah sie zu, wie er sein Gewand ganz zurückschlug. Dann liebkostete er ihr von neuem das Gesicht.

»Es wird genauso sein, wie du es in Erinnerung hast«, sagte er. »Lange und langsam, wieder und wieder. Und diesmal, meine Süße, wird es in alle Ewigkeit so weitergehen. Vielleicht gebe ich dir sogar dein Sprechvermögen zurück, damit ich dich leise wimmern hören kann. Sicher entsinnst du dich noch, wie sehr ich es immer genossen habe, dich weinen zu hören.«

Ragnar streckte einen Finger aus und zeigte auf das

Oberteil ihres Kleides. Sie hörte ein reißendes Geräusch. Als sie nach unten schielte, sah sie voller Entsetzen, wie ihr Kleid langsam von oben bis unten aufgeschlitzt wurde. Sie konnte noch nicht einmal vor Angst zittern, da ihr Körper in das unnachgiebige magische Geflecht des Monsters gebannt war.

Mit funkelnden Augen kniete Ragnar sich neben das Bett und fing an, ihr mit seiner feuchten, rosafarbenen Zunge über die Innenseite des Schenkels zu lecken.

Schreiend sprang Celeste aus dem Bett und fiel zu Boden. Einen Augenblick lang kauerte sie schwer atmend auf der Erde, während ihr der Schweiß über das Gesicht lief. Dann wagte sie es endlich, sich im Zimmer umzusehen.

Erstaunlicherweise war alles so, wie es sein sollte. Die Fenster standen auf, draußen säuselte der Nachtwind in den Bäumen. Die Helferlinge hatten ihre Lagerfeuer angezündet, deren Schein zum dunklen Himmel hochstrahlte.

Und kein Ragnar war da. Das Ganze war nur ein weiterer Albtraum gewesen.

Voller Scham senkte sie den Kopf und brach in heftiges Schluchzen aus. Ob sie wohl jemals von ihren entsetzlichen Erinnerungen frei sein würde? Nach einer Weile stand sie auf und ging mit wackeligen Beinen zum Spiegel. Langsam hob sie den Kopf, um die Fremde zu betrachten, die ihr aus dem Glas entgegenstarrte. Die Augen waren gerötet, die langen Haare zerzaust, der ganze Körper zitterte auf unkontrollierbare Weise. Sie schlug die Hände vors Gesicht, um nichts mehr sehen zu müssen.

Obwohl er tot ist, schafft er es nach wie vor, dir so etwas anzutun, hörte sie eine innere Stimme flüstern. Und plötzlich folgten diesen Worten noch andere – trotzig, herausfordernde Worte, die ihr Leben nach dreihundert Jahren Qual endlich veränderten.

Aber das werde ich nicht länger zulassen!

Und dann geschah etwas in ihrer Seele.

Sie stapfte zur Tür, riss sie auf und rannte den Gang hinunter. Ihre Wut verlieh ihren Schritten Flügel. Als sie zu einer der Geheimgänge gelangte, die in die Festung hinunterführten, öffnete sie sie und eilte die Wendeltreppe hinab.

Ihre Wut war riesig. Sobald sie die Halle der Blutregister erreicht hatte, hämmerte sie gegen die Tür und beehrte lautstark Einlass.

Als die erschrockene Shailiha zur Tür kam, umarmte Celeste sie heftig und brach von neuem in Tränen aus.

Rasch schickte die Prinzessin Abbey und Lionel fort. Dann setzten sich die zwei Frauen zusammen und sprachen miteinander, bis der Morgen graute.

EINUNDdreissigstes Kapitel

Die Finsternis schien undurchdringlich. Kein Laut war zu hören. Soweit der Obermagier es zu beurteilen vermochte, konnte dieser Ort entweder sehr klein oder unermesslich groß sein. Da er nicht wusste, was unter ihnen lag, wagte er es nicht, den Zauber aufzuheben, der sie durch die Luft gleiten ließ. Schwerelos schwebend, aller Sinne beraubt, überlegte Wigg, ob man, wenn man tot war, wohl auch ein ähnliches Gefühl haben mochte.

Er konnte die eigene Hand nicht vor Augen sehen. Nur das Knarren von Faegans Rollstuhl, den der verkrüppelte Magier hierhin und dorthin drehte, weil er sich bemühte, irgendetwas zu erkennen, verriet Wigg, dass er nicht allein war.

Als Faegan die Hand hob, um für Licht zu sorgen, fing der Unvergleichliche genau wie vorhin an zu leuchten und tauchte den Raum in vibrierendes rotes Licht.

Die Steinkammer, in der sie sich befanden, war in keiner Weise bemerkenswert. Man hätte sie sogar enttäuschend nennen können. Sie schien nichts als ein kleiner, viereckiger, aus dem Fels gehauener Raum mit niedriger Decke zu sein. Nachdem sie einander angesehen und sich zugenickt hatten, ließen sie sich gemeinsam auf den Fußboden sinken.

Als sie ihn mit den Füßen berührten, schoss ein azurblauer Lichtstrahl von der Decke und beleuchtete ein Loch im Boden, von dem eine Wendeltreppe nach unten führte, die gerade bereit genug für Faegans Rollstuhl war. Die Stufen verloren sich in der Finsternis.

Wigg holte tief Luft und sah Faegan an. »Nach Euch!« sagte er.

Faegan schwebte mit seinem Stuhl zum Loch und ließ ihn in die Tiefe sinken, wobei die Räder an der Wand entlangscharren. Seufzend machte sich Wigg ebenfalls an den Abstieg.

Die Wendeltreppe war äußerst eng und wurde von soliden Steinmauern begrenzt, die das Gefühl des Eingesperrtseins noch erhöhten. Es war so, als säße man in einer engen Steinröhre in der Falle. Wie Tristan hasste der Obermagier es, irgendwo eingeschlossen zu sein. Je weiter er nach unten ging, desto größer wurde sein Unbehagen. Die Luft wurde immer kälter und roch feucht und muffig.

Nach einer Weile blickte Wigg auf, um abzuschätzen, wie weit sie schon gekommen waren. Was er sah, ließ ihn jedoch bestürzt innehalten.

Das Loch zum Treppenschacht hatte sich geschlossen, sodass sich wenige Inch über seinem Kopf nichts als eine Decke aus Stein befand. Und auch die Stufen, die sie gerade heruntergekommen waren, schienen verschwunden. Stattdessen hatte sich unmittelbar hinter Wigg eine Steinmauer materialisiert, die ihnen den Rückweg versperrte.

Wigg kam sich wie eine Ratte in der Falle vor. Trotz der kalten Luft brach ihm der Schweiß aus, und sein Unbehagen nahm von Sekunde zu Sekunde zu. Faegan hatte offenbar nichts von ihrer misslichen Lage bemerkt, denn er setzte seinen Weg nach unten unbeirrt fort.

Wigg ging eine weitere Stufe hinunter. Als er einen Blick über die Schulter warf, stellte er fest, dass die Wand hinter ihm lautlos nachgerückt war, während die Stufe, auf der er zuletzt gestanden hatte, verschwunden war. Auch die Decke hatte sich ein weiteres Stück herabgesenkt. Irgendjemand oder irgendetwas wollte, dass die beiden Magier nach unten gingen.

»Ich glaube, Ihr solltet Euch einmal umdrehen und nach oben schauen«, sagte Wigg zu Faegan.

Der andere tat, wie ihm geheißen. Sein Gesicht nahm einen beunruhigten Ausdruck an. Er sagte jedoch nichts, sondern setzte seinen Weg nach unten fort. Wigg folgte ihm.

Nach unendlich langer Zeit erreichten sie einen weiteren, schlichten, viereckigen Raum aus Stein, der noch kleiner war als der erste und kaum Platz für sie beide bot. Türen oder weitere Löcher im Boden waren nirgendwo zu sehen.

In diesem Augenblick schoss dem Obermagier ein erschreckender Gedanke durch den Kopf. Als er sich umdrehte, fand er seinen Verdacht bestätigt. Die Treppe, die sie gerade heruntergekommen waren, war verschwunden. Nur die Wand gab es noch, die ihnen auf so unheimliche Weise gefolgt war. Die einzige Lichtquelle war der Unvergleichliche, der jetzt noch heller zu leuchten schien als zuvor.

Die Stille in der Kammer war bedrückend, die Luft dünn. Wigg gab sich alle Mühe, nicht darüber nachzudenken, wie es wäre, in dieser engen Steinkammer zu sterben.

Plötzlich erschien vor ihnen ein dünner azurblauer Lichtstreifen in der Luft. Er schlängelte sich auf die Wand zu und presste sich in Form eines mannshohen Rechtecks gegen den Stein. Das Innere des Rechtecks leuchtete. Dann verschwand das Licht und der betreffende Teil der Wand löste sich auf.

In der Türöffnung stand eine große, reglos schweigende Gestalt. Ein dunkler Umhang verhüllte den Körper, Kopf und Gesicht blieben unter einer Kapuze verborgen. In einer Hand hielt die Gestalt einen langen, knorrigen Stab aus Holz. Als Wigg genauer hinsah, bemerkte er, dass diese Hand nur aus Knochen bestand.

»Wer seid Ihr?«, fragte Wigg.

»Ich bin die Hüterin der schwimmenden Gärten«, erwiderte eine Frauenstimme, die uralte klag. »Aber Ihr kommt zu einem ungünstigen Zeitpunkt, denn die Gärten sind nicht mehr das, was sie einst waren.«

Faegan schob seinen Stuhl ein Stück näher an die Gestalt heran, die sich nicht von der Stelle rührte.

»Und wie kommt das?«, fragte er gespannt.

»Verratet mir zunächst«, sagte sie, »ob es vor kurzem eine Störung im Leben des Steins gegeben hat.«

»Ja«, antwortete Faegan. »Der tote Sohn des Erwählten wurde von den Häretikern auf die Erde zurückgeschickt. Er hat versucht, die ganze Macht des Unvergleichlichen in sich aufzunehmen, um den Häretikern die Rückkehr ins Land der Lebenden zu ermöglichen. Erst im letzten Augenblick ist es uns gelungen, ihn aufzuhalten und die Macht in den Stein zurückzuleiten, dorthin, wohin sie gehört.«

»Die Erwählten sind also endlich gekommen?« Sie schwieg eine Weile. Wie ein Leichentuch hüllte die Stille in der Kammer sie alle ein. »Sagt«, fuhr sie endlich fort, »sind die Erwählten jetzt *Jin'Sai* und *Jin'Saiou*?«

»Was sollen diese Ausdrücke bedeuten?«, fragte Faegan.

»Ihr wisst es also nicht«, erwiderte die Hüterin leise. »Aber eines Tages werdet Ihr es erfahren. Nach Äonen des Wartens kann endlich die Aufgabe in Angriff genommen werden, die beiden Seiten der Magie miteinander zu vereinen.« Ihre Stimme wurde immer leiser. »Vielleicht gelingt es den Operativa doch noch, zu siegen.« Wieder herrschte eine Zeit lang Schweigen.

»Ihr habt uns noch immer nichts über den Zustand der Gärten verraten«, sagte Wigg schließlich. »Wir brauchen dringend Eure Hilfe. Eine neue Bedrohung für die Operativa ist aufgetaucht, die die Macht hat, zur größten Gefahr zu werden, der wir uns je gegenübersehen.«

Die Gestalt glitt zu Faegans Stuhl hinüber. Sie streckte ihre Knochenhand aus und griff nach dem Unvergleichlichen, um ihn eingehend zu betrachten. Selbst aus nächster Nähe vermochte Faegan nichts unter der Kapuze zu erkennen. Nach einer Weile ließ sie den Stein wieder los.

»Die Gärten sind nicht mehr das, was sie einst waren, weil alle magischen Dinge ihre Nahrung aus der Kraft des Steins beziehen«, erklärte sie. »Als der Stein nach und nach abstarb, sind auch die Gärten, die ich hege, verkümmert. Erst seit kurzem gedeihen sie wieder. Deshalb kann es sein, dass das, weswegen Ihr hergekommen seid, nicht mehr existiert, aber wir werden sehen. Wie lautet Eure Bitte?«

»Helfershelfer der Destruktiva haben unsere Kräuter- und Ölvorräte miteinander vermischt«, sagte Faegan. »Sie müssen wieder voneinander getrennt, neu bestimmt und auf ihre Wirkkraft überprüft werden, damit unsere Kräuterfrau sie für ihre Seherflamme benutzen kann. Der Erwählte ist verschwunden, und wir müssen ihn finden. Außerdem suchen wir die Rolle der Operativa. Könnt Ihr uns helfen?«

»Wollt Ihr damit sagen, dass die Schriftrollen der Alten auf die Welt losgelassen worden sind?«, erwiderte sie.

»Ja«, antwortete Wigg. »Könnt Ihr uns sagen, warum sie so wichtig sind?«

»Nein«, entgegnete sie. »Dieses Wissen wurde mir nicht zuteil. Aber ich weiß, dass die Schriftrollen mindestens ebenso wichtig sind wie das Große Buch und der Unvergleichliche. Damit die Operativa fortbestehen können, müsst Ihr die Schriftrollen sofort an Euch bringen, sonst wird alles, was wir so lange zu erhalten versucht haben, untergehen.«

»Das Große Buch spricht von einem Preis der Seele, der für das Wissen, nach dem wir trachten, zu entrichten ist«, warf Faegan ein. »Was heißt das?«

»Wie lange seid Ihr zwei schon am Leben?«, fragte sie.

Die beiden Magier sahen sich verwirrt an. »Jeder von uns ist über drei Jahrhunderte alt«, antwortete Faegan. »Aber warum wollt Ihr das wissen?«

»Nur drei Jahrhunderte«, sinnierte sie. »Noch so jung.

Kleine Kinder im verworrenen Gewebe der Magie. Infolge Eurer Jugend kann es sein, dass Ihr nicht über die Erfahrungstiefe verfügt, die für diese Prüfung erforderlich ist. Das könnte Euch das Leben kosten.«

»Das verstehe ich nicht«, entgegnete Wigg. »Was hat unser Alter mit dem Preis zu tun, den Ihr verlangt?«

»Um zu bekommen, wonach Ihr trachtet, müsst Ihr einen Preis bezahlen, der nicht in Geld oder materiellen Dingen besteht. Die Bezahlung, die ich verlange, besteht darin, dass einer von Euch ein Stück seiner Seele hier zurücklassen muss. Zu diesem Zweck wird Euch auferlegt, das, was Ihr in Euerm Leben am meisten bereut, noch einmal zu durchleben, so als erlebtet Ihr es zum ersten Mal. Und je älter Ihr seid, desto größer ist die Chance, dass Ihr etwas bereut, das einen adäquaten Preis darstellt. Die seelischen Schmerzen, die Ihr empfindet, werden mit ebenso großen körperlichen Schmerzen einhergehen – im Herzen, dem Sitz solcher Reuegefühle. Und sollte Euer erlesenes Blut nicht stark genug sein, so wird Euer Herz zerspringen und Ihr werdet sterben. Wenn das geschieht, werdet Ihr diesen Ort nicht mehr verlassen. Mir ist klar, dass Eure Not groß ist. Deshalb wird auch der Preis hoch sein.«

»Woher wollt Ihr wissen, was jeder von uns am meisten bereut?«, fragte Faegan. »Wir könnten doch versuchen, Euch hinters Licht zu führen.«

»Das brauche ich nicht zu wissen. Das wisst nur Ihr.«

»Aber warum müssen wir solch einen furchtbaren Preis bezahlen?«, wollte Wigg wissen. »Warum könnt Ihr uns nicht einfach geben, was wir brauchen? Sind unsere Ziele nicht dieselben, nämlich die Erhaltung der Operativa?«

»Das vermag ich nicht zu sagen«, erwiderte sie. »Diejenigen, die vorausgingen, haben diese Kammern in der Hoffnung gebaut, dass sie nur von denen gefunden werden, die den Operativa anhängen. Doch in ihrer Weisheit haben sie

auch den Preis festgelegt, den es zu entrichten gilt, damit das, was man hier erhält, nicht leichtfertig hingenommen oder vergeudet wird. Die Natur des Preises setzt voraus, dass nur diejenigen mit ungewöhnlich starkem Blut die Prüfung überstehen, sodass sie auch imstande sind zu benutzen, was ihnen gegeben wurde. Wie Ihr bald sehen werdet, haben es viele von Euch im Laufe der Jahrhunderte versucht und sind gescheitert.«

»Wissen die Anhänger der Destruktiva von diesen Kammern?«, fragte Faegan, der vor Neugier platzte.

»Das spielt im Augenblick keine Rolle.«

»Warum nicht?«

»Weil der Besitz des Unvergleichlichen erforderlich ist, um hier eintreten zu dürfen, und sein gegenwärtiger Träger seid Ihr«, sagte sie. »Die anderen, die im Laufe der Äonen herkamen, um Antwort auf ihre Fragen zu erhalten, waren wie Ihr im Besitz des Steins. Es besteht die Hoffnung, dass die Erwählten nach all dieser Zeit endlich vollenden werden, woran so viele andere gescheitert sind, und dass sie gleichzeitig alles erfahren werden, was es über die Vergangenheit zu wissen gibt. Dann wird ein neues Zeitalter anbrechen.«

Mit Augen, die vor Neugier funkelten, spähte Faegan in die dunkle Tiefe ihrer Kapuze. »Seid Ihr eine von denjenigen, die vorausgingen?«, flüsterte er.

»Das bin ich, und das bin ich nicht«, orakelte sie. »Ich bin seit Äonen hier, auf ihr Geheiß. Wie Ihr sehen könnt, ist mein Fleisch von mir gefallen, doch mein Geist ist mir erhalten geblieben. Aber ich werde Euch verraten, dass ich vor Äonen eine Frau der Magie war. Sagt, üben in der Welt oben Frauen heute noch die Kunst der Magie aus?«

»Das war lange Zeit verboten, aber jetzt gibt es wieder solche Frauen«, antwortete Wigg. »Man nennt sie die Akolythinnen vom Fledgling House. Aber sie wurden erst

vor kurzem ausgebildet und sind über das ganze Land verstreut. Wir würden sie gern nach Tammerland rufen, wissen aber nicht, wie.«

Die Hüterin dachte einen Augenblick nach. »Wenn die Gefahr, die den Operativa droht, tatsächlich so groß ist, wie Ihr sagt, werdet Ihr diese Frauen brauchen«, stellte sie fest. »Ich würde vorschlagen, dass Ihr sie unverzüglich zurückruft.«

»Wie ich schon sagte«, entgegnete Wigg, »wir wissen nicht, wie.«

»Wenn Ihr die Rolle der Operativa gefunden habt, dann sucht darin nach der Formel, die den Fluss der Gedanken hervorruft«, riet sie ihm.

»Den Fluss der Gedanken?«, wiederholte Faegan. »Was meint Ihr damit?«

»Genug geredet«, sagte sie kategorisch. »Eure Fragen sind Legion, und ich habe Euch lange genug gewähren lassen. Es ist an der Zeit, dass Ihr Euch entscheidet. Seid Ihr bereit, für das, wonach Ihr trachtet, den erforderlichen Preis zu zahlen? Wisset, dass Ihr, wenn Ihr zustimmt und durch dieses Portal in meine Welt tretet, verpflichtet seid, Euch an die Abmachung zu halten. Es gibt kein Zurück.«

Faegan sah Wigg fragend an. Nach einer Weile nickte der Obermagier.

»Wir sind bereit«, sagte Faegan.

»Dann folgt mir«, befahl die Hüterin. Sie drehte sich um und ging in die Dunkelheit.

Zögernd traten Wigg und Faegan durch das Portal. Was sie auf der anderen Seite wohl erwarten mochte?

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

»Darf ich eine haben, Marcus?«, fragte Rebecca, aufgeregt hin und her zappelnd. »Bitte, Marcus«, bettelte sie und zupfte ihn am Ärmel seines Hemdes. »Darf ich?«

Marcus blickte die Straße auf und ab, in die er sie beide geführt hatte. Wie auf dem Markt der Händler wimmelte es hier von Passanten und Straßenverkäufern. Doch diese Gegend Tammerlands war weitaus ansprechender, vor allem aber sicherer. Der Ort, an dem sie sich befanden, hieß der Platz der Gefallenen Helden. Hier und da waren Marmorstatuen zu sehen, die zu Ehren derjenigen errichtet worden waren, die im Laufe der Jahrhunderte im Dienst der Krone den Tod gefunden hatten.

Neben Marcus stand die Schubkarre, die er bei dem Schuppen gefunden hatte, in dem er und seine Schwester lebten. In der Karre lag die Rolle. Für sein Alter war Marcus sehr kräftig. Dennoch konnte er die Rolle mit all ihren Goldverzierungen kaum anheben. Deshalb war es ein ausgesprochenener Glücksfall gewesen, als er die herrenlose Karre entdeckt hatte.

Der gemusterte Teppich, den sie gestohlen hatten, war fest um die Rolle gewickelt, damit niemand sie sah. In die offenen Enden des Teppichs hatte er Lumpen gestopft. Marcus hoffte, diese einfachen Maßnahmen würden ausreichen, um die Rolle zu verbergen – zumindest so lange, bis er mit dem Mann, den sie hier treffen sollten, handels-einig geworden war. Er betete zum Jenseits, dass die Rolle nicht wieder zu leuchten anfang, denn dann hätten sie gewaltige Schwierigkeiten bekommen.

Bei dem Mann, auf den er jetzt wartete, handelte es sich um einen Händler magischer Artefakte. Nachdem ihm Marcus die Rolle beschrieben hatte, war der Mann fast außer sich geraten. Er schien es gar nicht abwarten zu können, die Rolle in Augenschein zu nehmen. Bis gestern hatte Marcus gar nicht gewusst, dass es solche Händler überhaupt gab. Auf den Laden des Mannes war er rein zufällig gestoßen, als er wieder einmal unterwegs war, um Essen zu stehen. Hinterher hatte Marcus dann ein bisschen herumgehört und dabei erfahren, dass solche Geschäfte nach dem Tod der Magier des Direktoriums wie Pilze aus dem Boden geschossen waren und sich regen Zuspruchs erfreuten.

Einige dieser mit Magie handelnden Kaufleute schienen authentische Dinge anzubieten, andere nicht. Dass ihre Waren magischer Art war, behaupteten sie natürlich alle. Jedenfalls stand fest, dass seit dem Untergang der königlichen Garde und des Direktoriums kein Mangel an Leuten herrschte, die darauf aus waren, sich die Bedürfnisse einer souvenirhungrigen Bevölkerung zunutze zu machen. Viele Bürger waren auf morbide Weise darauf erpicht, etwas zu besitzen, das ein Hauch von Magie umwehte oder das angeblich in irgendeinem Zusammenhang mit dem untergegangenen Haus Galland stand. Es hieß, dass alles, was aus dem geplünderten Königspalast kam – und dessen Authentizität bestätigt worden war –, nahezu sein Gewicht in Gold einbringen würde.

Noch einmal blickte Marcus auf den zusammengerollten Teppich und dachte an das, was er barg. Er hatte nicht die geringste Ahnung, ob die Rolle aus dem Palast stammte, war sich indes sicher, dass sie magischer Art war. Nichts sonst würde derart leuchten, daran hegte er keine Zweifel. Und er wollte das Stück unbedingt zu Geld machen, damit sich Rebecca und er nicht länger verstecken mussten und ein neues Leben beginnen konnten.

Das hieß freilich nicht, dass er auch bereit war, die Rolle an den erstbesten Interessenten zu verkaufen. Deshalb hatte Marcus dem Mann, den sie heute treffen würden, klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass er ihnen lediglich einen Preis nennen solle und dass seine Schwester und er auch noch andere Angebote einholen würden, bevor sie ihre Ware endgültig verkauften. Wenn ein Angebot heute galt, dann würde es ja gewiss auch noch später gelten, nahm er an.

Trotzdem war Marcus so nervös, dass seine Hände zu schwitzen anfangen. Er griff in seine Tasche, um den kühlen, beruhigenden Griff seines Messers zu betasten.

»Nun sag schon Ja, Marcus!«, fing Rebecca wieder an zu betteln. »Sie kostet doch nur einen Kisa, und ich weiß, dass du ein paar in deiner Tasche hast. Ich habe sie vorhin klimpern gehört.«

Marcus lächelte seine Schwester an. Als er ihr dreckiges, zerlumptes Kleid und den Klumpfuß, über den sie sich nie beklagte, sah, zog es ihm das Herz zusammen.

Eigentlich hätte er es vorgezogen, alle Kisa, die er besaß, für Essen auszugeben. Außerdem war es nicht gerade leicht gewesen, das Geld zu bekommen. Fast den ganzen Nachmittag hatte er gestern an einer Straßenecke herumlungern müssen, bis er endlich das geeignete Opfer gefunden, es »aus Versehen« angerempelt und um sein Geld erleichtert hatte. Und dann waren es doch bloß vier Kisa gewesen.

»Willst du wirklich einen haben?«, fragte er. »Ich weiß, dass sie nur einen Kisa kosten, aber sonderlich viel bekommt man dafür ja nicht. Und ich habe schwer für das Geld gearbeitet, weißt du.«

Rebecca sah ihn mit jenem flehentlichen Blick an, dem er, wie sie wusste, nur selten zu widerstehen vermochte.

Wie sie erwartet hatte, gab Marcus endlich nach.

»Na schön«, sagte er lächelnd und griff in seine Tasche. »Aber nur eines. Verstanden?«

Freudig nickend schnappte sie sich die glänzende Goldmünze und rannte, gefolgt von Marcus mit seiner Karre, hinüber zu dem Stand.

Bei dem Stand handelte es sich um eine einfache überdachte Holzbude, in der eine uralte Frau saß, die sich um die Kunden kümmerte. Der junge Mann neben ihr war für die Ware verantwortlich. Dutzende kleiner Holzkäfige hingen von der Decke und standen auf dem Tresen. Während Rebecca die Käfige begutachtete, dachte Marcus lächelnd bei sich, was für eine unsinnige Sitte das war. Und eine schlechte Ausgabe obendrein. Trotzdem standen außer ihnen noch etliche andere Leute am Stand, die bereit waren, ihr Geld für das auszugeben, was die listige alte Frau anbot.

Jeder der Käfige enthielt eine Kehlherle. Die Vögelchen waren so klein, dass drei von ihnen bequem in die Hand eines erwachsenen Mannes passten. Ihren Namen verdankten sie vermutlich der leuchtenden Färbung, mit der ihr Hals geziert war. Das restliche Federkleid des Vogels war meist von weichem, gesprenkeltem Blau, obwohl es bisweilen auch variierte. Wegen ihrer schönen Singstimme waren sie als Haustiere sehr begehrt. Das harmonische Gezwitscher der fröhlich in den Käfigen umherspringenden Lerchen lockte immer mehr Neugierige an.

Lächelnd schüttelte Marcus den Kopf, als sich Rebecca eine graublaue Lerche mit tiefgrüner Kehle aussuchte. Nachdem sie der alten Frau die Münze gereicht hatte, nahm sie den Käfig an sich und kam zu ihrem Bruder herüber.

Wenn man solch einen Vogel erwarb, verpflichtete man sich stillschweigend, sofort nach dem Kauf die Käfigtür zu öffnen und den Vogel freizulassen. Anschließend musste der Käfig zum Stand zurückgebracht werden.

Natürlich wusste jedermann, dass die Vögelchen darauf dressiert waren, unverzüglich zu der alten Frau zurückzufliegen, wo sie von ihrem Helfer wieder in den Käfig ge-

sperrt wurden, um auf den nächsten Kunden zu warten. Doch das machte den Käufern nichts aus. Einem eutrakischen Brauch zufolge erfreute es das Herz und brachte Glück, ein eingesperrtes Wesen freizulassen, und sei es auch nur für einen Augenblick.

Der Brauch war erst nach dem Überfall des Bundes auf Eutrakien entstanden. Trauernde Hinterbliebene hatten damals damit begonnen, Vögel, die bereits in ihrem Besitz waren, freizulassen, um die dahingeshiedenen Seelen ihrer Lieben zu ehren und ihnen eine sichere Reise ins Jenseits zu wünschen.

Mit breitem Lächeln öffnete Rebecca vorsichtig die Käfigtür auf und ließ die Kehlherche heraus.

Der Vogel stieß ein kurzes, helles Zwitschern aus und flog sofort zu dem Stand zurück, um auf dem Tresen zu landen. Rebecca drehte sich zu ihrem Bruder zurück. Ihre Augen waren feucht. Niemand brauchte Marcus zu sagen, an wen sie beim Öffnen der Käfigtür gedacht hatte.

»Fühlst du dich jetzt besser?«, fragte er leise.

Sie nickte bloß. Dann hinkte sie mit dem leeren Käfig zum Stand zurück. Während er ihr nachsah, dachte Marcus bei sich, wie sehr er sie liebte – und dass er alles für sie tun würde, damit sie im Gegensatz zu den Vögelchen im Käfig frei blieb. In diesem Augenblick riss ihn eine tiefe Männerstimme aus seinen Gedanken.

»Guten Tag. Wie ich sehe, bist du pünktlich zur Stelle. Das schätze ich bei einem Geschäftsmann. Zeigt die reellen Absichten, sage ich immer.«

Marcus drehte sich dem großen, korpulenten Mann mit silbernem Haar zu. Er hieß Gregory aus dem Hause Worth, war teuer gekleidet und hatte blitzenden Goldschmuck an den Fingern und Handgelenken. Seinen energischen Mund zierte ein dichter weißer Schnurrbart. Seinen dunklen, habgierigen Augen schien nicht das Geringste zu entgehen.

Schon bei ihrer ersten Begegnung hatte Marcus den Mann für einen gewieften Burschen gehalten. Nachdem er ein paar Erkundigungen eingezogen hatte, hatte er jedoch erfahren, dass Worth als ehrlich zu gelten schien. Obwohl er erst zwölf war, wusste Marcus bereits, dass das erste Angebot, das jemand machte, nie das beste war. Und er hatte nicht die Absicht, sich übers Ohr hauen zu lassen. Außerdem hatte er einen ganz bestimmten Plan.

Worth warf einen Blick auf den Teppich, der in der Karre lag, und verzog angewidert das Gesicht.

»Offenbar haben wir uns nicht verstanden«, sagte er verschlagen. »Ich bin nicht hergekommen, um einen Teppich zu kaufen.«

»Na, wie gut«, antwortete Marcus mit ruhiger Stimme. »Ich habe nämlich auch gar keinen zu verkaufen.«

Worth grinste. Mittlerweile hatte sich Rebecca zu ihnen gesellt.

»Seid Ihr allein?«, fragte Marcus den Mann. Ihm war klar, dass dies eine törichte Frage war, denn wenn Worth Helfershelfer mitgebracht hatte, um Marcus zu berauben, dann hätte dieser sie ohnehin nicht erkennen können. Doch er war auch nicht auf ein zuverlässiges Wort aus, sondern hoffte vielmehr, mit dieser Frage einen bestimmten Ton anzuschlagen.

»Natürlich«, erwiderte Worth und hakte seine Daumen in die teure glänzende Weste, die seinen gewaltigen Bauch umspannte. »So war es doch abgemacht, nicht wahr?« Nach einem weiteren Blick auf den Teppich lächelte er und zwirbelte das eine Ende seines Schnurrbarts. »Es ist da drin, nicht wahr?«

Nachdem sich Marcus überzeugt hatte, dass niemand in der Nähe stand, winkte er Worth und Rebecca dichter an die Karre heran. Dann entfernte er vorsichtig die Lumpen aus dem Teppich, packte die goldene Stange und zog das

Ganze ein kleines Stück heraus. Das reichte aus, um Worth einen Vorgeschmack auf die Herrlichkeiten zu geben, die Marcus ihm versprochen hatte.

Worth keuchte erstaunt auf. Solch einen Schatz der Magie hatte er noch nie zu Gesicht bekommen. Nach seinem Dafürhalten war das Ganze gut das Zehnfache dessen wert, was er insgesamt in seinem Laden hatte. Allein die goldene Stange und die Endknäufe waren schon ein Vermögen wert, ganz zu schweigen von dem historischen Wert des alt-eutrakischen Manuskripts.

Als Marcus merkte, dass es ihm gelungen war, Worths Appetit anzuregen, schob er die Rolle rasch in den Teppich zurück. »Wie viel?«, fragte er, indem er ohne Umschweife zur Sache kam.

Schwitzend fuhr sich Worth mit seinem dicken Zeigefinger über die Innenseite seines Hemdkragens. »Sechs ... sechstausend Kisa«, stammelte er.

Marcus wurde ganz schwummerig zumute. Sechstausend Kisa waren eine ungeheure Summe – mehr als er in seinem ganzen Leben mit ehrlicher Arbeit hätte verdienen können. Trotzdem versuchte er, gelassen zu bleiben.

»Zwölf«, gab er zurück. Rebecca riss die Augen auf. Offenbar hatte ihr Bruder den Verstand verloren.

»Du hast gerade deinen Preis verdoppelt!«, empörte sich Worth. »So verhandeln wir da, wo ich herkomme, nicht miteinander.«

»Dann kommen wir beide offenbar von woanders her«, konterte Marcus. »Außerdem habe ich meinen Preis nicht verdoppelt. Ich hatte gar keinen festgelegt. Ich habe lediglich Euer Angebot verdoppelt. Das spart Zeit.«

Nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, zog er den Teppich ein kleines Stück zurück, sodass der goldene Endknopf in der Sonne aufblitzte. »Ihr stiehlt mir nur die Zeit. Außerdem seid Ihr nicht der einzige Artefaktenhändler

hier in Tammerland.« Er sah dem Mann unverwandt in die Augen. »Der Preis ist gerade auf vierzehntausend hochgegangen.«

»Zehn«, hörte Worth sich sagen.

»Sechzehn.«

»Dreizehn«, antwortete Worth, der sein eigenes Angebot kaum zu fassen vermochte.

»Ist das Euer letztes Angebot?«, fragte Marcus, der dem Gesicht des Mannes ansah, dass dieser kurz davor war, zu resignieren.

»Ich fürchte ja«, erwiderte Worth. »Mehr habe ich einfach nicht.«

»Dann werde ich es in Erwägung ziehen«, sagte Marcus. »Aber wie ich Euch schon sagte, ich werde auch noch mit anderen Interessenten sprechen.« Nachdem er die Lumpen wieder in den Teppich gestopft hatte, packte er die Griffe der Schubkarre.

Nervös trat Worth einen Schritt auf ihn zu. »Aber wie erfahre ich denn, ob du mir den Zuschlag erteilst?«, fragte er. Seine Stirn war in Schweiß gebadet.

»Ich kenne ja schließlich Euern Laden«, antwortete Marcus. »Ihr werdet von mir hören. Und jetzt gehe ich. Wenn Ihr die Rolle jemals wieder sehen wollt, solltet Ihr den Platz in entgegengesetzter Richtung verlassen.«

Worth nickte. »Aber wenn mich jemand überbietet, gibst du mir doch die Chance, ein besseres Angebot zu machen, ja?«, fragte er verzweifelt.

Marcus grinste. »Warum sollte ich?«, entgegnete er. »Ihr habt doch gerade gesagt, dass Ihr nicht mehr als dreizehntausend Kisa besitzt.«

Marcus beobachtete, wie der Händler bedrückt davonzog. Wie geplant gingen er und Rebecca in die Richtung, die ihrem Schuppen entgegengesetzt war, tauchten in eine Gasse ab und warteten dort längere Zeit. Als sie sicher waren, dass

sie nicht verfolgt wurden, machten sie sich auf den Heimweg. Marcus schwirrte der Kopf, wenn er sich vorstellte, dreizehntausend Kisa in die Hände zu bekommen. Er wusste jedoch auch, dass er ein gefährliches Spiel spielte und dass sein Glück nicht ewig anhalten konnte.

In diesem Augenblick leuchtete die Rolle.

Durch die in den Teppich gestopften Lumpen drang azurblaues Licht. Beunruhigt beschleunigte Marcus seinen Schritt und lief so schnell, wie es mit der neben ihm herhinkenden Becca nur ging. Als einer der Lumpen aus dem Teppich fiel, warf Marcus einen Blick zum Himmel. Es dunkelte bereits.

Es käme dem reinsten Wunder gleich, wenn in der abendlichen Finsternis niemand das Licht bemerkte.

Grizelda, Krassus und Janus standen auf dem Dach der Zittadelle und beobachteten, wie die blaue Seherflamme in der Dunkelheit hin und her tanzte. Als Grizelda noch ein paar der im Schattenwald gestohlenen Kräuter ins Feuer warf, nahm das Sichtfenster allmählich Gestalt an.

Grizelda war erschöpft. Krassus bestand darauf, dass sie ihre Seherflamme alle zwei Stunden konsultierte. Das war bereits der achte Versuch. Trotzdem gab sie sich alle Mühe durchzuhalten.

Als das Sichtfenster deutlicher wurde, veränderte es die Form und wurde ein ungleichmäßiger Kreis. Innerhalb dieses Kreises war nicht nur einer der Goldknäufe der Rolle zu sehen, sondern auch das, was sich dahinter befand. Offenbar war die Rolle zum Teil verhüllt, jemand trug sie durch die Stadt. Aber durch welche?

Und dann sah Krassus endlich etwas, das unverkennbar war, nämlich eine Gruppe von Statuen. Das war also zweifellos der Platz der Gefallenen Helden. Die Rolle befand sich in Tammerland. Er hatte es geschafft!

Rasch wurde seine Freude jedoch von Furcht verdrängt. Dass die Rolle sich ausgerechnet in *der* Stadt befinden musste, in der die Magier der Festung wohnten! Er wusste, dass auch Wigg, Faegan und Abbey mit aller Kraft versuchen würden, die Rolle zu finden, vermutlich mit derselben Methode, die er anwandte. Gewiss, er hatte ihnen eine Schlappe beigebracht, indem er die restlichen Kräuter und Öle im Schattenwald hatte vernichten lassen. Doch die Magier waren ungemein schlau, was bedeutete, dass er keine Zeit verlieren durfte. Er wandte sich Janus und Grizelda zu.

»Ihr zwei werdet mit dem ersten Schiff, das zur Verfügung steht, nach Tammerland segeln«, befahl er. »Nehmt genügend Kräutervorräte mit, damit Ihr die Rolle so oft wie möglich orten könnt. Wie Ihr das Ganze anstellt, ist mir gleich – Hauptsache, Ihr bringt sie in die Zitadelle! Geht im Cavalon-Delta vor Anker und fahrt mit einem Boot den Sippora hoch. Während Eurer Abwesenheit muss Eure Mannschaft unter Deck bleiben. In Tammerland hat man noch nie Sklavenhalterdämonen gesehen, und ich will, dass diese Sache in aller Stille erledigt wird, ohne dass es zu einem Aufruhr kommt.«

»Ihr werdet uns nicht begleiten, Gebieter?«, fragte Janus.

»Das ist allerdings nicht möglich«, erwiderte Krassus. »Ich muss mich um Wulfgar und andere wichtige Dinge kümmern. Die Auffindung der Rolle überlasse ich Euch. Enttäuscht mich nicht!«

Dann wandte er sich an seine Kräuterfrau. »Grizelda, glaubt nicht, dass es Euch gelingen könnte, mir zu entkommen, bloß weil Ihr eine Zeit lang fern von mir seid. Ich habe Euch einmal gefunden, ich würde Euch auch ein zweites Mal finden. Und dann würde ich Euch ganz langsam töten. Habt Ihr das verstanden?«

Als er sich zu Janus umwandte, fiel ihm noch etwas ein.

»Wenn Ihr den Dieb der Rolle gefunden habt, dann tötet ihn«, sagte er.

Die Kräuterfrau beugte unterwürfig den Kopf, während Janus nickte.

Nachdem die Seherflamme gelöscht worden war und Janus und Grizelda sich verabschiedet hatten, trat Krassus langsam zum Rand des Daches und blickte aufs Meer der flüsternden Stimmen hinaus. Die drei Monde hatten sich gerundet und tauchten das Meer in rosarotes Licht. Da es so gut wie windstill war, wirkte der Ozean wie eine magentafarbene Glasplatte.

Nachdem er seine Hände unter die Ärmel des zweifarbigen Gewandes geschoben hatte, drehte er sich um und ging die Treppe hinunter.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Tristan saß in Tyrannys Kabine und blickte besorgt auf die auf dem Sofa liegende Kapitänin. Neben ihr stand der allgegenwärtige Scars, der ebenfalls beunruhigt dreinblickte. Sie hatte tapfer gekämpft, war jedoch verwundet worden und hatte so viel Blut verloren, dass sie jetzt in Ohnmacht gefallen war. Tristan und Scars hatten sich um sie gekümmert, so gut sie es vermochten. Anschließend hatte Scars Tristans Schulterwunden gesäubert und verbunden. Dann hatten sie gewartet.

Es hatte einige Zeit gedauert, bis sie wieder zu sich gekommen war. Als gute Kapitänin hatte sie zuerst gefragt, wie hoch die Verluste unter der Mannschaft waren. Dann hatte sie sich sofort nach dem Zustand der drei Schiffe erkundigt.

Scars berichtete, dass ihre kleine Flotte in schlechtem Zustand sei. Die *Rache des Volkes* hatte fast ein Viertel ihrer Besatzung verloren. Eine große Anzahl Matrosen war verwundet worden, lebte aber noch. Viele der Segel und ein großer Teil der Takelage waren so zerfetzt worden, dass sich der Schaden nicht mehr beheben ließ. Über die Hälfte der Spieren waren vollständig zerstört.

Den anderen beiden Schiffen war es nicht besser ergangen. Scars hatte zwar angeordnet, mit Ausbesserungsarbeiten zu beginnen, doch diese konnten nur bis zu einem gewissen Grad vorgenommen werden. Sie brauchten also Hilfe. Aber wo sollten sie diese hier, mitten auf dem Meer der flüsternden Stimmen, herbekommen?

Benommen setzte sich Tyranny auf und trank einen

Schluck von dem Wein, den Tristan ihr hinhielt. Dann schob sie sich eins ihrer Zigarillos zwischen die Lippen und ließ sich von Scars Feuer geben. Nachdem sie tief inhaliert hatte, blies sie den bläulichen Rauch in Richtung Kabinendecke.

»Was im Namen des Jenseits waren das für Wesen, die uns da angegriffen haben?«, fragte Tristan, der seine Neugier nicht länger zu zügeln vermochte. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

Tyranny trank einen weiteren Schluck Wein und rückte sich vorsichtig auf dem Sofa zurecht. »Wir nennen diese Kreaturen Kreischlinge«, erklärte sie. »Das war allerdings erst unsere zweite Begegnung mit ihnen. Scars hat sie so genannt, weil sie unmittelbar vor dem Angriff diese grässlichen Schreie ausstoßen. Sie machen diese Gewässer erst seit kurzem unsicher, ungefähr seit die Sklavenhalterdämonen in Farpoint auf Sklavenjagd gehen. Ich vermute, die Kreischlinge stammen aus der Zitadelle, aber mit Sicherheit weiß das niemand. Habt Ihr gesehen, wie sie leuchteten, kurz bevor sie über uns hergefallen sind? Das weist darauf hin, dass sie magischen Ursprungs sind. Aber welcher Magiekundige würde denn so grausam sein, solche Monster zu erschaffen und sie im Meer loszulassen?«

Krassus, dachte Tristan. Es konnte gar nicht anders sein. Er hatte etwas gebraucht, das seine Sklavenschiffe schützte und eventuelle Feinde attackierte. Zweifellos verdankte er die Fähigkeit, diese Kreaturen zu erschaffen, einem weiteren Latenzzauber, mit dem Nicholas sein Blut belegt haben musste. Tristan senkte den Kopf und schloss die Augen.

»Fühlt Ihr Euch nicht wohl?«, fragte Tyranny leise.

Er hob den Kopf und sah sie an. »Nein. Aber das ist gleich vorüber«, erwiderte er. Dann holte er tief Luft und zwang seine Gedanken, sich auf das gegenwärtige Problem zu konzentrieren.

»Ich habe beobachtet, wie viele der Kreischlinge vorsätzlich Segel, Spieren und Rahen zerstört haben«, sagte er. »Warum haben sie das getan, statt mit allen Kräften die Mannschaft anzugreifen?«

»Wie es scheint, sind sie sowohl klug als auch gut organisiert«, antwortete Scars anstelle der Kapitänin, die gerade einen Schluck Wein trank. »Sie wissen, dass sie in aller Ruhe zurückkommen und uns den Rest geben können, wenn unsere Schiffe ausreichend havariert sind. Und wenn wir diese Schiffe nicht wieder flott machen können, wird genau das passieren.«

Tyranny sah zu ihrem Obermaat hoch. »Wie viele Segel haben wir auf den Sklavenschiffen erbeutet?«, fragte sie hoffnungsvoll.

»Nicht annähernd genug«, erwiderte Scars. »Vor allem da wir drei Schiffe zu reparieren haben. Ich habe mir erlaubt, den Befehl zu geben, dass alle drei Schiffe miteinander vertäut werden, damit sie jetzt in der Nacht nicht auseinander treiben. Bald wird der Morgen grauen, dann geht es mit der Arbeit schneller voran. Aber selbst wenn wir damit fertig sind, werden wir bestenfalls dahinkriechen können. Sollten die Kreischlinge wieder über uns herfallen, werden wir eine leichte Beute für sie sein.« Er schwieg einen Augenblick.

»Das Beste wäre, Kurs auf die Sanktuariumsinsel zu nehmen und zu hoffen, dass wir sie erreichen, bevor die Kreischlinge zurückkommen«, schlug er vor. »Ich weiß, dass du das nicht hören willst, aber wir sind bereits schwer angeschlagen, Kapitänin. Wenn wir die Insel nicht rechtzeitig erreichen, könnte das den Todesstoß für uns bedeuten.«

Tyranny machte ein finsternes Gesicht. Dann sah sie zu ihrem gigantischen Obermaat hoch. »Bitte verlass uns jetzt«, sagte sie. »Ich muss mit unserem Freund hier allerlei besprechen. Wenn alle Reparaturen ausgeführt worden

sind, nimm Kurs auf die Sanktuariumsinsel. Selbst wenn wir, wie du es ausgedrückt hast, nur dahinkriechen – das ist immer noch besser, als wenn wir wie ein lebender Köder auf die Kreischlinge warten würden.«

Nachdem Scars der Kapitänin zugenickt und den Prinzen skeptisch gemustert hatte, verließ er die Kabine und schloss die Tür hinter sich. Tristan sah Tyranny mit einem teils verärgerten, teils auch verwirrten Gesichtsausdruck an.

»Auf was für eine Insel wollt Ihr mich denn da bringen?«, protestierte er. »Von der habe ich noch nie gehört!«

»Ihr könnt mir weiter ganz vertrauen, das schwöre ich«, versicherte ihm Tyranny. »An unserer Abmachung hat sich nichts geändert. Der Grund, warum Ihr noch nie von der Sanktuariumsinsel gehört habt, ist der, dass sie überhaupt nur sehr wenigen bekannt ist.«

»Dann klärt mich mal auf«, sagte er kurz.

Tyranny trank einen weiteren Schluck Wein. »Bitte geht zu meinem Schreibtisch und holt mir meine Seekarten.«

Tristan kam ihrer Bitte nach und legte ihr die zusammengerollten Karten auf den Schoß. Nachdem sie eine Weile darin herumgesucht hatte, breitete sie eine der Karten aus.

»Wir sind hier«, sagte sie und zeigte auf eine Stelle der Karte. »Und die Sanktuariumsinsel liegt nicht weit von unserem eigentlichen Kurs entfernt. Schaut!«

Sie fuhr mit dem Finger über die Karte, bis sie zu einer kleinen Insel gelangte, die wie ein gekrümmter Finger aussah. Mehrere natürliche Häfen säumten die Küste. Die Insel war mit dunklerer Tinte gezeichnet, so, als wäre sie erst vor kurzem auf ihrer Karte nachgetragen worden.

»Darf ich Euch die nur wenigen bekannte Sanktuariumsinsel präsentieren?«, sagte sie. »Scars hat sie aus dem Gedächtnis gezeichnet.«

»Aber wie ist denn das möglich?«, fragte Tristan. »Und warum müssen wir dorthin?«

Sie lehnte sich zurück und sah ihn unverwandt an. »Ihr habt doch gesagt, zwei Eurer Magier seien noch am Leben, nicht wahr?«

»Ja. Wigg, der ehemalige Obermagier des Direktoriums, und sein Freund Faegan aus dem Schattenwald. Wieso?«

»Weil Euer Direktorium angeblich für die Existenz dieser Insel verantwortlich ist«, erwiderte sie. »Zumindest einer Sage zufolge.«

Tristan setzte sich wieder auf seinen Stuhl. »Selbst wenn das, was Ihr sagt, stimmen sollte – was wollen wir denn dort?«, fragte er. »Warum können wir nicht einfach weiter in Richtung Delta segeln?«

Tyranny zog an ihrem Zigarillo und stieß den Rauch langsam aus. »Von hier bis zur Küste ist es noch ein weiter Weg«, antwortete sie. »Ein großer Teil der Gewässer, durch die wir müssen, wird von Kreischlingen und Sklavenhalterschiffen unsicher gemacht. Auf der Insel können wir Spieren und Segeltuch kaufen, vorausgesetzt wir sind in der Lage, das Ganze zu bezahlen. Ohne die erforderlichen Reparaturen würden wir ewig brauchen, um zum Delta zu gelangen, falls wir das überhaupt jemals schaffen würden. Das müsst Ihr mir glauben. Ich weiß, wovon ich rede.«

Ihre Miene verfinsterte sich wieder. Sie streckte die Arme aus und ergriff seine Hände, was sie noch nie zuvor getan hatte. »Mir gefällt es auch nicht, dort hinzufahren. Wenn es nicht so bitter nötig wäre, hätte ich auch nie den Befehl dazu gegeben. Und Scars hätte es nicht einmal vorgeschlagen, so tapfer er ist. Das ist ein sehr gefährlicher Ort. Bei meinen bisherigen Besuchen habe ich dort immer gute Männer verloren – Matrosen, die es vorzogen, auf der Insel zu bleiben, statt mit mir aufs Meer zurückzukehren. Es würde mir gar nicht behagen, noch mehr zu verlieren, aber jeder meiner Männer kann tun und lassen, was er will.« Sie wandte das Gesicht ab. »Allerdings gibt es auch einen per-

sönlichen Grund, warum ich es sonst vermeide, die Insel aufzusuchen ...«

Sie verstummte.

»Ihr könnt mir glauben«, fuhr sie fort, »dass jeder auf der *Rache des Volkes* ebenso schnell nach Hause möchte wie Ihr. Aber dazu brauchen wir mehr Segel, sonst schaffen wir es nie.« Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. »Es sei denn, Ihr möchtet wieder rudern.«

Tristan war beschwichtigt. Nichtsdestoweniger hatte er noch zahlreiche Fragen zu diesem Thema. »Aber wie kommt Ihr darauf, dass diese Insel etwas mit den Magiern zu tun haben könnte?«, fragte er. »Woher wollt Ihr denn das wissen? Warum ist die Insel so gefährlich? Und warum haben Eure Männer es vorgezogen, dort zu bleiben?«

Sie stieß ein Lachen aus. »Ihr hört Euch wie ein Schuljunge an!«

Vor Verlegenheit wurde Tristan rot.

Sie ließ seine Hände los. »Genug gefragt«, sagte sie. »Die Insel ist nur eine Tagesreise von hier entfernt, selbst beim gegenwärtigen Zustand unserer Schiffe. Ihr werdet also schon bald Antworten auf Eure Fragen erhalten. Und jetzt helft mir bitte aufzustehen. Mir ist noch immer schwindlig, aber ich muss auf Deck, um mein Schiff zu inspizieren. Sonst denkt die Mannschaft noch, ihre Kapitänin sei nicht mehr in der Lage, auf eigenen Füßen zu stehen.«

Tristan erhob sich und streckte ihr die Hand hin, um ihr hochzuhelfen. Als sie sich erhob, knickte ihr das linke, verwundete Bein weg, sodass sie gegen ihn fiel. Eine ganze Weile lang starrten sie einander befangen in die Augen. Dann drehte sich Tristan um und half ihr die Treppe hinauf.

VIERUNDREISSIGSTES KAPITEL

Nachdem Wigg und Faegan der uralten Hüterin durch das Portal gefolgt waren, hüllte sie wieder Dunkelheit ein. Nur der Unvergleichliche, der um Faegans Hals hing, spendete noch Licht. Kurz darauf blieb die Hüterin stehen und hob, ohne sich umzudrehen, warnend ihre weiße, fleischlose Hand.

»Bleibt dicht hinter mir und weicht nicht vom Weg ab«, befahl sie. »Der Abgrund auf beiden Seiten ist von unermesslicher Tiefe.«

Dann ging sie weiter, indem sie den Weg mit ihrem Holzstab ertastete. Vorsichtig folgten ihr die Magier. Auf allen Seiten wallte Nebel auf. Die Luft war so kalt, dass die Magier sehen konnten, wie ihnen der Atem aus dem Mund strömte. Obwohl sie noch immer zahlreiche Fragen quälten, sagte keiner von ihnen ein Wort.

Nach einer Weile holte Faegan eine Goldmünze aus der Tasche seines Gewandes und warf sie über den Rand des steinernen Pfads. Er schärfte sein Gehör auf magische Weise und wartete auf das Aufschlagen der Münze.

Das ausblieb.

Danach bewegten sich die beiden Magier noch vorsichtiger voran.

Endlich blieb die Hüterin stehen und bedeutete den Magiern, neben sie zu treten. Dann hob sie die Hände.

An der Decke glommen Leuchtsteine auf. Während ihr salbeigrünes Licht immer heller wurde, verblasste das Licht des Unvergleichlichen, bis der Edelstein schließlich in seinen üblichen Zustand zurückgekehrt war.

Faegan und Wigg sahen, dass sie in einer riesigen Höhle standen. Mitten in dieser Höhle lag ein kleiner See, dessen Wasser in der Farbe der Magie leuchtete. Vom See stieg Nebel auf und kroch über das zerklüftete Ufer.

Um den See ragten große schwarze Felsen auf, deren glitschige Oberfläche im Licht des Sees schimmerte. Am Ufer lag ein kleines Boot. Ruder waren nirgendwo zu sehen. Eine leichte Brise kräuselte das Wasser und zerzauste den Magiern die Haare.

Der azurblaue See erinnerte Wigg an das ebenso azurblaue Gewässer, das er in der Höhle des Unvergleichlichen gesehen hatte, kurz bevor man ihm und Tristan Blut abgezapft und sie zu Ragnar, Nicholas' Diener, gebracht hatte. Wie es wohl geschehen konnte, dass auch hier ein solches Gewässer entstanden war?

Wortlos trat die Hüterin zum Boot, schob es ins Wasser und nahm darin Platz. Dann hob sie den Stab und forderte die Magier auf, sich zu ihr zu gesellen. Nachdem Wigg rasch einen Blick mit Faegan gewechselt hatte, kletterte er als Erster ins Boot. Anschließend kam Faegan in seinem Stuhl zu ihnen geschwebt.

Die Hüterin, nach wie vor schweigsam, machte sich daran, das Boot mit ihrem Stab über den See zu staken, der in Nebel gehüllt war. Nach einer Weile teilte sich der Nebel, sodass die Magier die hintere Höhlenwand erkennen konnten, die schroff in den azurblauen See abfiel. In diese Wand waren mehrere runde, nebeneinander liegende Öffnungen geschnitten, aus denen eine leichte Brise wehte.

Vorsichtig steuerte die Hüterin das kleine Boot durch die mittlere Öffnung. Sie gelangten dann in einen dunklen Tunnel. Die Hüterin hielt kurz inne, um die knochige Hand zu heben und die Leuchtsteine anzurühren, die auch hier an der Decke angebracht waren. Obwohl ihr Licht sehr hell war, gab es bis auf einen langen Steintunnel nichts zu sehen.

Nach einer Weile meinte Wigg, einen azurblauen Schimmer ausmachen zu können, der auf das Ende des Tunnels schließen ließ. Die Hüterin hörte auf zu staken und das Boot kam langsam zum Stehen.

»Ihr sucht nach einem Weg, um die Kräuter und Öle der Magie zu sortieren, habt Ihr gesagt«, stellte sie mit ihrer krächzenden Stimme fest.

Als sich Wigg ihr zuwandte, vermochte er in den Tiefen ihrer Kapuze nach wie vor nichts als undurchdringliche Schwärze zu erkennen. »So ist es«, antwortete er.

»Nun gut«, erwiderte sie und stakte weiter. »Dann schaut!«

Als sie aus dem Tunnel herausfuhren, bot sich den Magiern ein derart majestätischer Anblick dar, dass sie fast in Tränen ausgebrochen wären.

Vor ihnen lag eine riesige Halle aus Stein, mindestens hundert Meter lang und hundert Meter breit. Hier gab es keinen Nebel. Das Wasser aus dem Tunnel ergoss sich in einen weiteren See, der in so hellem Azurblau leuchtete, dass dieses Licht die ganze Halle ausfüllte.

Als sie sich dem hinteren Ende der Halle näherten, kam ein abschüssiger Erddamm in Sicht, der die gesamte Wand einnahm und über und über mit den unterschiedlichsten Kletterpflanzen und Wurzeln bedeckt war. Der Damm war terrassenförmig angelegt. Auf jeder Stufe befanden sich Dutzende von kleinen Teichen mit azurblauem Wasser. Aus Löchern in der Felswand floss weiteres Wasser in die Teiche der ersten Terrasse, um von dort in die darunter liegenden Teiche zu strömen, bis es schließlich in den See gelangte.

In jedem Teich wuchsen magische Pflanzen in jeder denkbaren Farbe, deren Stängel und Blüten aus dem Wasser ragten. Während die Magier fasziniert auf diese Vielzahl schwimmender Gärten starrten, rochen sie auch die unglaublichen Düfte, mit denen die Luft geschwängert war.

Obwohl sich alle miteinander vermischten, war erstaunlicherweise doch auch jeder einzelne Duft deutlich wahrnehmbar.

Wenn diese Gärten nicht mehr das waren, was sie einst gewesen waren, wie mochten sie dann erst in ihrer Blütezeit ausgesehen haben? Schon ihre jetzige Schönheit war so unbeschreiblich, dass sich Wigg förmlich das Herz zusammenkrampfte.

»Die schwimmenden Gärten der Kammern der Buße«, flüsterte Faegan, außer sich vor Freude. »Das Große Buch hatte Recht. Es gibt sie tatsächlich!« Doch sein Entzücken schwand, als sich das Boot nicht auf die Gärten zu, sondern von ihnen fortbewegte.

»Wo bringt Ihr uns hin?«, fragte er besorgt. »Das, was wir brauchen, befindet sich doch dort, in den schwimmenden Gärten, oder?«

»Das tut es in der Tat«, erwiderte die Hüterin, während sie das Boot auf die Felswand zu ihrer Rechten steuerte. »Aber bevor ich Euch gebe, was Ihr braucht, muss einer von Euch jenen Preis bezahlen. Erst dann ist es mir gestattet, Euch in die Gärten einzulassen und Euch das, wonach Ihr sucht, zu geben.«

Wigg und Faegan sahen einander verzagt an, sagten jedoch nichts.

Als sie das Ufer erreicht hatten, stieg die Hüterin aus dem Boot und gebot den Magiern mit einer Geste, ihr zu folgen.

Vor einem rechteckigen, in die Felswand gehauenen Durchgang machte sie Halt und wandte sich zu den Magiern zurück.

»Nur einer von Euch darf die Kammer betreten«, sagte sie. Sie zeigte mit ihrer Knochenhand auf Wigg. »Und derjenige sollt Ihr sein«, fügte sie hinzu.

»Weshalb?«, fragte Wigg.

»Die Kräuter, die Ihr braucht, sind von äußerster Seltenheit«, antwortete sie. »Deshalb ist der Preis der Seele, den es dafür zu entrichten gilt, außerordentlich hoch. Von Euch beiden hat der Krüppel eine wesentlich geringere Überlebenschance. Ich spüre, dass es seinem Geist schon Mühe bereitet, die Schmerzen in seinen Beinen unter Kontrolle zu halten. Ihr werdet eher in der Lage sein, das, was Euch in der Kammer der Buße erwartet, zu ertragen – was keine Garantie dafür ist, dass Ihr auch überlebt. Aber die Entscheidung liegt ganz bei Euch.«

Wigg sah zu Faegan hinunter und nickte langsam. Wenn er hier und heute sterben sollte, dann mochte es sich ebenso verhalten. Aber was auch immer geschehen würde, dem Unvergleichlichen durfte nichts zustoßen.

Faegan sah mit feuchten, schuldbewussten Augen zu Wigg empor. »Tut mir Leid, mein Freund«, sagte er mit brechender Stimme. Dann schaute er auf den einfachen Holzstuhl hinab, der ihm Bewegungsfreiheit verschaffte und gleichzeitig sein Gefängnis war. »Ich habe viel weniger zu verlieren«, fügte er mit trauriger Stimme hinzu.

Wigg legte Faegan die Hand auf die Schulter. »Das ist schon in Ordnung«, sagte er leise. »Aber falls ich nicht zurückkommen sollte, dann tut bitte alles, was in Euren Kräften steht, um Celeste bei der Aussöhnung mit ihrer Vergangenheit zu helfen. Es wäre ein Trost für mich, zu wissen, dass sich mein ältester und bester Freund um sie kümmern wird. Und bitte sorgt auch für Abbey und die Erwählten.«

Faegan senkte den Kopf und nickte.

Wigg wandte sich der gesichtslosen Frau zu. »Ich bin bereit«, sagte er.

Sie drehte sich um und trat durch die Tür in die dahinter liegende Dunkelheit.

Der Obermagier holte tief Luft und folgte ihr.

FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL

»Ihr seid ja wahnsinnig!«, flüsterte Wulfgar, den Magier ungläubig anstarrend. »Selbst Ihr, hier in einer so wahnwitzigen Welt dieser bizarren Insel, über die Ihr gebietet, könnt nicht alles von dem glauben, was Ihr gerade gesagt habt! Und selbst wenn Ihr es glaubt, so sind diese Dinge doch einfach unmöglich! Was Ihr vorschlagt, ist monströs, und ich will nichts damit zu tun haben, hört Ihr? Nichts!«

Mit einem sanften Lächeln erhob sich Krassus von seinem Platz und stellte sich neben Wulfgar. Als er auf die nächtliche See hinausschaute, machte er die Lichter einiger Sklavenschiffe aus, die sich dem unterirdischen Kai näherten. Er zählte sie – es waren fünf. Wieder lächelte er. Mit Ausnahme des Schiffs, mit dem Janus und Grizelda abgesehelt waren, lag der Großteil seiner Flotte nun im Hafen. Und hier, im Schutz der Zitadelle, würde sie auch bleiben – zumindest fürs Erste.

Jetzt, da er Wulfgar gefunden hatte, bestand auch keine Notwendigkeit mehr, weitere *R'talis*-Sklaven gefangen zu nehmen. Schon zuvor hatte Krassus über mehr Gefangene mit erlesenem Blut verfügt, als er brauchte, um den eher geheimnisvollen Teil von Nicholas' Plänen in die Tat umzusetzen. Auch an *Talis*-Sklaven bestand für den Magier kein weiterer Bedarf, obwohl sie zu einem völlig anderen Zweck hergebracht worden waren. Daher hatte er Janus angewiesen, die Jagd nach Sklaven in Eutrakien einzustellen. Bald würden seine gesamte Flotte und die meisten der Sklavenhalterdämonen und Konsuln wieder in der Zitadelle sein, um seiner Befehle zu harren.

Schon der erste Blick, den Krassus beim Betreten dieser Gemächer auf Wulfgar geworfen hatte, hatte ihn zutiefst zufrieden gestellt. Aus den haselnussbraunen Augen des großen, breitschultrigen, muskulösen Wulfgar sprach nicht nur der ihm angeborne Geist, sondern auch die Kraft seines Blutes, das von einzigartiger Erlesenheit war. Sein markantes Gesicht schien zwar nicht das, was man im klassischen Sinne als attraktiv bezeichnen konnte, strahlte aber jene trotzig entschlossene Ausstrahlung aus, die auch den beiden anderen Sprösslingen der verstorbenen Königin Morganna eignete.

Krassus konnte es kaum erwarten, herauszufinden, wie stark Wulfgars Blut tatsächlich sein mochte.

Doch zunächst musste er die Rolle der Destruktiva konsultieren.

In den letzten zwei Stunden hatte Krassus dem ungläubig vor ihm sitzenden Mann in groben Zügen seine Pläne umrissen, ihm gesagt, weshalb er hier hergebracht worden war und was mit all den anderen Gefangenen, sowohl mit den *Talis*- als auch mit den *R'talis*-Sklaven, geschehen sollte. Einiges davon, so hatte der Magier berichtet, setzten die Konsuln unter seiner Aufsicht bereits in die Tat um.

Im Laufe von Krassus' Ausführungen war der Ausdruck des Entsetzens in Wulfgars Gesicht immer mehr dem von lodernder Wut gewichen. An einer Stelle hatte er sogar versucht, den Magier anzugreifen. Doch Krassus hatte ihn natürlich in seine Schranken gewiesen und ihm auf schmerzhafteste Weise demonstriert, wie falsch es war, sich gegen ihn aufzulehnen. Danach war Wulfgar schäumend vor Wut auf dem Balkon auf und ab gelaufen und hatte sich notgedrungen die unglaublichen Pläne des Magiers mit dem langen weißen Haar und dem seltsamen graublauen Gewand angehört.

Krassus hatte durchaus erwartet, dass sich Wulfgar so be-

nehmen würde. Er wäre sogar bitter enttäuscht gewesen, wenn sich der Sohn von Morganna anders verhalten hätte. Jedoch wusste er auch, dass sich Wulfgars Gefühle bald wandeln würden. Und dagegen würde Wulfgar selbst ganz und gar nichts tun können.

Als Krassus Wulfgar erklärt hatte, dass er eigentlich der unehelich geborene Halbbruder von Tristan und Shailiha, den beiden Erwählten, sei, war Wulfgar in ein Lachen ausgebrochen und hatte den Magier als verrückt bezeichnet. Doch nachdem ihm Krassus vom Waisenhaus erzählt und berichtet hatte, dass er von einem Paar namens Jason und Selene aus dem Hause Merrick an Kindes statt angenommen worden sei, hatte Wulfgar seine höhnische Haltung nach und nach abgelegt. Als Krassus ihm dann auch noch die Blutsignaturen aller drei Kinder Morgannas gezeigt und ihm erklärt hatte, was für eine magische Bewandnis es damit hatte, war Wulfgar seltsam still geworden.

»Warum Serena?«, fragte der inzwischen ruhiger gewordene Wulfgar schließlich.

»Wie meint Ihr das?«, gab nun Krassus freundlich zurück.

»Es war mehr als deutlich, dass dieser Janus uns unbedingt zusammenbringen wollte«, antwortete Wulfgar. »Obwohl ich nie um eine Frau gebeten hatte, war sie plötzlich da, wurde mir förmlich aufgedrängt. Und ich kann nicht leugnen, dass die Rechnung aufgegangen ist. Wir beide mögen uns sehr. Aber das dürftet Ihr ja wohl bereits wissen. Nun verratet mir auch, warum es für Euch so wichtig war, dass wir zusammenkommen?«

»Ich selbst habe Serena für Euch ausgesucht, ganz wie der verstorbene Sohn des Erwählten es mir befohlen hat, kurz bevor sein Versuch fehlschlug, die Tore der Dämmerung einzurichten«, antwortete Krassus. »Serena ist nicht nur ausgesprochen schön, sondern auch sehr klug. Die

Qualität ihres erlesenen Blutes macht sie zu einer geeigneten Gefährtin für Euch. Ihr Blut hat eine Quote von drei, was als sehr hoch gilt. Außerdem hat ihre Blutsignatur genau wie die Eure eine ausgeprägte Linkslastigkeit, was sie noch geeigneter für Euch macht. Doch von all diesen Dingen weiß sie natürlich noch nichts.«

Wulfgar zog ein finsternes Gesicht, als er daran dachte, wie leicht er und Serena sich hatten lenken lassen. Trotzdem liebte er sie aufrichtig. Jetzt wusste er auch, warum die Sklavenhalterdämonen sie heute Morgen fortgebracht hatten – damit nämlich dieser Magier namens Krassus herkommen und unter vier Augen mit ihm sprechen konnte.

»Ihr habt meine Frage noch nicht beantwortet«, sagte er zu Krassus. »Warum ist sie mir aufgenötigt worden? Doch wohl kaum nur um unseres ... körperlichen Vergnügens willen.«

»Nein, nein, das natürlich nicht«, erwiderte Krassus und trank einen Schluck von dem exzellenten Rotwein, der auf dem Tisch stand. »Wenn aus Eurer Vereinigung Nachwuchs hervorginge, wäre das zwar nützlich, aber im Augenblick haben noch andere, wichtigere Dinge Vorrang. Wie ich Euch bereits sagte, Ihr werdet eines Tages der Herrscher nicht nur von dieser Insel, sondern noch von weit größeren Gebieten sein. Und jeder König braucht eine Königin. Die Frau hinter dem Thron, wie es so schön heißt. Wenn alles vollbracht ist, werdet Ihr feststellen, dass Ihr zwei auf eine Weise zusammenpasst, wie Ihr sie Euch nie hättet träumen lassen.«

Wulfgar dachte kurz nach. »Angenommen, all dieser Wahnsinn entspricht tatsächlich der Wahrheit – woher wollt Ihr wissen, dass ich Serena wählen würde?«

»Weil Euch irgendwann klar werden wird, dass für Euch nur das Beste infrage kommt«, entgegnete Krassus. »Eure Stellung, die Qualität Eures Blutes, die Linkslastigkeit Eu-

rer Signatur -- all das wird erforderlich machen, dass auch Eure Königin über entsprechende Qualitäten verfügt. Und Serena ist ganz ohne Zweifel die geeignetste Frau dafür.«

»Ihr wollt Serena also das Gleiche antun wie mir?«, fragte Wulfgar wütend.

»O nein«, erwiderte Krassus. »Das wird zu gegebener Zeit Eure Aufgabe sein. Ihr werdet es ganz gewiss selbst tun wollen, um sicherzustellen, das ihr Eintritt in unsere neue Welt in jeder Hinsicht vollkommen ist.«

»Aber wenn sie so wichtig für Euch ist, warum habt Ihr sie dann gegenüber den anderen Sklaven zu einer Ausgestoßenen gemacht? Warum gebt Ihr ihr in Gegenwart der anderen gutes Essen, während ihre Mitsklaven hungern müssen?«, fragte Wulfgar. »Welchem Zweck soll das dienen, außer zur Bestätigung Eurer Grausamkeit?«

»Nun«, erwiderte Krassus, »Serena muss allmählich an ihre zukünftige Stellung herangeführt werden und lernen, sich ihr entsprechend zu verhalten. Wie Ihr bald erfahren werdet, sind Leute mit nicht erlesenem Blut wenig mehr als natürliche Ressourcen und höchstens dazu da, von Menschen mit erlesenem Blut ausgebeutet zu werden. Reines Vieh, sozusagen. Und dass man gegen das Flehen und Bitten dieser Leute mit geringerem Blut immun wird, ist ein wesentlicher Teil dieser Erkenntnis. Welche bessere Methode könnte es geben, um ihr Umlernen einzuleiten, als sie zu zwingen zuzusehen, wie ihre Freunde hungern, während sie selbst üppige Mahlzeiten vorgesetzt bekommt? Außerdem wart, soviel ich weiß, Ihr selbst es doch, der darauf bestanden hat, dass sie besseres Essen erhält.«

Schäumend vor Wut blieb Wulfgar einen Augenblick stehen und sah den Magier finster an. »Und dieser Janus«, sagte er, »wo habt Ihr den aufgegabelt?«

Krassus lachte glucksend. »Eine interessante Erschei-

nung, nicht wahr?«, entgegnete er. »Nicholas hat vorgeschlagen, dass ich für die Organisation und Überwachung des Sklavenfangs einen Eutrakier mit nicht erlesenem Blut hinzuziehe. Solche Leute sind nämlich leichter zu töten als welche mit erlesenem Blut, falls sie irgendwie aufmüpfig werden sollten. Deshalb habe ich mich auf dem Markt der Händler nach einem Helfer umgesehen. In diesem Teil von Tammerland wimmelt es buchstäblich von Kriminellen, die man anheuern kann. Und dabei bin ich auf Janus gestoßen, der für meine Zwecke äußerst geeignet zu sein schien.« Der Magier trank einen weiteren Schluck Wein.

»Aber ich merke, wie sehr Ihr ihn hasst, Wulfgar«, fügte Krassus verschwörerisch hinzu. »Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ihn töten, sobald Eure innere Umgestaltung abgeschlossen ist. Ehrlich gesagt lasse mich das sogar völlig kalt. Janus ist lediglich ein Mittel zum Zweck. Schurken wie ihn gibt es wie Sand am Meer.«

Ein Lächeln huschte über Wulfgars Gesicht. »Wenn ich eines Tages in der Lage bin, Janus zu töten, woher wollt Ihr dann wissen, dass ich nicht auch Euch und all Eure Sklavenhalter töten werde?«, fragte er. »Das würde mir großen Spaß machen.«

Gelassen trank Krassus einen Schluck Wein. »Weil Ihr diesen Wunsch dann nicht mehr haben werdet«, antwortete er. »Wie Ihr zum Schluss begreifen werdet, braucht Ihr die Sklavenhalter. Und mich zu töten – davon hättet Ihr nicht das Geringste, denn wie ich Euch bereits erzählte, mein Leben neigt sich ohnehin dem Ende zu. Aber es steht Euch natürlich frei, mich zu töten, sobald Ihr dazu in der Lage seid. Mein Schicksal ist so oder so besiegelt.«

Wulfgar schwankte zwischen Unglauben und Hass hin und her. War es denkbar, dass dieser Magier die Wahrheit sagte? Oder war er einfach wahnsinnig? Und wenn all das tatsächlich zutraf, so hatte ein einfacher Schmied wie er

doch keinerlei Möglichkeit, es zu verhindern. Wie sollte man es denn auch schaffen, einen wahnsinnigen Magier wie diesen da zu besiegen?

»Warum habt Ihr Euch eigentlich die Mühe gemacht, einfach herzukommen und mir all das zu erzählen?«, fragte er aufgebracht. »Wenn Ihr so mächtig seid, wie Ihr behauptet, warum macht Ihr Euch dann nicht einfach ans Werk und führt Euer Vorhaben aus?«

Krassus lächelte. »Wenn Ihr die Sache so seht, Wulfgar, dann verrätet mir doch, welche Methode der Ausführung Euch lieber wäre.« Er trank einen weiteren Schluck Wein.

»Ihr könnt Euch natürlich wehren, und ich könnte Euch von Sklavenhalterdämonen schlagen und foltern lassen«, fuhr er mit ruhiger Stimme fort. »Aber das wäre ziemlich fantasielos, findet Ihr nicht? Außerdem brauche ich Euch in gesundem Zustand. Um das, was ich mit Euch machen werde, zu überleben, werdet Ihr all Eure Kraft benötigen. Letzten Endes wäre es nur eine Zeit- und Energieverschwendung für uns beide, wenn Ihr Euch wehrt – und Zeit ist angesichts meines Zustands genau das, über das ich nicht verfüge. Und solltet Ihr vielleicht mit dem heroischen Gedanken spielen, Euch umzubringen, um meine Pläne zu hintertreiben, so lasst Euch gesagt sein, dass Ihr von jetzt an ständig zwei bewaffnete Sklavenhalterdämonen hier im Raum haben werdet, die Euch nicht aus den Augen lassen. Wenn ich aber mit Euch fertig bin, werden unsere Rollen vertauscht sein. Dann werdet Ihr mir befehlen, und ich werde bereitwillig gehorchen. Dabei fällt mir ein, dass ich noch etwas ganz Bestimmtes tun muss.«

Krassus trat ins Zimmer und bedeutete Wulfgar, ihm zu folgen. Dann zeigte der Magier mit der Hand in die Richtung des Balkons, auf dem ein azurblaues Licht erschien. Krassus bewegte die Hand hin und her, und das Licht breitete sich langsam über die gesamte Balkontür aus, bis

schließlich eine dünne durchsichtige blaue Wand entstanden war. Krassus ließ die Hand sinken.

»Ein magisches Geflecht«, erklärte er, »das Euch und Serena daran hindern wird, in die Tiefe zu springen. Ich habe es durchsichtig werden lassen, damit Ihr die Aussicht nach wie vor genießen könnt. In Anbetracht all dessen, was Ihr bald ertragen müsst, wäre es ziemlich herzlos von mir gewesen, Euch diese Aussicht zu nehmen, findet Ihr nicht auch?«

Wulfgar blickte durch die schimmernde azurblaue Wand in die dunkle Nacht hinaus. »Ich werde Euch bekämpfen, darüber solltet Ihr Euch im Klaren sein«, sagte er leise und fragte sich gleichzeitig, wie er das bewerkstelligen sollte. »Und Serena ebenfalls. Irgendwie wird es uns gelingen, Tristan und Shailiha zu erreichen, und dann werden wir Euch gemeinsam töten.«

Krassus nickte wissend. »Ja«, sagte er. »Zweifellos werdet Ihr Euch zunächst gegen alles wehren, was mit Euch geschieht. Aber dann wird die linkslastige Natur Eurer Blutsignatur sich durchsetzen und Euch zu Eurer wahren Berufung bekehren. Letzten Endes spielt es keine Rolle, wie sehr Ihr Euch wehrt, denn Ihr werdet unterliegen. Serena ebenfalls. Eines Tages werdet Ihr das beide verstehen und mir für die wunderbare Welt danken, die ich Euch zu Füßen gelegt habe. Dann werde ich sterben und es Euch überlassen, Nicholas' grandiosen Plan zu Ende zu führen.«

Nachdem er die Hände unter die Ärmel seines Gewandes geschoben hatte, wandte er sich zum Gehen, hielt jedoch noch einmal inne. »Es gibt noch so vieles, was Ihr nicht wisst«, sagte er so sanft, als spreche er mit einem dummen Kind. »Dinge, die Euer unvorbereiteter Geist und Euer ungebildetes Blut noch nicht bereit sind hinzunehmen. Aber bald werden sie es tun. Jetzt werde ich Serena wieder zu Euch schicken. Genießt Eure Zeit mit ihr. In ein paar Ta-

gen werde ich mich Euch widmen. Aber zunächst muss ich noch einige Nachforschungen anstellen, und dazu brauche ich die *R'talis*-Sklaven. Wenn ich damit fertig bin, werde ich Euch holen lassen. Haltet Euch also bereit!«

Dann rief Krassus nach seinen Sklavenhalterdämonen. Der Türriegel wurde zurückgeschoben, und drei der Monster, bis an die Zähne bewaffnet, kamen herein. Krassus verließ mit einem von ihnen den Raum und ließ die anderen beiden bei Wulfgar zurück.

Als sich Wulfgar umdrehte, um durch die durchsichtige Wand vor der Balkontür zu blicken, gingen ihm die grässlichen Dinge durch den Kopf, die Krassus nicht nur mit den anderen Sklaven, sondern auch mit dem Rest der Welt vorhatte.

Zum ersten Mal seit seiner Gefangennahme in Farpoint quoll ihm eine Träne aus dem Auge und rann über seine Wange.

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Shailiha setzte sich im Sattel zurecht, derweil ihr kastanienbrauner Wallach über das weite Gerstenfeld galoppierte. Das reife Getreide wogte im Wind, während die für die Jahreszeit des Neuen Lebens ungewöhnlich warme Sonne die gelbbraunen Halme golden und bernsteinfarben aufschimmern ließ. Lächelnd atmete sie tief durch. Das Feld roch nach fruchtbarem Boden und versprach eine gute Ernte. Sie hörte, wie die rosaroten Talschwalben, die am klaren Himmel dahinschossen, einander riefen. All dies erweckte den verführerischen, aber eben doch trügerischen Eindruck, im Lande der Prinzessin stünde alles zum Besten.

Neben ihr ritt Celeste, die auf Pilger saß, Tristans grau geschecktem Hengst. Seit sie bei ihnen lebte, hatte Celeste nämlich reiten gelernt, und mittlerweile war sie eine fast ebenso gute Reiterin wie Shailiha.

Sie hatte Shailiha gebeten, heute Tristans Pferd nehmen zu dürfen. Die Prinzessin hatte es ihr bereitwillig erlaubt, wusste sie doch, dass sich Celeste Tristan näher fühlte, wenn sie auf Pilger ritt.

Der grauenvolle Albtraum, der Celeste in der letzten Nacht heimgesucht hatte, stellte ohne Zweifel einen Wendepunkt für sie dar. Nachdem sich ihr anfängliches Entsetzen gelegt hatte, war eine übermächtige Wut in ihr aufgestiegen, woraufhin sie zu Shailiha geeilt war, um über alles mit ihr zu sprechen. Ihre Gefühle – Wut, Angst und Scham – waren förmlich aus ihr herausgeströmt, um sich schließlich in nichts aufzulösen. Und zum ersten Mal seit drei Jahrhunderten hatte sie aufgehört, ihre Vergangenheit

zu leugnen. Stattdessen nahm sie sie hin – als einen Teil ihrer selbst. Diese neue Einstellung hatte zu einem Gefühl von Freiheit geführt und den Wunsch in ihr geweckt, all die schönen Dinge, die ihr neues Leben ihr bot, auszukosten. Am meisten aber sehnte sie sich danach, Tristan endlich sagen zu können, wie tief sie für ihn empfand.

Sie wollte mit ihm zusammen sein.

Unglücklicherweise musste sie sich im Augenblick jedoch damit begnügen, auf seinem Pferd zu reiten, in Gesellschaft seiner Zwillingschwester, die gleichzeitig ihre beste Freundin war.

Shailiha lächelte Celeste zu und schlug vor, in einem nahe gelegenen Wäldchen Rast zu machen und dort zu picknicken. Celeste nickte zustimmend, trat Pilger sanft mit den Hacken in die Flanken und jagte mit ihm auf das Ende des Feldes zu. Lachend folgte ihr Shailiha.

Nachdem sie ihre Pferde festgebunden und die beiden Satteltaschen abgenommen hatten, setzten sich die zwei Frauen in den Schatten der Bäume. Shailiha öffnete die Satteltaschen und holte kaltes Moorrhuhn, frisches Obst und dunkles Brot heraus. Außerdem förderte sie eine Flasche sehr guten Weißweins und zwei Holzbecher zutage. Während sie schweigend aßen und tranken, genossen sie die Stille ringsum und ließen sich von der warmen Brise befächeln, die sie von Zeit zu Zeit umspielte. Hoch über ihnen kreisten Ox und sein Helferlingstrupp gemächlich am Himmel. Zunächst war Shailiha enttäuscht gewesen, als sie erfahren hatte, dass sie und Celeste einen Wachschatz bekommen sollten. Doch jetzt vermittelte ihr der Anblick der Helferlingskrieger, deren Silhouetten sich vom blauen Himmel abhoben, ein Gefühl der Beruhigung.

Nach einer Weile ergriff Celeste das Wort. »Ihr glaubt doch, dass Tristan noch am Leben ist, nicht wahr?«, fragte sie leise.

Shailiha holte tief Luft und ließ den Blick über das Feld schweifen. »Ich glaube es nicht nur«, sagte sie. »Ich weiß es.«

»So gern ich das höre, aber wie könnt Ihr so sicher sein?«

Shailiha sah auf das glitzernde Medaillon hinab, das ihr um den Hals hing. Dann hielt sie es hoch, damit Celeste es besser sehen konnte. »Nennt es Intuition, wenn Ihr wollt«, erwiderte sie. »Doch seit ich dieses Medaillon besitze und seit der furchtbare Zauber, mit dem mich der Bund belegt hatte, von mir gewichen ist, fühle ich mich enger mit ihm verbunden als je zuvor. Im tiefsten Herzen war ich immer davon überzeugt, dass mehr hinter diesen Medaillons, die wir tragen, steckt, als es zunächst den Anschein hat. Es sind Zwillinge, genau wie wir. Und ich glaube, das hat etwas zu bedeuten.« Seufzend ließ sie das glänzende goldene Medaillon auf ihre Brust zurückfallen.

»Verlangt nicht von mir, es Euch zu erklären, denn das kann ich nicht«, sagte sie. »Tristan ist in Gefahr – dessen bin ich sicher. Aber er ist am Leben und versucht, nach Hause zurückzugelangen – das weiß ich einfach. Wenn die Helferlingspatrouillen, die über dem Meer der flüsternden Stimmen kreuzen, doch bloß etwas herausfinden würden – irgendetwas, das uns helfen könnte, ihn zu finden. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Ich *werde* diese Hoffnung nicht aufgeben.« Sie hielt ihr Gesicht mit geschlossenen Augen in die Brise. Dann fiel ihr etwas ein, das sie die Stirn runzeln ließ.

»Und jetzt haben Tristan und ich auch noch erfahren, dass wir irgendwo da draußen einen Bruder haben, dem der Magier höchstwahrscheinlich gerade jetzt entsetzliche Dinge antut«, sagte sie. »Eines Tages müssen wir auch ihn nach Hause holen.« Sie machte eine Pause. »Wie viele Geheimnisse es doch gegeben hat«, flüsterte sie schließlich. »Und ich fürchte, es werden noch einige weitere enthüllt werden.«

Eine Zeit lang saßen sie nun beide einfach da und sprachen nicht.

»Ich hoffe von ganzem Herzen, dass Ihr Recht habt und es uns gelingt, sie beide zu finden«, sagte Celeste nach einer Weile. Sie zog die Knie bis zum Kinn an. »Sagt«, fuhr sie dann leise fort, »wie war Euer Mann Frederick eigentlich? Ich bedaure sehr, ihn nicht kennen gelernt zu haben.«

Die Prinzessin wusste nicht recht, ob sie in diesem Augenblick die Kraft besaß, von ihrem gestorbenen Mann zu sprechen. Frederick war die große Liebe ihres Lebens gewesen, der Vater ihres einzigen Kindes. Als er beim Überfall des Bundes getötet wurde, war es ihr so vorgekommen, als sei die Flamme in ihrem Herzen plötzlich erloschen. Manchmal hatte sie den Eindruck, dass der Teil ihres Herzens, in dem diese Flamme einst gebrannt hatte, für ewig erkaltet sei. Seit seinem Tod hatte sie wenig von Frederick gesprochen. Doch als sie jetzt darüber nachdachte, kam ihr zu Bewusstsein, dass sie über ihn sprechen wollte, ja, geradezu über ihn sprechen musste. Ein trauriges Lächeln stahl sich auf ihre Lippen, als sie einen weiteren Schluck Wein trank.

»Frederick war der Befehlshaber der königlichen Garde«, begann sie. »Er und Tristan waren die besten Freunde, und sie haben sich ständig geneckt und aufgezogen – dabei ging es vor allem darum, wer der bessere Schwertkämpfer sei. Frederick hat Tristan zwar alles beigebracht, was er jetzt über das Kämpfen weiß, doch in mancher Hinsicht hat der Schüler zum Schluss den Lehrer sogar überflügelt. Es war Tristan, der mir Frederick vorstellte. Als ich den stattlichen Offizier in seiner prächtigen Uniform zum ersten Mal sah, war ich so hingerissen, dass ich kaum zu atmen vermochte.«

Celeste lächelte sie an.

»Albern von mir, ich weiß«, fuhr Shailiha mit einem kurzen, traurigen Lächeln fort. »Aber so ist die Liebe nun einmal. Und jetzt ist Frederick tot, aber wenigstens lebt er in

Morganna weiter. Dafür bin ich unendlich dankbar und werde es immer sein.«

Ein Windstoß zerzauste ihr das lange blonde Haar. Nachdem sie es geglättet hatte, richtete sie den Blick wieder auf Celeste.

»Ihr liebt meinen Bruder sehr, nicht wahr?«, fragte die Prinzessin in sanftem Ton.

Lächelnd senkte Celeste den Kopf. »Fällt das wirklich so sehr auf?«, entgegnete sie, wobei sie leicht errötete.

»O ja«, antwortete Shailiha. »Jeder im Palast bemerkt es. Und in seinen Augen sind dieselben Gefühle zu lesen, das kann ich Euch versichern. Aber sagt, was wollt Ihr denn tun, wenn Ihr ihn wieder seht – da sich doch jetzt so viel für Euch verändert hat?«

Nun war es an Celeste, den Blick über das Feld schweifen zu lassen. »Ich werde es ihm sagen«, erwiderte sie leise. »Und dann werden wir weitersehen.«

Lächelnd überlegte Shailiha, was die Zukunft für Celeste und Tristan wohl bereithalten mochte, falls und wenn ihr Bruder jemals wieder nach Hause kam. Beide schwiegen, denn jede wusste für sich, dass es nicht nötig war, mehr zu sagen. Stattdessen packten sie den Rest des Essens in die Satteltaschen und stiegen auf ihre Pferde.

Als sie über das Feld zurückritten, schloss Shailiha die Augen und rief nach Caprice. Lautlos kam der wunderschöne Schmetterling angeflattert und ließ sich gehorsam auf dem ausgestreckten Arm seiner Herrin nieder.

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL

»Anker auswerfen!«, schrie Scars.

Mit lautem Klatschen fiel der Anker ins Wasser. Die *Rache des Volkes*, deren Segel alle eingeholt waren, driftete noch ein Stück weiter und kam schließlich zum Stillstand. Nicht weit von ihnen entfernt gingen die anderen zwei Schiffe ebenfalls vor Anker. Scars sah seine Kapitänin an und nickte zufrieden.

Tristan stand neben Tyranny am Bug und überlegte, warum sie so sicher sein konnte, dass sie die Sanktuariumsinsel erreicht hatten. Obwohl es Mittag war und die Sonne hoch am Himmel stand, versperrte ihnen eine dichte Nebelbank die Sicht. Doch dann stellte er überrascht fest, dass er außer der salzigen Meeresluft noch etwas anderes riechen konnte, nämlich Land.

Tristan war nicht der Einzige, der sich darauf freute, bald wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Auch Tyrannys Mannschaft schien es gar nicht erwarten zu können, an Land zu gehen. Aus unerfindlichen Gründen hatte Tyranny befohlen, dass die Sklaven vorerst an Bord bleiben sollten. Ein kleiner Teil der Besatzung – der zuvor ausgelost worden war – blieb zur Bewachung der Schiffe zurück. Die anderen kletterten fröhlich in die Beiboote, ließen sie zu Wasser und paddelten in den Nebel davon.

Mit besorgtem Gesicht sah Tyranny ihrer Mannschaft hinterher. Der Verband, den ihr Tristan um die Stirn gebunden hatte, war gestern abgenommen worden, desgleichen die Verbände an den Händen. Nur der um ihren linken Schenkel war noch dort, da diese Wunde tiefer

gegangen war und von Zeit zu Zeit wieder zu bluten anfang. Tristan fragte sich, worauf sie noch wartete.

»Gehen wir denn nicht an Land?«, fragte er sie. Offenbar war sie tief in Gedanken versunken, denn als sie seine Worte hörte, fuhr sie herum und sah ihn mit ihren großen blauen Augen an.

»Ja, ja, natürlich«, antwortete sie zerstreut. Sie gab Scars ein Zeichen, der daraufhin zur Reling trat und sich daran machte, das Beiboot der Kapitänin zu Wasser zu lassen. Als Tyranny zum Boot hinübergehen wollte, hielt Tristan sie sanft am Arm fest.

»Ich glaube, Ihr solltet mir jetzt endlich einiges über diese Insel erzählen«, stellte er mit entschlossener Miene fest.

Tyranny nickte. »Ihr habt Recht«, erwiderte sie. »Steigt ins Boot, unterwegs erkläre ich Euch dann alles.«

Doch während Scars das Boot durch den kalten feuchten Nebel ruderte, der so dicht war, dass Tristan die neben sich sitzende Tyranny kaum erkennen konnte, schwieg die Kapitänin. Tristan runzelte verärgert die Stirn.

»Was ist es eigentlich, das Euch an diesem Ort so beunruhigt?«, fragte er. »Das sieht Euch überhaupt nicht ähnlich. Und wie kommt es, dass es Euch im Gegensatz zu Eurer Mannschaft zu widerstreben scheint, an Land zu gehen?«

Sie schloss kurz die Augen, während ein trauriges Lächeln über ihr Gesicht huschte. »Ihr seid ein sehr guter Beobachter«, erwiderte sie. »Ich habe keine Angst vor diesem Ort, Tristan. Es gibt nichts auf dieser Welt, wovor ich wirklich Angst habe, noch nicht einmal vor den Kreischlingen, die uns angegriffen haben. Aber da sind bestimmte Gründe, warum ich diesen Ort nicht wieder sehen möchte.«

Er rückte näher und legte den Arm um sie, nicht nur, um

sie vor der Kälte zu schützen, sondern auch, wie er hoffte, um ihr Vertrauen einzuflößen. Sie ließ sich seine Berührung gefallen. »Darf ich diese Gründe erfahren?«, fragte er.

»Die Sanktuariumsinsel ist eine Zufluchtsstätte für Piraten«, erklärte sie. »Nicht für Freibeuter wie Scars und mich, wohlgemerkt, sondern für richtige Räuber des Meeres. Diese Männer – einige Frauen sind auch darunter –, verdienen sich ihren Lebensunterhalt damit, die Handelsschiffe auszuplündern, die das Küstengebiet Eutrakiens befahren. Wenn sie ein Schiff erobert haben, werden die Gefangenen, die es ablehnen, sich ihnen anzuschließen, sofort umgebracht. Wegen dieser Praxis hat ihre Anzahl enorm zugenommen. Als sie diese Insel entdeckten, haben sie sie zu ihrem Stützpunkt gemacht. Sogar der Name, den die Magier ihr gegeben haben, entspricht dem Zweck, den sie für die Piraten hat. Absurd, findet Ihr nicht?«

»Woher wisst Ihr eigentlich, dass es zwischen diesem Ort und dem Direktorium der Magier eine Verbindung gibt?«, warf Tristan ein.

»Weil man hier ein großes Bibliotheksgebäude entdeckt hat – zusammen mit zahlreichen anderen Bauten. Unter den Büchern fand man auch die Pläne für die Insel. Daraus geht deutlich hervor, dass das Direktorium hinter dem Ganzen steckte. Mit der Errichtung der Gebäude fing man offenbar kurz nach dem Krieg gegen die Zauberinnen an. Doch obwohl die Gebäude alle fertig gestellt wurden, wurden sie offenbar nie bewohnt.«

»Sagt«, wandte sich Tristan an Tyranny, »sind diese Bücher noch vorhanden?«,

»Bei meinem letzten Besuch waren sie zumindest noch da«, antwortete sie. »Die Piraten haben keine Verwendung für solche Dinge. Viele von ihnen können nicht einmal lesen. Jetzt aber habe ich auch eine Frage an Euch. Ich befahre diese Gewässer schon mein ganzes Leben lang, und ich

würde meinen letzten Kisa darauf verwetten, dass diese Insel trotz der gegenteiligen Beweise in der Bibliothek erst seit der Rückkehr des Bundes existiert. Wie kann es denn kommen, dass sie sozusagen plötzlich aus der Tiefe aufgetaucht ist?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Tristan. »Dazu kann ich lediglich sagen, dass die Wege der Magier oft unerforschlich sind ...« Er schüttelte den Kopf. »Aber Ihr habt mir immer noch nicht erklärt, warum Ihr nicht herkommen wollt«, erinnerte er sie.

»Zunächst einmal deshalb, weil ich hier immer einige gute Matrosen verliere«, antwortete sie. »Die Verlockungen der Insel sind für viele von ihnen zu groß, als dass sie widerstehen könnten. Das ist ganz sicher der einzige Grund, warum meine Schiffe überhaupt hier anlegen dürfen – weil so viele meiner Leute hier bleiben und sich den Piraten anschließen. Die Piraten profitieren also davon, mich hier ankern zu lassen.«

»Wenn das der Fall ist, warum lasst Ihr Eure Mannschaft dann überhaupt an Land gehen?«, fragte Tristan.

Tyranny stieß ein Schnauben aus. »Man merkt, dass Ihr noch nie ein Segelschiff befehligt habt, mein lieber Prinz«, spottete sie. »Was sollte ich Eurer Ansicht nach denn tun, um sie zurückzuhalten, hm? Ihr, Scars und ich dürften ja wohl kaum ausreichen, um sie daran zu hindern, an Land zu gehen, nicht wahr? Das sind doch im Grunde genommen anständige Menschen, Tristan, und wenn wir auf See sind, befolgen sie meine Befehle auf das Genaueste. Aber wie alle Menschen haben sie ihre Schwächen, besonders wenn sie wochenlang ohne Unterbrechung auf dem Meer gewesen sind. Wenn die Piraten auf See ein Schiff überfallen, wird die Besatzung gezwungen, in ihre Dienste zu treten. Hier jedoch schließen sich viele Matrosen freiwillig den Piraten an, sobald sie merken, was die Insel zu bieten hat.«

Tristan schüttelte erstaunt den Kopf. »Und der andere Grund?«, hakte er nach, in der Hoffnung, endlich zum Kern der Sache vorzustoßen.

»Es gibt hier einen Piraten, der den Oberbefehl über alles hat«, antwortete sie. »Sein Name ist Rolf aus dem Hause Glenkinnon. Früher hat er für meinen Vater gearbeitet, in unserer Fischereiflotte. Auf diese Weise haben wir uns kennen gelernt. Später ist er dann nicht nur mein Vertrauter auf der Jagd nach Sklavenhalterdämonen geworden, sondern auch mein Liebhaber. Doch nachdem wir diese Insel entdeckt hatten und er an Land gegangen war, änderte sich alles.«

»Ist die Sanktuariumsinsel wirklich so verlockend?«, wollte Tristan wissen.

Tyranny nickte.

»Verstehe«, sinnierte Tristan. »Dieser Mann wurde also nicht nur dazu verleitet, Euch zu verlassen, er hat sich auch einer Sache angeschlossen, die Ihr verachtet. Das tut mir sehr Leid, Tyranny. Das muss sehr schwer für Euch gewesen sein.«

Sie wandte sich ihm zu und legte die Hand auf die seine. »Ihr müsst sehr vorsichtig sein, Tristan«, warnte sie ihn. »Meine Leute sind auf der Insel willkommen, aber Ihr seht völlig anders aus als sie und benehmt Euch auch anders. Obwohl Rolf und ich nicht mehr zusammen sind, kann er krankhaft eifersüchtig sein, vor allem wenn er etwas getrunken hat. Wir werden seine Erlaubnis zwar nicht brauchen, um bei den hiesigen Händlern unsere Segel und Spieren zu kaufen. Aber sollte es ihm in den Sinn kommen, den Händlern zu verbieten, Geschäfte mit uns zu machen, so würden sie ihm zweifellos gehorchen. Seine Herrschaft beruht auf Einschüchterung, und er ist der beste Schwertkämpfer, den ich je gesehen habe – flink, geschickt und rücksichtslos. Also macht einen großen Bogen um ihn und

überlasst das Reden mir. Ich will hier alles zügig erledigen, damit wir so schnell wie möglich wieder wegkommen.«

Ein Lächeln spielte um ihre Lippen. »Außerdem«, flüsterte sie ihm ins Ohr, »haben wir beide etwas vor, wenn wir wieder in Eutrakien sind. Ich will endlich an mein Geld kommen. Ich muss zugeben, dass ich ernsthaft mit dem Gedanken gespielt habe, Euch von Scars fesseln und an Bord einsperren zu lassen, solange wir auf der Insel sind. Aber da ich Euch inzwischen besser kenne, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass diese Vorsichtsmaßnahme nicht nötig ist und Scars und ich mit Euch und Eurem seltsamen Schwert sicherer sind, wenn wir unsere Einkäufe machen.«

Diesmal stieß Tristan ein Schnauben aus. Erneut kam ihm zu Bewusstsein, dass Tyranny ziemlich gerissen war. Als er wieder nach vorn blickte, hatte er den Eindruck, dass sich der Nebel zu lichten begann. Und in der Tat dauerte es nicht mehr lange, bis das Boot den Nebel hinter sich ließ und die Sanktuariumsinsel vor ihnen lag.

ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Während Wigg der Hüterin der schwimmenden Gärten den dunklen engen Tunnel entlang folgte, nahm seine Beklommenheit immer mehr zu. Als Obermagier, dessen magische Kenntnisse nur denen Faegans nachstanden, hatte er normalerweise wenig zu fürchten. Doch jetzt war Faegan nicht an seiner Seite, und Wigg blieb allein mit dieser seltsamen Kreatur im dunklen Gewand. Während sie ihn weiterführte, spürte er, wie Angst in ihm aufstieg und kalter Schweiß in ihm ausbrach. Je länger er darüber nachdachte, desto weniger wusste er, was schlimmer sein sollte: die Aussicht auf die Prüfung, die ihm bevorstand, oder die Möglichkeit, in dieser eigenartigen, unterirdischen Welt einsam zu sterben, falls er sie nicht bestand.

Nach einer Weile machte die Hüterin Halt. Als Wigg neben sie trat, bemerkte er, dass sie wohl das Ende des Tunnels erreicht hatten und vor einer nach unten führenden Wendeltreppe standen. Die Leuchtsteine hier gaben ein ungewöhnlich schwaches Licht ab, sodass es schwierig war, etwas zu erkennen.

Die Hüterin winkte ihn zu sich auf die oberste Stufe und hob die Hände. Unverzüglich begann sich die Wendeltreppe nach unten zu drehen. Als sie sich dem Fußboden des unten liegenden Raums näherten, sah Wigg, dass dieser mit Skeletten übersät war.

Sie lagen überall, bunt durcheinander. Alle stammten sie von Menschen – Menschen unterschiedlicher Größe und vermutlich auch unterschiedlichen Geschlechts. Als Wigg genauer hinsah, konnte er bemerken, dass sie allesamt ein

seltsames Charakteristikum aufwiesen: Bei jedem war das Brustbein vollständig zerstört, als wäre es von innen mit Gewalt gesprengt worden. In vielen Fällen waren auch die Rippen weggerissen worden, sodass große Löcher in den Skeletten klafften.

»Was ist mit ihnen passiert?«, fragte Wigg, während er der Hüterin vorsichtig durch die schimmernden, weißen Skelette folgte.

»Ganz einfach, Magier«, erwiderte sie. »Sie sind gescheitert.«

»Und weshalb?«, wollte Wigg in der Hoffnung wissen, einen wertvollen Hinweis zu bekommen, der es ihm vielleicht ermöglichen würde, zu überleben. »Hat es ihnen das Herz zerrissen, weil sie nicht stark genug waren, die Dinge, die Ihr sie gezwungen habt, noch einmal zu durchleben, auch zu ertragen?«

Nachdem sie ihn durch all die Gebeine hindurchgeführt hatte, blieb sie schließlich stehen und drehte sich ihm zu. »Ich habe sie zu gar nichts gezwungen«, antwortete sie streng. »Sie sind hier aus eigenem Antrieb hergekommen, in der Hoffnung, bestimmte Kräuter und Öle der Magie zu erhalten, mit denen sie die Operativa besser gegen die nie endenden Angriffe der Destruktiva würden schützen können. Das hat sie ihr Leben gekostet. Das könnte nun auch Euch widerfahren. Und genau wie Ihr haben sie verstanden, dass das Chaos die natürliche Ordnung des Universums ist, die Grundlage, auf der die Destruktiva gedeihen. Als sie herkamen, hatte das Chaos die Oberhand gewonnen. Ihr, die Ihr Euch hier einfindet, seid alle gleich. Ihr alle glaubt, dies wäre eine Prüfung der Stärke Eures Herzens, der Ihr Euch zu unterziehen habt. Dem ist aber nicht so.«

Verwirrt kniff Wigg die Augen zusammen. »Was wird denn dann geprüft?«

»Die Euerm erlesenen Blut innewohnende Güte, Magier.

Bevor Ihr hier eintreten durftet, hat die Frau aus Stein doch festgestellt, dass Eure Blutsignatur rechtslastig ist, nicht wahr?«

Sie drehte sich der linken Wand der Kammer zu und hob ihren Holzstab. »Schaut!«, sagte sie.

Die Luft vor ihnen begann schon, azurblau zu leuchten. Nach und nach formte sich das Licht zu einem großen, schimmernden Würfel, der sich langsam drehte.

»Was ist das?«, fragte Wigg.

»Sagt, Magier, was bereut Ihr am meisten?«, entgegnete sie, ohne auf seine Frage einzugehen. »Und denkt daran, dass Ihr aufrichtig antworten müsst.«

Wigg starrte den Würfel an, der sich drehte, während er über die Frage nachdachte. In seinem langen Leben hatte es vieles gegeben, was er bereut hatte. Aber eine Sache ragte aus allem anderen heraus. Er wandte sich der gesichtslosen Hüterin zu.

»Was ich am meisten bereue, ist, dass ich den Bund der Zauberinnen auf dem Meer der flüsternden Stimmen ausgesetzt habe, statt sie alle auf der Stelle zu töten«, sagte er. »Wäre ich in jener Nacht der Stimme meines Herzens gefolgt und hätte die vier im Meer ertränkt, dann wäre ich zwar zweifellos wegen Missachtung meines Auftrags aus dem Direktorium ausgeschlossen worden, aber das wäre ein sehr geringer Preis gewesen. Denn eines Tages ist der Bund zurückgekehrt, um das Land zu überfallen und zu verwüsten. Tausende von unschuldigen Menschen wurden umgebracht, darunter der König und die Königin sowie die anderen Magier des Direktoriums. Das war ausschließlich meine Schuld, denn ich allein hätte es verhindern können, habe dies aber nicht getan. Das war ein Fehler, den ich mir nie verzeihen werde.« Eine ganze Weile lang stand Wigg mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen da.

»Nun gut«, meinte die Hüterin.

Der Obermagier öffnete die Augen und sah, dass sich der leuchtende Würfel immer noch in der Luft drehte.

»Was ich Euch jetzt sagen werde, ist allein für Eure Ohren bestimmt. Ihr dürft es niemals jemandem verraten, habt Ihr verstanden?«, fragte sie.

Wigg nickte.

»Das wirklich Tragische an der Reue ist nicht das, was man getan oder nicht getan hat, um sie hervorzurufen«, sagte sie. »Ebenso wenig das, was man zu der Zeit empfunden oder nicht empfunden hat. Deshalb ist es auch nicht die Ausführung oder Unterlassung einer Handlung, die den größten Schmerz und das bitterste Leid hervorruft, sondern es sind ihre Nachwirkungen, die am längsten in unseren Herzen und schließlich in den Herzen anderer brennen. Die Nachwirkungen dessen, was Ihr bereut, breiten sich über die Jahre hinweg aus wie eine Seuche, die alle und alles erfasst. So ist es immer gewesen, und so wird es immer sein. Diese Nachwirkungen aber sind es, die Ihr jetzt durchleben werdet, denn jene Nacht auf dem Meer der flüsternden Stimmen war nur der Auslöser, nicht das Ergebnis. Das habt Ihr doch selbst gesagt, nicht wahr? Darum also geht es in der Kammer der Buße, Magier. Wir sind hier, um uns die Folgen Eures Tuns anzusehen, nicht den einzelnen Akt, der sie hervorgerufen hat. Möge Eurem erlesenen Blut und Eurer Magierseele genug Güte innewohnen, um zu überleben, was Ihr sehen werdet, denn einzig und allein diese Güte ist es, die ein Gegengewicht zu den Nachwirkungen Eures Fehlers darstellt und Euch am Leben erhalten kann.«

Dann drehte sich die Hüterin dem leuchtenden, sich drehenden Würfel zu und hob ihren Stab. Innerhalb des Würfels bildeten sich Figuren heraus, die immer deutlicher Gestalt annahmen, bis schließlich eine nur allzu vertraute Szene entstand.

Während das Drama seinen Gang nahm, befahlen Wigg

unerträgliche Schmerzen, die nicht nur durch seine sämtlichen Nerven schossen, sondern bis in die Tiefen seiner Seele vordrangen. Er sank auf die Knie und flehte die Hüterin schluchzend an, sofort damit aufzuhören. Doch das tat sie nicht.

Es ging weiter und weiter.

Die Szene stellte den Abend von Tristans Krönung dar – jenen Abend, an dem sich die Welt der Magier unwiderruflich verändert hatte. Durch seine Tränen hindurch sah Wigg die Königsfamilie, die voller Stolz auf dem Podium stand. Nicholas ... Morganna ... Frederick ... die Erählten ... Und die anderen Mitglieder des Direktoriums waren ebenfalls da und warteten darauf, dass er Tristan den Unvergleichlichen um den Hals hängte und damit die Herrschaft des Prinzen für die nächsten dreißig Jahre einleitete.

Dann zersplitterte weit oben die Glaskuppel, Scherben regneten herab, während die ersten Helferlinge in die große Halle geflogen kamen und sich daranmachten, die wehrlosen Gäste abzuschlachten.

Blut, Schreie, abgetrennte Körperteile, noch mehr Blut, das in Strömen über den einst so schönen, weiß und schwarz gemusterten Marmorfußboden floss.

Und dann sah er plötzlich den Kampf, der vor dem Palast stattgefunden hatte und den er damals nicht miterlebt hatte. Die Helferlinge griffen die versammelten Bürger an und hackten sie in Stücke. Männer, Frauen und Kinder fielen den geflügelten Monstern mit ihren seltsam geschwungenen Schwertern zum Opfer. Inzwischen hatte sich die königliche Garde zur Gegenwehr eingestellt, doch die Helferlingsarmee war einfach zu groß und zu stark.

Einige der Monster benutzten die blutigen, zerfetzten Enden abgetrennter Extremitäten als Pinsel, um damit Obszönitäten und Warnungen an die Mauern zu schmieren. Wigg hob die Hand und versuchte, dem Schauspiel

mithilfe seiner magischen Kräfte Einhalt zu gebieten. Doch ohne Erfolg. Er war gezwungen, weiter zuzusehen.

Wie damals empfand er die grausame Hilflosigkeit, die ihn daran hinderte, irgendetwas zu unternehmen.

Dann nahmen seine seelischen und körperlichen Schmerzen plötzlich noch weiter zu. Helferlingsschwerter sausten nieder und schnitten durch Sehnen und Knochen, Frauen wurden auf die Erde geworfen und brutal vergewaltigt, Ehemänner, Ehefrauen, Schwestern, Brüder beugten sich über ihre dahingemordeten Lieben und schrien ihr Leid in die Nacht hinaus – und jedes Mal empfand auch Wigg die körperlichen und seelischen Qualen der Opfer. Sein Körper verfiel in Zuckungen, sein Herz hämmerte wie wild.

Mit einem gellenden Schrei fiel er mit dem Gesicht nach unten auf den kalten Steinboden. Doch irgendeine unsichtbare Kraft drückte seinen Kopf wieder nach oben, sodass ihm nichts anderes übrig blieb, als das entsetzliche Schauspiel weiterzuverfolgen.

Und dann hörte er das Schlagen seines eigenen Herzens.

Während sich die Qual der Opfer ohne Unterlass auf ihn übertrug, wurde das Schlagen seines Herzens immer heftiger. Immer lauter und schneller wummerte es, bis er schließlich den Eindruck hatte, gleich würde ihm das Trommelfell platzen. Das Blut, die Schmerzen, die gellenden Schreie der Unschuldigen, das Hämmern seines Herzens – all dies schwoll zu einem unerbittlichen Crescendo an, das ihn, wie er wusste, umbringen würde, wenn es nicht bald aufhörte.

Doch es hörte nicht auf, sondern ging weiter und weiter und schien kein Ende nehmen zu wollen.

Dann wurde es plötzlich selbst für das erlesene Blut des Obermagiers und die ihm innewohnende Güte zu viel.

Wiggs Gesicht schlug auf den harten Steinfußboden, und das Licht in seinen Augen erlosch.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Als Krassus die Waffenschmiede betrat, schlug ihm die sengende Hitze der Öfen ins Gesicht. Er hörte, wie der Dampf zischend aufstieg, wenn die Sklaven die glühend heißen, halb fertigen Waffen in die Fässer mit brackigem Wasser tauchten. Unablässig schlugen Hämmer auf heißes Metall ein. Dunkler Rauch und Ruß hingen in der Luft und schwängerten den ganzen Raum mit ihrem Gestank.

Als er einatmete, befiel ihn ein Hustenreiz. Rasch zog er das blutgetränkte Tuch aus seinem graublauen Gewand, presste es sich vor den Mund und hustete mehrmals hintereinander ab. Als er das Tuch vom Mund nahm, konnte er sehen, wie sich seine Blutsignatur über den Stoff schlängelte.

Die Krankheit wurde immer schlimmer. Seit einiger Zeit hustete er mehr als zuvor. Es wurde zunehmend deutlicher, dass er sich mit seiner Arbeit beeilen musste, wenn er Nicholas' Auftrag erfolgreich durchführen wollte, bevor er starb. Um sich seines Sieges gewiss zu sein, brauchte er die Rolle der Operativa, das einzige Teil des Puzzles, das noch fehlte.

Wütend stopfte er das Tuch in sein Gewand zurück und ging zielstrebig auf den verantwortlichen Sklavenhalterdämon zu, der sich sogleich vor ihm verbeugte.

»Lagebericht«, verlangte der Magier.

»Alles läuft bestens«, gab der groteske Diener Auskunft. »Mit jedem Tag wächst der Vorrat an Waffen, und es kommen immer neue Sklavenhalter, um sie sich zu holen. Weitere Selbstmordversuche unter den Arbeitern hat es nicht gegeben.«

Zufrieden ließ Krassus den Blick durch den Raum schwei-

fen und versuchte, den Sklaven zu entdecken, von dem ihm Janus erzählt hatte. Schließlich machte er ihn am anderen Ende des Raums aus, wo er mit auf dem Rücken gefesselten Händen stand.

»Bring ihn her«, sagte er. Der Obersklavenhalter gehorchte und trat zu Neunundzwanzig hinüber, der gerade die Arbeit eines anderen Sklaven überwachte. Der Sklavenhalter packte ihn bei der Kehle und zerrte ihn zu Krassus.

Krassus ging um den Sklaven herum, der nur mit einem Lendenschurz bekleidet war, als begutachte er irgendein Lasttier, das er kaufen wollte. Dann packte er den Sklaven bei seinem schmutzigen Kinn und drehte sein Gesicht im orangefarbenen Schein der Öfen hin und her.

Verwirrt fragte sich Neunundzwanzig, wer der Furcht erregende Mann mit dem langen weißen Haar und dem stehenden Blick sein mochte und was er von ihm wollte.

»Du bist also derjenige, der uns so viel Ärger bereitet hat, indem du versuchst hast, dich umzubringen«, sagte Krassus. »Hast du wirklich geglaubt, das wäre so leicht, mein Freund? Es freut mich, zu sehen, dass man dich gefesselt hat, damit du uns keine Schwierigkeiten mehr machen kannst. Aber wie du bald erfahren wirst, wird alles in diesem Raum, darunter auch du und die Waffenschmiede, die du beaufsichtigst, in Kürze ohne jeden Belang sein.« Er wandte sich dem Obersklavenhalter zu.

»Ich war auf dem Weg ins Scriptorium, wo mich eine weitaus dringendere Arbeit erwartet, bin aber kurz hier hereingekommen, um dir etwas mitzuteilen«, sagte er. »Ich habe befohlen, dass keine weiteren Sklaven aus Eutrakien geholt werden, da unser Bedarf gedeckt ist. Deshalb kannst du, sobald alle neuen Sklavenhalterdämonen mit Waffen ausgestattet sind, diese Schmiede schließen.«

Krassus machte auf dem Absatz kehrt, durchquerte den Raum und verließ ihn, die Tür hinter sich zuschlagend.

Als er den offenen Gang entlangschritt, der den Hof säumte, atmete er die frische, vom Meer kommende Luft ein und lauschte auf die Schreie, die in seinen Ohren immer etwas seltsam Angenehmes besaßen. Es dauerte nicht lange, bis er sie hörte.

Je weiter er ging, desto lauter wurden diese Schreie, bis sie schließlich hinter den zwei riesigen Marmortüren, an denen er vorbeikam, zum Crescendo anschwellen. Während er seinen Weg fortsetzte, verebbte das Geschrei dann nach und nach, bis bald überhaupt nichts mehr davon zu hören war.

Es schien nicht nötig, dass er nachsah, was hinter den Türen vor sich ging, denn so lange die Schreie zu vernehmen waren, lief dort alles nach Plan. Außerdem erwarteten ihn in einem anderen Teil der Zitadelle andere, weit wichtigere Angelegenheiten, um die er sich kümmern musste.

Der Raum, den er schließlich betrat, stellte einen krassen Kontrast zu dem dar, aus dem er gerade kam. Er befand sich nämlich im Scriptorium, jenem Raum, wo ein großer Teil seines Werks bereits von den Konsuln in den dunkelblauen Gewändern vollbracht worden war. Und dies war auch der Ort, an dem er sein Werk weiter voranbringen würde.

Das Scriptorium wirkte sehr groß und nahm die gesamte zweite Etage dieses Teils der Zitadelle ein. Das helle, luftige Äußere des Raums stand ganz im Kontrast zu der grausigen Arbeit, der die Konsuln hier nachgingen. Sonnenlicht strömte durch die zahlreichen breiten, offenen Fenster herein, die drei der vier langen Wände säumten und von denen aus man einen Blick auf das unruhige Meer der flüsternden Stimmen hatte. Die Luft darin war völlig geruchlos, was der Umgebung etwas Kaltes und Steriles verlieh.

Genau genommen bestand das Scriptorium aus mehreren Räumen, die durch Wände mit offenen Durchgängen voneinander getrennt waren. Auf diese Weise konnten

Krassus' Konsuln während ihrer Arbeit nicht nur leicht von einem Raum in den anderen gelangen, sondern hatten auch die Möglichkeit, sich ungestört auf ihre Tätigkeit zu konzentrieren.

Das einzige Gelass, das eine Tür hatte, war Krassus' eigenes Arbeitszimmer, das zwar groß, aber schlicht eingerichtet war. Es enthielt lediglich einen reich verzierten Schreibtisch sowie Regale voller Bücher und Schriftrollen und hatte nur ein Fenster.

Als Krassus auf die Tür seines Arbeitszimmers zuing, kniff er die Augen zusammen, um diese auf magische Weise zu entriegeln und zu öffnen. Nachdem er das Fenster hinter dem Schreibtisch geöffnet hatte, nahm der Magier Platz. Unverzüglich erschien nun auch der Konsul, dem das Scriptorium unterstand, um die Befehle seines Herrn entgegenzunehmen.

Gleich nach seiner Ankunft in der Zitadelle hatte Krassus den Konsuln die Destruktiva-Rolle übergeben, damit sie mit ihren Nachforschungen beginnen konnten. Obwohl Nicholas Krassus über den Zweck der Schriftrollen der Alten in Kenntnis gesetzt hatte, waren noch viele Untersuchungen nötig, um der Destruktiva-Rolle das Geheimnis zu entlocken, auf das all ihr Trachten gerichtet war. Deshalb hatte Krassus die Konsuln unbarmherzig dazu angetrieben, sich ihren Nachforschungen ohne Unterlass zu widmen, Tag und Nacht.

Die Arbeit hatte sich als äußerst schwierig erwiesen. Obwohl Nicholas gewusst hatte, welche Einzelheiten man brauchte, war selbst dem Sohn des Erwählten nicht bekannt gewesen, an welcher Stelle der Schrift, die sich aus unzähligen Formeln, Anweisungen und Ausführungen zusammensetzte, sie sich befanden. Deshalb musste jede Formel an einer Person mit unausgebildetem, erlesenem Blut – einem *R'talis*-Sklaven – ausprobiert werden, bis sie

auf die eine stießen, nach der sie suchten. Bisher war ihnen das noch nicht gelungen.

Krassus sah den unterwürfig vor ihm stehenden Konsul an. »Was habt Ihr zu berichten?«, fragte er.

»Aus Sicherheitsgründen«, antwortete der Konsul, »haben die Verfasser der Rolle die Formel, nach der wir suchen, offenbar innerhalb des Textes verborgen und ihr keine Überschrift gegeben. Obwohl wir inzwischen hunderte von nützlichen Latenzzaubern entdeckt und aufgezeichnet haben, konnten wir die Formel, auf die wir aus sind, immer noch nicht finden. Um unsere Suche einzugrenzen, beschränken wir uns jetzt darauf, nur die Formeln ohne Überschrift auszuprobieren.« Er machte eine Pause. »Wie es scheint, haben uns die Häretiker unsere Aufgabe nicht sonderlich leicht gemacht.«

Der Magier machte ein finsternes Gesicht. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich und verließ das Zimmer, gefolgt von dem Konsul. Krassus durchquerte das Scriptorium und machte vor einem Durchgang Halt, aus dem azurblaues Licht herausstrahlte. Hinter dem Durchgang lag ein großer Raum, an dessen einer Wand ein langer, rechteckiger Tisch stand, der mit Pergamentbögen übersät war. Über ein Dutzend Konsuln saßen am Tisch und hielten ihre Erkenntnisse mit Federkielen fest. Vor ihnen schwebte die leuchtende, zum Teil entrollte Destruktiva-Rolle.

Die Konsuln waren dabei, sich Passus für Passus vorzunehmen. Sobald sie eine Textstelle ausgewählt hatten, fing diese zu leuchten an und löste sich vom Pergament, um vor den Konsuln in der Luft zu schweben.

Die Konsuln lasen den alteutrakischen Text, übersetzten ihn und schrieben die Übersetzung auf einzelne Pergamentbögen. Nachdem sie sich vergewissert hatten, dass ihre Übersetzung korrekt war, befahlen sie den leuchtenden Worten, auf die Rolle zurückzukehren. Dann wurden

der Name und – sofern angegeben – die Verwendung des Zauberspruchs auf dem Pergament vermerkt und dieses an einen wartenden Sklavenhalterdämon weitergereicht, der damit aus dem Raum ging. Anschließend wandten sich die Konsuln den nächsten Passagen zu.

Nachdem Krassus den Konsuln eine Weile bei der Arbeit zugesehen hatte, begab er sich in den Nachbarraum, an dessen Wänden sich Regale entlangzogen, auf denen in alphabetischer Reihenfolge zahllose Bücher standen. Von Zeit zu Zeit trat einer der Konsuln zu den Regalen, um ein Buch herauszunehmen oder eines zurückzustellen.

Diese Bände enthielten jene Aufzeichnungen über die Sklaven mit erlesenem Blut, die man auf dem unterirdischen Kai gemacht hatte, nachdem diese die Schiffe verlassen hatten. Außer ihrer Blutsignatur und ihrer Blutquote waren ihr Name, ihr Alter, ihr Geschlecht sowie das Datum und der Ort ihrer Gefangennahme eingetragen worden.

Krassus wandte seine Aufmerksamkeit der Mitte des großen Raumes zu, wo einhundert weiße Marmortische standen, jeder genau zwei Meter lang und einen Meter breit. Auf jedem Tisch lag ein lebendiger Mensch – ein Sklave mit erlesenem Blut, an die Tischplatte gefesselt und von azurblauem Licht eingehüllt. An jedem Tisch stand ein Konsul und ging gewissenhaft seiner Arbeit nach. Krassus beschloss, eine Weile zuzusehen.

Nachdem der Konsul in einem der Bücher vom Regal den Eintrag zu dem Sklaven gefunden hatte, der vor ihm lag, ließ er ein Duplikat von dessen Blutsignatur aus dem Buch aufsteigen. Die Blutsignatur schwebte durch die Luft und gesellte sich zu dem übersetzten Text auf einem der aus dem Nebenraum stammenden Pergamentbögen.

Dann griff der Konsul durch das azurblaue Licht und legte dem Sklaven die Hand auf die Stirn. Verzweifelt wand

sich der entsetzte Sklave in seinen Fesseln hin und her, die jedoch keinen Deut nachgaben.

Der Konsul schloss die Augen, vergegenwärtigte sich die Formel des noch nicht erkannten, der Rolle entnommenen Latenzzaubers und machte sich vorsichtig daran, ihn in das erlesene Blut des Sklaven zu übertragen.

Der Sklave auf dem Tisch zuckte. Schaum quoll ihm aus den Mundwinkeln, und er verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Obwohl er gellende Schreie ausstieß, drang nicht der geringste Laut durch das azurblaue Licht nach draußen.

Ein interessantes Phänomen, dachte Krassus gefühllos bei sich. Zu sehen, wie jemand so heftig zuckt und schreit, und dennoch kein Geräusch zu hören.

Nach einer Weile erschlaffte der Körper des Sklaven, seine Augen schlossen sich.

Der Konsul nahm die Hand von der Stirn des Sklaven, das blaue Licht löste sich auf.

»Ist er tot?«, fragte Krassus.

»Nein«, antwortete der Konsul. »Einige von ihnen überleben es, obwohl die meisten sterben. Interessanterweise ist es so, dass diejenigen, die eine Blutquote von vier oder noch besser haben, oft überleben, sodass man sie der Prozedur von neuem unterziehen kann. Dies könnte sich eines Tages als nützlich erweisen.«

Der Konsul kniff die Augen zusammen und ließ am rechten Arm des Sklaven einen Einschnitt entstehen, aus dem ein Blutstropfen austrat, der auf Befehl des Konsuls zu dem Pergament schwebte und neben der Blutsignatur des Sklaven landete.

Der Konsul griff unter sein Gewand und holte ein Fläschchen hervor, aus dem er einen Tropfen rotes Höhlenwasser auf das Pergament goss. Fast im gleichen Augenblick bewegten sich die Tropfen aufeinander zu und vereinigten sich.

Während sich die neue Blutsignatur des Sklaven bildete, zog der Konsul ein Stück Pergament aus seinem Gewand. Darauf war der Latenzzauber dargestellt, nach dem sie alle suchten – derjenige, den Krassus von Nicholas erhalten hatte. Nachdem der Konsul die beiden Signaturen genau miteinander verglichen hatte, schüttelte er den Kopf. Sie stimmten nicht überein.

»Wieder negativ, Gebieter«, sagte er. Er winkte einen der zahlreichen Sklavenhalterdämonen heran. »Bring ihn fort«, befahl er, indem er auf den Sklaven zeigte, der auf dem Tisch lag.

Plötzlich hörten sie einen Freudenschrei – von einem anderen Tisch. Krassus eilte zu dem Konsul hinüber, der den Schrei ausgestoßen hatte.

»Was ist?«, fragte er.

»Ich habe ihn gefunden, Gebieter«, flüsterte der Konsul, dem vor Aufregung fast die Stimme versagte. Die Sklavin, die vor ihm auf dem Tisch lag, war tot.

»Zeigt her«, befahl Krassus, dem die Hände vor Erregung zitterten.

Mit einer leichten Verbeugung überreichte ihm der Konsul ein Pergament mit dem Latenzzauber, nach dem sie suchten, und eines mit der gerade entstandenen Blutsignatur der toten Sklavin. Während Krassus die beiden Signaturen sorgfältig miteinander verglich, schlug ihm das Herz sogleich höher.

Ein Irrtum war ausgeschlossen. Dies war die Latenzzauberdarstellung, nach der Nicholas ihm befohlen hatte zu suchen. Jetzt konnte er endlich die nächste Phase seines Werks beginnen. Mit funkelnden Augen wandte er sich einem der Sklavenhalterdämonen zu.

»Hol Wulfgar«, sagte er.

VIERZIGSTES KAPITEL

Tristan war von der Schönheit der Insel, auf die das Boot zuhielt, überwältigt. Die anderen Boote hatten den Strand bereits erreicht, und Tristan konnte jetzt sehen, wie die letzten Matrosen gerade davoneilten und im Wald verschwanden.

Fast unmittelbar an der Küste erhoben sich steile Felsen, deren Spitzen grauer Nebel umhüllte. Unterhalb des Nebels waren sie mit dichtem, smaragdgrünem Pflanzenwuchs bedeckt. Tristan musste unwillkürlich lächeln. Auf den ersten Blick sah das Ganze ausgesprochen paradiesisch aus.

Am Ufer ragten knorrige hohe Bäume mit breiten Kronen auf, in denen Früchte und Beeren in den unterschiedlichsten Farben wuchsen. Zwischen den Bäumen spannten sich dicke, kräftige Kletterpflanzen, und die Luft hatte ein angenehmes, süßsaureres Aroma, das sich aus dem Duft der Blumen und Pflanzen sowie dem salzigen Geruch des Meeres zusammensetzte. Das Vogelgezwitscher, das an sein Ohr drang, klang fremd und melodisch.

Während Tristan aus dem Boot kletterte und sich zu Tyranny und Scars auf den Holzsteg gesellte, fiel ihm ein, dass die Kapitänin gesagt hatte, die Insel sei sowohl verlockend als auch gefährlich. Ersteres vermochte er ohne weiteres nachzuvollziehen. Doch dass sie auch gefährlich sein sollte, konnte er sich angesichts des idyllischen Anblicks, der sich ihm bot, nur schwer vorstellen.

Als hätte Tyranny seine Gedanken gelesen, drehte sie sich ihm zu. Ihr Gesicht hatte immer noch einen sorgenvollen Ausdruck.

»Wo sind denn all die Schiffe, die Eurer Aussage nach

hier stationiert sind?«, fragte Tristan, als die drei über den Steg zum Ufer gingen.

»Die Schiffe sind meist in verschiedenen kleinen Buchten längs der Küste vertäut«, antwortete Tyranny. »Auf diese Weise ist gewährleistet, dass bei einem Angriff auf die Insel nicht alle zugleich zerstört werden und zumindest einige entkommen können.«

Während sie noch sprach, führte sie die zwei Männer einen schmalen, ausgetretenen Pfad zwischen den Felsen entlang, der von dichtem Gebüsch gesäumt wurde.

»Deshalb seid Ihr also auf dieser Seite der Insel vor Anker gegangen, ja?«, fragte Tristan. »Damit Eure Schiffe nicht bemerkt werden.«

»Genau«, erwiderte sie. »Ich möchte lieber zu Fuß in den Ort, und zwar so unauffällig wie möglich, da ich nicht weiß, welchen Empfang mir Rolf bereiten würde, falls er gerade hier und nicht auf See ist. Sollte er nämlich meine Schiffe beschlagnahmen, säßen wir hier lange fest.«

Tristan sah zu seinem rechten Stiefel hinunter und dachte an das kleine Stück Pergament von der Destruktiva-Rolle, das ein unbekannter Wohltäter dort versteckt hatte und das er so schnell wie möglich zu den Magiern und der Kräuterfrau bringen musste. Er presste die Zähne aufeinander. Langsam hatte er es satt, von anderen abhängig zu sein. Er sehnte sich nach Hause zurück und würde alles tun – notfalls sogar töten –, um wieder nach Tammerland zu gelangen.

»Und wo bekommen wir das Segeltuch und die Spieren her?«, fragte er.

»Es gibt hier Händler und Schmiede«, erklärte Scars. »Die meisten von ihnen haben einmal zu den Piraten gehört, sich dann aber entschlossen, Geschäftsleute zu werden und die gestohlenen Stoffe zu verarbeiten. Das bedeutet gutes Geld bei geringerem Risiko. Vor allem, da die

meisten der Piraten lieber auf See sind, als hier zu sitzen und Segel zu flicken oder Spieren glatt zu hobeln. Ein ungewöhnliches Arrangement, aber es bewährt sich. Falls Rolf also nichts dagegen hat beziehungsweise keine anderen Anweisungen gibt, werden wir mit ihnen ins Geschäft kommen. Ich fürchte allerdings, dass ihr Preis sehr hoch sein wird, vielleicht sogar zu hoch. Unser Kisavorrat ist nämlich gewaltig zusammengeschmolzen.«

Dann zog Scars Tristan näher zu sich heran und bedeutete ihm, ein Stück hinter Tyranny zurückzubleiben. Neugierig verlangsamte Tristan den Schritt.

»Ehrlich gesagt habe ich meine Zweifel, ob wir überhaupt Erfolg haben werden, vor allem wegen Rolf«, flüsterte Scars. »Ich kann mir ungefähr denken, wie er reagiert haben mag, als ihn die Kapitänin eines Nachts ohne jede Vorwarnung verließ und im Mondlicht davongesegelt ist. Er hatte nämlich damit begonnen, sie zu schlagen, was sie sich verständlicherweise nicht hat bieten lassen. Offen gestanden hat es mich sogar überrascht, dass sie ihn nicht sofort umgebracht hat. Aber die Liebe schwächt eben die Entschlossenheit, nicht wahr? Und wie Ihr ohne Zweifel bemerkt haben werdet, versteht sie es auf das Geschickteste, die Narben auf ihrem Herzen zu verbergen. Wenn ich gewusst hätte, was damals vor sich ging, ich hätte den Dreckskerl eigenhändig umgebracht.« Scars legte eine Pause ein, um Tristan eindringlich anzusehen. »Haltet Euer Schwert und Eure Messer griffbereit. Rolf ist daran gewöhnt, mich in der Nähe der Kapitänin zu sehen, aber auf einen fremden Mann, der vertraut mit ihr umgeht, wird er wohl nicht gerade freundlich reagieren. Und er weiß sein Schwert sehr gut zu führen.«

Wieder presste Tristan die Zähne aufeinander. *Ich auch*, dachte er bei sich.

Eine Zeit lang gingen die beiden schweigend nebenei-

inander her. Der schmale, ausgetretene Pfad schlängelte sich, wie Tristan am Stand der Sonne feststellen konnte, nach Westen. Nach einer Weile konnte er die ersten Marmorbrocken erkennen.

Die kannelierten Säulenteile waren von einem Ausmaß, wie er es überhaupt noch nie bei einer Säule gesehen hatte. Seiner Schätzung nach wären mindestens dreißig Mann nötig gewesen, um den kleinsten der Überreste zu umspannen. Sie wirkten sehr alt und bestanden aus einer seltenen, rosaroten Marmorart, die in tieferen Rottönen gemasert war. Wie von Riesen hingeworfen, lagen die Bruchstücke verstreut am Wegesrand.

»Wie sind die hier nur hergekommen?«, fragte er Tyranny, nachdem er seinen Schritt beschleunigt und sie wieder eingeholt hatte.

»Das solltet wohl eher Ihr mir verraten«, entgegnete sie, ohne ihn anzusehen. »Wie ich Euch bereits gesagt habe, steckt hinter alldem das Direktorium. Das sind doch Eure Magier, oder?«

Leise lachend schüttelte Tristan den Kopf und wandte sich wieder den Marmorbrocken zu, deren Zahl allmählich zunahm. Jetzt waren auch ganze Säulen zu sehen, die mit ihren verzierten Kapitellen die typische Machart eutrakischer Säulen aufwiesen.

Dann entdeckte er auch frei stehende Mauerteile, die mit Alkoven und Pilastern geschmückt waren und darauf warteten, zu Teilen eines Gebäudes zu werden, das allerdings niemals gebaut werden würde. Auch Statuen bemerkte er, die sowohl Menschen als auch Tiere darstellten.

Nach einer Weile verlangsamte Tyranny den Schritt und hob die Hand. Als Tristan neben sie trat, sah er ein Tal vor sich liegen.

Am anderen Ende dieses Tals brandete das Meer der flüsternden Stimmen gegen die Küste. Dutzende von Schiffen

lagen mit eingeholten Segeln an den Holzstegen vor Anker, die in die See hinausragten. Und im Herzen des Tals befand sich der Ort Sanktuarium.

Er wirkte ziemlich groß, fast wie eine Stadt, was Tristan verblüffte, da er erwartet hatte, Sanktuarium würde kaum mehr als eine Ansammlung hastig errichteter, windschiefer Hütten sein. Doch er hatte sich gewaltig getäuscht. Trotz des Umstands, dass der Ort offenbar schon vor langer Zeit errichtet worden war, glänzten seine Gebäude wie kostbare Edelsteine in der Mittagssonne und hatten etwas zeitlos-Ursprüngliches an sich. Die Straßen waren gerade und im Schachbrettmuster angelegt. In der Mitte lag ein großer, mit rosarotem Marmor gepflasterter Platz, in dessen Zentrum eine Darstellung des blutroten Unvergleichlichen eingelassen war.

Auf den Straßen herrschte reges Treiben. Als die drei die Stadt erreicht hatten, stellte Tristan fest, dass sie bei weitem nicht so elegant war, wie sie aus der Ferne gewirkt hatte. Die Fassaden der Gebäude waren zwar von großer Schönheit, doch da bei vielen Häusern die Türen offen standen, konnte Tristan sehen, was die Piraten im Innern angerichtet hatten. Überall lagen Aleflaschen, Unrat und Kleidungsstücke. Es machte fast den Eindruck, als lebten hier keine Menschen, sondern Tiere. Angewidert wandte sich Tristan ab.

Die Männer wie auch die Frauen auf den Straßen schienen allesamt sehr ausgelassen zu sein. Da Tristan und seinen Gefährten kaum jemand Beachtung schenkte, hatte der Prinz Gelegenheit, ungehindert Beobachtungen anzustellen. Im Großen und Ganzen waren die Männer hier ein schmutziger, schlampiger Haufen. Die meisten trugen Kleidung in den grellsten Farben und hatten kunstvolle Tätowierungen. Sie starrten vor Waffen und Schmuck und schienen größtenteils mehr oder weniger betrunken zu

sein. Immer wenn einer von ihnen in seine Richtung schaute, konnte Tristan ein argwöhnisches, grausames Funkeln in seinen Augen erkennen.

Während sie weitergingen, nahm der Lärm um sie herum immer mehr zu. Anreißer versuchten lautstark, sie dazu zu bringen, bei Spielen und Wettkämpfen Geld zu setzen. Von den Balkons der Häuser riefen spärlich bekleidete Huren den Passanten Schweinereien zu und versuchten, sie zu sich nach oben zu locken. Bisweilen drang das Keuchen und Stöhnen hastigen Geschlechtsverkehrs aus einer Gasse an Tristans Ohr.

Die ganze Stadt schien ein einziges, brodelndes Durcheinander zu sein, in dem Perversion, Trunksucht und Gier herrschten. Tristan hoffte inständig, dass sie schnell bekommen würden, was sie brauchten, um unverzüglich wieder von hier wegzukommen. Nach einer Weile führte Tyranny sie in eine schmale, ruhige Straße und machte vor einem unauffälligen Laden Halt.

»Hier können wir unsere Spieren bestellen«, sagte sie. »Jonah, der Inhaber, war ein Freund meines Vaters. Fürs Erste sind wir also in Sicherheit.«

Tyranny trat mit Tristan und Scars im Schlepptau in den Laden. Die Glocke über der Tür schlug an, um zu verkünden, dass Kundschaft da war.

Der Laden war klein und hatte im hinteren Teil eine Tür, durch die man auf den Hof einer Zimmermannswerkstatt sehen konnte. Mehrere Männer waren damit beschäftigt, Schiffszubehör herzustellen. Der angenehme Geruch von Holzspänen stieg Tristan in die Nase, während er den Mann betrachtete, der sich über den Tresen beugte.

Er war älter, als der Prinz erwartet hatte, und trug eine große Brille. Oben auf der Brille war eine kleinere, stärkere Linse angebracht, die sich nach unten klappen ließ. Sein krauses, eisengraues Haar und die gestreifte Schürze, die er

sich vor den Kugelbauch gebunden hatte, waren mit gelblichbraunem Sägemehl bedeckt.

»Jonah«, sagte Tyranny, während sie auf den Tresen zuinging, »ich brauche Hilfe.«

Ohne aufzublicken, scheuchte er sie mit seiner fetten, schwieligen Hand unhöflich fort. »Ja, ja, wer braucht die nicht? In der letzten Zeit scheint die ganze verdammte Insel meine Dienste zu benötigen. Offenbar sind die Kreischlinge aus irgendeinem Grund tätiger denn je. Verschwinde und komm wieder, wenn ich nicht mehr so viel zu tun habe«, sagte er barsch, ohne von seinem Geschäftsbuch aufzublicken.

Tyranny lächelte zaghaft. »Jonah«, sagte sie etwas eindringlicher. »Ich bin's ... Tyranny.«

Jonahs Kopf fuhr hoch. Mit entzücktem Gesichtsausdruck kam er hinter dem Tresen hervorgerannt und schloss Tyranny so fest in die Arme, dass er sie fast zerquetschte. Sie grinste breit.

»Wie schön, dich zu sehen, meine Liebe!«, rief er. »Wie lange ist es her? Drei Monate? Vier?« Dann verfinsterte sich seine Miene. »Du hättest nicht zurückkommen sollen, weißt du. Seit du weg bist, ist Rolf ungenießbar. Hast du den Verstand verloren?«

Bevor sie antworten konnte, sah er Tristan an. »Und wer ist das?«

»Ein Freund«, erwiderte Tyranny.

Jonah musterte Tristan von oben bis unten, dann nickte er ihm zu. Tristan nickte zurück.

»Du brauchst Spieren, sagst du?«, fragte Jonah und sah sie beunruhigt an. »Kreischlinge?«

»Drei Strudel auf einmal«, antwortete sie. »Wir sind nur knapp mit dem Leben davongekommen.«

Jonah riss erstaunt die Augen auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Drei Strudel hat noch nie jemand

überlebt«, flüsterte er. »Seit kurzem werden sie wesentlich heftiger als früher, aber niemand scheint zu wissen, warum. Hast du eine Erklärung?«

Tyranny schüttelte den Kopf.

Tristan holte tief Luft, hielt jedoch den Mund. Er wusste sehr gut, warum, aber er wusste auch, dass jetzt nicht die rechte Zeit war, darüber zu sprechen.

»Und hast du die Maßangaben dabei?«, fragte Jonah Tyranny.

Scars holte ein Stück Pergament aus der Hosentasche und gab es ihm. Mit einer raschen Handbewegung klappte Jonah die oben auf seiner Brille angebrachte Linse herunter und sah sich die Liste an.

»Hm«, murmelte er. »Fünf neue Spieren, alle von einer anderen Dicke und Länge. Das wird einige Zeit dauern. Aber wenn ich alles andere zurückstelle, kann ich sie morgen früh für dich fertig haben. Sagen wir zweihundert Kisa? Dabei verdiene ich nichts, mein Kind. So wie Rolf sich aufführt, musst du so schnell wie möglich wieder von hier fort.« Er klappte die Linse wieder hoch.

Tyranny nickte Scars zu. Der Obermaat band den Lederbeutel an seinem Gürtel auf, nahm einhundert Kisa als Anzahlung heraus und gab sie Jonah. Nachdem der Ladeninhaber die Münzen in die Tasche seiner Schürze gesteckt hatte, sah er Tyranny wieder mit besorgtem Blick an.

»Wenn ihr von drei Strudeln angegriffen worden seid, dürftest du auch Segel brauchen.«

»Stimmt.«

»Das könnte allerdings ein Problem sein.«

Tyranny zog ein langes Gesicht. »Warum das?«, fragte sie.

»Weil es jetzt nur noch einen Segelmacher hier gibt, einen Kerl namens Ichabod, der neu auf der Insel ist«, erklärte Jonah. »Er hat Mörder gedungen, die die beiden an-

deren Segelmacher umgebracht haben. Auf diese Weise hat er sich den Platz gesichert. Die Dinge haben sich geändert, seit du das letzte Mal hier warst, Tyranny. Früher gab es immerhin noch so etwas wie Diebesehre. Aber seit Rolf das Sagen hat, ist hier alles im Argen. Rolf erhält nicht nur von Ichabod, sondern auch von vielen anderen Händlern einen Anteil von dem, was sie einnehmen. Die Wahrscheinlichkeit, dass du deine Segel bekommst und dich davonmachen kannst, ohne dass er es erfährt, ist äußerst gering.«

Tyrannys Gesicht verhärtete sich. Sie holte tief Luft. »Ich habe aber keine andere Wahl. Wo finde ich diesen Ichabod?«

»Er ist immer in der Taverne *Flügel und Klaue*. Offenbar ist er inzwischen so reich geworden, dass er andere für sich arbeiten lassen kann und es nicht mehr nötig hat, selbst im Laden zu stehen.«

Jonah streichelte Tyranny die Wange. »Sei vorsichtig, mein Kind«, warnte er sie. »Ichabod ist ein aalglatter, verschlagener Bursche. Nichts würde ihm mehr gefallen, als dich übers Ohr zu hauen.«

Tristan kam ein Gedanke. »Ich glaube, Ihr zwei solltet hier bleiben«, sagte er zu Tyranny und Scars. »Mich kennt dieser Ichabod ja nicht. Wenn ich allein gehe, ist unsere Aussicht auf Erfolg wesentlich größer.«

»Vertraust du ihm?«, fragte Jonah Tyranny.

»Ja.«

»Dann solltet ihr seinen Vorschlag befolgen. Ich weiß, dass du es vorziehst, deine Angelegenheiten selbst zu erledigen, aber in dieser Lage hier ist das wirklich das Klügste.«

Nachdem Tyranny Tristan einen Augenblick lang unverwandt angesehen hatte, nickte sie Scars zu, der dem Prinzen zögernd den Lederbeutel und die Liste aushändigte, auf der aufgeführt war, was an Segeln sie brauchten. Tristan gab die Liste an Jonah weiter.

»Und wie viel dürfte das alles ungefähr kosten?«, fragte er. Jonah klappte seine Linse herunter und studierte die Liste. »Vierhundert Kisa wären ein fairer Preis«, erwiderte er. »Aber Ichabod ist nicht gerade für Fairness bekannt. Also sagen wir fünfhundert, weil es ein Eilauftrag ist. Aber mehr als sechs solltet Ihr unter keinen Umständen zahlen.« Er gab dem Prinzen die Liste zurück.

»Ist da genug Geld drin?«, fragte Tristan Tyranny.

»Gerade mal so«, antwortete Tyranny. »Das ist alles, was ich habe. Am besten lasst Ihr die Hälfte hier bei mir. Wenn Ihr mit ihm einig geworden seid, gebt Ihr ihm eine Anzahlung.« Tristan zählte dreihundert Kisa ab, gab Tyranny den Rest und steckte den Beutel in seine Weste.

»Bleibt hier«, sagte er. »Ich werde versuchen, so schnell wie möglich zurückzukommen.« Er sah Jonah an. »Wo finde ich diese Taverne?«

»Die Straße runter, dann rechts, und von da aus immer geradeaus«, antwortete Jonah. »Ihr könnt sie gar nicht verfehlen«, fügte schließlich er mit angewidertem Gesicht hinzu.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging Tristan aus dem Laden. Doch als er auf der Straße war, hörte er die Tür hinter sich aufgehen, und Tyranny erschien. Sie sah ihn mit seltsamem Blick an. Dann schlang sie rasch die Arme um ihn und küsste ihn sanft auf den Mund.

»Viel Glück«, flüsterte sie.

Tristan lächelte. »Keine Bange«, sagte er. »Auch ich will schließlich nach Hause.« Dann nahm er sanft ihre Hände von seinen Schultern, drückte sie und drehte sich um, um die Straße hochzugehen.

Unterwegs wurde er immer wieder von Huren, Anreißern und Dieben belästigt. In der Gosse lagen Betrunkene, denen andere die Taschen durchsuchten.

Die Taverne war ein großes, verfallenes Gebäude, das aus

dem allgegenwärtigen rosaroten Marmor bestand. Die zweiflügelige Eingangstür stand weit offen. Auf die eine Hälfte war ein schwarzer Flügel gemalt, auf die andere eine schwarze Klaue. Vor dem Gebäude befand sich ein Gelände, an dem etwa ein Dutzend Pferde festgemacht waren. Von drinnen waren Gelächter, Musik, Gläserklirren und streitende Stimmen zu hören.

Nachdem sich der Prinz vorsichtig umgesehen hatte, zog er den Lederbeutel aus seiner Weste, entnahm ihm einhundert Kisa und steckte sie in die Tasche. Wenn er eine Anzahlung auf die Segel leisten musste, dann konnte er das jetzt tun, ohne dass jemand die restlichen Münzen sah. Nachdem er sich noch einmal rasch umgesehen hatte, schob er den Beutel unter seine Weste zurück.

Dann ging er die Marmorstufen hoch und trat ein.

Kaum war er durch die Tür, da wusste er, dass Schwierigkeiten bevorstanden.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Faegan saß in dem kleinen Boot am Ufer des Sees und machte sich große Sorgen. Die lastende Stille, die ringsum herrschte, trug noch zu seiner Unruhe bei. Gleich nachdem Wigg und die Hüterin im Tunnel verschwunden waren, hatte ihn nahezu lähmende Angst befallen. Eine lange Zeit war vergangen, seit ihn die beiden hier zurückgelassen hatten – zumindest kam sie ihm lang vor. Doch hier, in diesem Steingrab, hatte Zeit keine Bedeutung.

Er blickte über den See zu den schwimmenden Gärten und dem azurblauen Wasser hinüber, das friedlich aus der Wand über ihnen heraussprudelte. Was für eine erstaunliche Manifestation der Magie, dachte er. Aber würde Wigg seine Prüfung überleben, sodass sie endlich nach Hause zurückkehren und von dem neu erworbenen Wissen Gebrauch machen konnten? Oder würde er seinen Freund, den Obermagier, nie wiedersehen?

Faegan drehte sich zum Tunneleingang zurück. Nach einer Weile nahm er mit seinen scharfen Augen eine Bewegung wahr. Er erstarrte. Die Hüterin kehrte zurück. Auf ihren ausgestreckten Armen trug sie den Körper des Obermagiers.

Faegan stockte der Atem. Wiggs Gesicht wirkte leichenblass, seine Arme hingen schlaff herunter. Der Kopf war zur Seite gefallen, sein Mund stand offen, die Lippen waren mit Schaum bedeckt. Unverzüglich schwebte Faegan in seinem Rollstuhl aus dem Boot und landete vor der Hüterin. Sie legte Wigg vor ihm in den Sand.

»Euer Freund lebt«, sagte sie, »doch trennt ihn nicht viel

vom Tod. Er ist einer der wenigen, die die Prüfung überstanden haben. Seine Reue sitzt tief, doch sein Herz und sein Blut sind von großer Güte. Und allein diese Güte hat ihn seine Qualen überstehen lassen.«

Faegan beugte sich nach unten, um die kalte Stirn seines Freundes zu befühlen. Er schloss die Augen und rief die Magie zu Hilfe. Wiggs Herz schlug nur schwach, sein Geist war tief versunken. Faegan sah zu der Erscheinung im dunklen Gewand hoch.

»Wird er sich wieder erholen?«

»Sein Blut ist stark«, antwortete sie. »Im Laufe der Zeit wird er wieder gesunden. Aber seine Seele wird für immer den Stempel dessen tragen, was ihm heute widerfahren ist.« Sie hob die Hand und bedeutete Faegan, er möge den Obermagier ins Boot schweben lassen.

Er kam dieser Aufforderung nach und lenkte Wiggs Körper auf einen der Sitze. Nachdem Faegan ebenfalls eingestiegen war, setzte sich die Hüterin wieder ans Heck und stakte das Boot mit ihrem Stab auf das gegenüberliegende Ufer zu. Als sie in der Nähe der schwimmenden Gärten angelegt hatte, wandte sie sich ihm zu.

»Es ist Zeit, Euch zu gewähren, weshalb Ihr gekommen seid, Magier« sagte sie. »Lasst Euren Freund hier und folgt mir.«

Faegan schwebte ihr im Stuhl hinterher, während sie einen der Steinpfade, die sich zwischen den leuchtenden Teichen hindurchschlängelten, langsam emporkletterte. Der faszinierende Anblick versetzte Faegan in eine Aufregung, die er kaum zu zügeln vermochte.

Jedes Kraut der Magie schien hier vertreten zu sein, darüber hinaus aber auch noch viele andere, die er nie zuvor gesehen hatte. Nach einer Weile machte die Hüterin neben einem der größten Teiche Halt. Faegan setzte seinen Stuhl auf der Erde ab.

»Haben all das hier diejenigen, die vorausgingen, hinterlassen?«, fragte er.

»Alle Dinge der Magie gehen geradewegs auf diejenigen oder auf die Häretiker zurück«, antwortete sie. »Oder auf das, was noch vor ihnen war – nämlich die zwei leuchtenden Kugeln der Magie. Die helle, goldene Kugel der Operativa und die dunkle, brodelnde Kugel der Destruktiva speisen auf ewig die zwei einander entgegengesetzten Seiten der Magie, stets einander anziehend, nie aber sich berührend. Gewiss habt Ihr inzwischen gelernt, sie heraufzubeschwören, und seid Zeuge ihrer Majestät und Kraft geworden. Gleichwohl gibt es noch vieles, das Ihr lernen müsst. Nicht nur über die Magie, sondern auch über die Kugeln und ihre Herren, die so lange vor Euch hier waren.«

Faegan beugte sich vor, um den Teich zu betrachten. »Und die Dinge, die ich brauche, um meine Kräuter und Öle voneinander zu trennen, befinden sich hier in diesem Teich?«, fragte er. Auf dem Wasser schwammen zahlreiche wunderschöne Pflanzen. Trotz seines großen Wissens musste er sich allerdings eingestehen, dass ihm keine davon bekannt war. Er spürte, wie das Wasser sein erlesenes Blut anlockte, und zwar auf eine Weise, der er trotz seiner Gelehrtheit und Disziplin nicht zu widerstehen vermochte. Sein Atem beschleunigte sich, und wie benommen streckte er langsam die Hand in Richtung Teich aus.

»Halt, Ihr Narr!«, schrie die Hüterin, als seine Finger schon kurz davor waren, die Oberfläche des Wassers zu berühren. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit und überraschend großer Kraft packte sie sein Handgelenk. Verblüfft blickte er in die dunkle, gesichtslose Kapuze hoch.

»Was ist denn?«, fragte er.

Sie ließ ihn los und hielt ihm ihre Knochenhand vor die Augen.

»Sagt, Magier«, fragte sie in schrillum Ton, »wie, meint

Ihr wohl, bin ich so geworden? Wollt Ihr dasselbe Schicksal erleiden?»

Da begriff er alles. Das azurblaue Wasser in diesen Kammern der Buße hatte eine solche Kraft, dass es buchstäblich giftig war, und vor Urzeiten hatte ihr erlesenes Blut sie dazu gebracht, ebender Versuchung zu erliegen, die ihn gerade befallen hatte. Für ihren Fehler hatte sie daraufhin mit dem Fleisch ihrer Hände, vielleicht sogar mit dem des ganzen Körpers bezahlt. Und deshalb hatten diejenigen, die vorausgingen, sie vermutlich aufgefordert, für alle Ewigkeit hier zu bleiben, auf dass sie anderen Bittstellern half und mit Rat und Tat zur Seite stand.

Faegan schluckte schwer. »Das tut mir sehr Leid für Euch«, sagte er. »Es war mir nicht klar.«

»Mir seinerzeit auch nicht«, gab sie zurück. Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Nur das Plätschern des Wassers, das in die leuchtenden Teiche floss, war zu hören.

»Dies ist in der Tat der Teich, der enthält, was Ihr benötigt« sagte sie schließlich. »Doch aus nahe liegenden Gründen wird es keiner von uns beiden pflücken.«

Sie hob ihren Stab sowie ihre freie Hand in die Höhe. »Kommt zu mir, meine Hübschen«, befahl sie.

Faegan hörte ein Knirschen, das von der Wand hinter ihnen kam. Als er sich umdrehte, sah er, dass das Wasser, das aus einem der Löcher floss, versiegt war. Das Loch wurde immer größer, bis es schließlich einen Durchmesser von einem Meter hatte.

Ein Vogel streckte den Kopf aus dem Loch heraus, sah sich vorsichtig um und schwang sich in die Luft. Drei weitere Vögel erschienen und machten sich ebenfalls daran, über den Köpfen von Faegan und der Hüterin zu kreisen. Wie gebannt beobachtete der Magier die Vögel. Etwas Ähnliches hatte er noch nie gesehen.

Die vielfarbigen Vögel leuchteten azurblau. Ihre Hälse

waren lang und anmutig, desgleichen ihre breiten, in strahlenden Farben gefiederten Schwänze. Sie hatten lange, spindeldürre Beine – wie Störche. Doch ihre schimmernden Körper waren ziemlich kompakt, ihre Füße gelb und mit Schwimmhäuten versehen – wie die von Enten. Unterhalb ihrer langen breiten Schnäbel besaßen sie einen Beutel, wie man ihn bei Vögeln sieht, die in der Nähe des Meeres leben und sich von Fischen ernähren. Als die Hüterin langsam die Hände senkte, kamen die Vögel angefliegen und landeten einer nach dem anderen in der Nähe von Faegans Stuhl.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, zeigte die Hüterin auf den Teich. Gehorsam staksten die Vögel ins Wasser und schwammen vorsichtig zwischen den Pflanzen hindurch, um mit ihren breiten Schnäbeln Blätter, Blüten und Halme abzapflücken.

Die Hüterin griff unter ihr Gewand und holte ein Glasgefäß mit aufzuklappendem Deckel hervor. Nachdem sie diesen Deckel geöffnet hatte, reichte sie das Gefäß einem der Vögel, der es in den Schnabel nahm und ins Wasser tauchte, um es mit dem hellgrünen Öl zu füllen, das an einer Stelle des Teiches auf dem Wasser schwamm.

Nach einer Weile kamen die Vögel wieder aus dem Teich und legten dem Magier nacheinander ihre Schätze zu Füßen. Der Vogel, der das Öl geschöpft hatte, stellte das Glasgefäß ab und schloss es mit seinem Schnabel.

Faegan lächelte breit und schaute zu der Hüterin auf. »Wie kommt es, dass das Wasser auf sie nicht die gleiche Wirkung hat wie auf Euch?«

»Ganz einfach« erwiderte sie. »Es sind Geschöpfe derjenigen, die vorausgingen. Nach meinem tragischen Missgeschick haben diejenigen sie erschaffen, um mir zu helfen, die Gaben der schwimmenden Gärten zu ernten. Seitdem sind sie meine einzigen Gefährten.« Sie sah zu den Vögeln hinüber und nickte.

Sie erhoben sich in die Luft und flogen einer nach dem anderen durch das Loch in der Wand. Die Öffnung nahm ihre ursprüngliche Größe wieder an und ließ erneut das Wasser durch. Faegan betrachtete die zu seinen Füßen liegenden Schätze.

»Darf ich sie jetzt anfassen?«, fragte er.

»Nein«, antwortete sie. »Sie sind noch nass und deshalb nach wie vor gefährlich.« Die Hüterin griff von neuem unter ihr Gewand und holte einen kleinen, azurblau leuchtenden Beutel hervor. Diesen öffnete sie und hielt ihn dem Magier hin.

»Bedient Euch Eurer magischen Kräfte, um die Pflanzen und das Gefäß in den Beutel zu befördern«, befahl sie ihm. »Er wird Euer Fleisch schützen, bis Ihr wieder zu Hause seid. Der Zauber, mit dem er belegt ist, ist so beschaffen, dass der Beutel das Wasser aufsaugt und harmlos macht. Später werdet Ihr die Kräuter dann anfassen können. Ich habe einen Zauber gewirkt, der das Trocknen der Kräuter beschleunigt. Bald werden sie benutzbar sein.«

Faegan tat, wie ihm geheißen, und ließ die Pflanzen und das Glas in den Beutel schweben. Nachdem die Hüterin den Beutel fest zusammengezogen hatte, legte sie ihn Faegan in den Schoß.

»Danke«, sagte er. »Ihr habt gar keine Vorstellung davon, wie sehr Ihr gerade dazu beigetragen habt, die Kunst der Operativa zu erhalten.«

»Eure Dankbarkeit ist im Augenblick unwichtig«, sagte sie. »Ihr müsst diesen Ort schnellstens verlassen und von dem, was ich Euch gegeben habe, Gebrauch machen. Seht zu, dass Ihr nicht scheitert, und vergeudet nicht, was Ihr erhalten habt. Die Menge reicht für nur einen Versuch aus, Eure Kräuter und Öle voneinander zu trennen. Die Zeit drängt.«

Faegan blickte auf den Beutel hinunter. »Und wie soll ich diese Gaben anwenden?«, fragte er.

»Zuerst müsst Ihr Euch davon überzeugen, dass die Kräuter völlig trocken sind. Das wird mehrere Tage in Anspruch nehmen. Dann solltet Ihr sie zu einem feinen Pulver zermahlen. Vermischt das Pulver mit Euren Vorräten und seht aus der Entfernung zu, was geschieht. Sorgt aber vorher dafür, dass in der Nähe genügend Behälter bereitstehen. Das Öl könnt ihr jedoch sofort benutzen, um Eure Öle zu trennen.«

Faegan warf einen Blick auf Wigg, der noch immer bewusstlos im Boot lag.

»Möglicherweise schaffe ich es nicht, Wigg in diesem Zustand auf dem ganzen Weg zurück levitieren zu lassen«, sagte er, an die schmale, enge Treppe denkend, die sie heruntergekommen waren.

»Diejenigen, die vorausgingen, wussten allerdings, dass jemand, der die Prüfung überlebt hat, nicht imstande sein würde, diesen Ort mit eigener Kraft zu verlassen«, erwiderte sie. »Es führt noch ein anderer Weg hinaus.« Sie hob die Arme.

Licht flutete von der Decke und fiel in einem hellen weißen Kreis auf den Boden. »Kommt ins Licht und bringt den anderen Magier mit«, sagte sie.

Nachdem Faegan den Beutel unter seinem Gewand verstaut hatte, ließ er Wiggs leblosen Körper auf seinen Schoß schweben und flog mit seinem Stuhl zu dem Lichtkreis. Unverzüglich wurde das weiße Licht azurblau. Sein Stuhl hob sich.

»Was geht hier vor?«, fragte er beunruhigt.

»Ihr verlasst die Kammern der Buße«, antwortete sie. »Lebt wohl, Magier.«

Der Stuhl drehte sich immer schneller und erhob sich in die Luft. Die Geschwindigkeit nahm derart zu, dass Faegan befürchtete, Wigg nicht mehr festhalten zu können. Auf magische Weise seine Körperkraft steigernd, umklammerte

er Wiggs Beine und Arme, während sich der Strudel in Schwindel erregendem Tempo nach oben schraubte.

Als Faegan den Schaft aus azurblauem Licht emporblickte, stellte er fest, dass dieser direkt in die Oberwelt führte, in die frische Luft und das Licht der Sonne.

Die Hüterin hob noch einmal die Arme. »Vergesst nicht, was ich Euch vom Fluss der Gedanken erzählt habe, Magier!«, rief sie von weit unten. »Lebt wohl!«

Faegan wollte sie unbedingt noch weiter dazu befragen, doch bevor er dazu kam, hatte das azurblaue Licht die beiden Magier schon davongetragen.

VIERTER TEIL

Wiedergeburt

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL

In gewisser Weise gilt die Zeit während der Ausübung der Magie wenig. Denn denen, welche sich da gewähren den Zeitzauber, wird ein Jahr bisweilen wie ein Tag, ein Tag wie ein flüchtiger Augenblick erscheinen. Und die Latenzzauber, mit denen ihr Blut belegt ist, werden verleihen ihnen große Gaben wundersamer wie auch schrecklicher Art.

Aus der Schriftrolle der Operativa

Nachdem Tristan die Taverne betreten hatte, blieb er kurz an der Tür stehen, um sich zu orientieren.

Der Raum, der vor ihm lag, war sehr groß und wurde nur von wenigen Kronleuchtern erhellt, die ein trübes Licht spendeten. Überall standen Tische, an der Wand zu seiner Rechten zog sich ein langer Bartresen entlang. In einer Ecke führte eine Treppe nach oben – zu den Schlafzimmern, wie er vermutete. Die anwesenden Männer und Frauen machten einen Heidenlärm. Einige von ihnen waren nur spärlich bekleidet und gaben sich ungeniert ihrer Lust hin. Andere hockten da und tranken oder spielten mit Würfeln und Karten, was von den Verlierern mit Obszönitäten und Flüchen kommentiert wurde. In der Ecke saß ein Mann auf einem Stuhl, der die Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, auf einer uralten wirkenden Ziehharmonika Lieder spielte. Die ganze Taverne roch nach Schweiß und lange abgestandenem Alkohol.

Niemand schien von Tristan Notiz zu nehmen, worüber

er sehr froh war. So lässig wie möglich ging er zur Bar. Der einäugige Wirt war dürr und schmierig und hatte einen hinkenden Gang. Seine leere Augenhöhle war notdürftig mit einem dünnen Lederband zugenäht worden, das aussah, als befände es sich dort schon geraume Zeit.

Der Prinz unterdrückte seinen Ekel und sah den Mann unverwandt an. »Ein Ale«, sagte er.

»Hab ich nicht«, erwiderte der Kerl in beinahe stolzem Ton.

»Warum nicht?«, entgegnete Tristan. »Ich hab den Eindruck, dass hier überall welches getrunken wird.«

»Hab trotzdem keins«, sagte der Mann und grinste, wobei zu sehen war, dass ihm zwei Vorderzähne fehlten.

»Was habt Ihr denn dann?«, fragte Tristan.

»Met«, antwortete er. »Auf der Insel hergestellt. Was anderes verkaufen wir hier nicht.«

»Na schön«, sagte Tristan. »Dann eben ein Met.«

»Wollt Ihr das billige oder das gute Zeug?«, fragte der Wirt.

Tristan griff in die Tasche, holte einen Kisa heraus und legte ihn auf den Tresen. »Das billige«, antwortete er, obwohl ihm im gleichen Augenblick Zweifel an seiner Entscheidung kamen.

Gierig schnappte sich der Wirt die Münze und biss hinein, um nachzuprüfen, ob sie echt war. Offenbar stellte ihn sein Befund zufrieden, denn er ging zu einem großen Fass, das auf dem Tresen stand, drehte den Hahn auf und ließ eine dunkle, bernsteinfarbene Flüssigkeit in einen Krug laufen. Sie sah aus, als stamme sie vom Grund des Meeres der flüsternden Stimmen. Dann kam er zu Tristan zurück und stellte das beißend riechende Gebräu vor ihn hin.

Tristan trank einen Schluck.

Und spuckte ihn sofort wieder aus. Derart widerwärtig

schmeckendes Met hatte er noch nie zuvor getrunken. Nachdem er einen Augenblick lang gewürgt und gehustet hatte, starrte er den Wirt wütend an. Dieser grinste wieder zurück.

»Ein bisschen gewöhnungsbedürftig, was?«, fragte er fröhlich.

Als sich der Prinz den Mund abwischte, merkte er, dass sich jemand neben ihn gestellt hatte. Er wandte sich zur Seite und sah eine Blondine mit blutunterlaufenen blauen Augen vor sich. Die Frau, ungefähr in seinem Alter, trug ein zerlumptes Kleid, lange Ohrringe und verströmte einen muffig-süßlichen Geruch. Lächelnd rückte sie ein Stück näher und griff gleichzeitig nach seinem Schritt.

»Du bist neu hier, nicht wahr, Süßer?«, fragte sie und musterte ihn mit hungrigem Blick von oben bis unten. »Wenn ich schon mal mit dir zusammen gewesen wäre, würde ich mich doch an dich erinnern, da kannst du ganz sicher sein.« Ohne die Hand von seinem Schritt zu nehmen, warf sie einen Blick auf Tristans Krug und starrte anschließend den Wirt an.

»Also wirklich, Caleb!«, sagte sie vorwurfsvoll. »Du hast dem Burschen hier doch nicht etwa aus dem Restefass eingeschenkt?«

Der schmierige Wirt grinste von neuem.

Tristan fasste nach unten und schob ihre Hand weg. »Restefass?«, erkundigte er sich, während es ihn erneut würgte.

Die Blonde zeigte Tristan das Fass, aus dem das Getränk abgezapft worden war. »Alles Met, das die Gäste in ihren Krügen zurücklassen, wird in dieses Fass dort gegossen«, erklärte sie, »und wieder verkauft. Das ist das so genannte billige Zeug. Rolf, dem die Taverne hier gehört, will nämlich auf keinen Fall, dass auch nur ein Tropfen umkommt.«

Tristan verzog angewidert das Gesicht. »Ich bin übrigens

nicht interessiert«, teilte er ihr mit. »Ich suche nach einem Mann.«

»Na, warum hast du das denn nicht gleich gesagt, Süßer?«, erwiderte sie. »Ich kann dir einen besorgen. Trotzdem schade, bei einem Burschen wie dir.«

»Nicht diese Art Mann«, antwortete Tristan. »Ich suche nach Ichabod, dem Segelmacher. Man hat mir gesagt, er sei vielleicht hier.«

Die Hure wies mit ihrem tätowierten Arm in eine Ecke. »Er sitzt da drüben«, sagte sie. »Er lebt jetzt praktisch hier. Spielt die ganze Zeit Karten und scheint auch immer zu gewinnen. Du kannst ihn gar nicht verfehlen. Schnauzbart und teure schwarze Kleidung.«

Sie kam noch näher – so nahe, dass Tristan ihren Atem riechen konnte, der nach schalem Met stank. »Ich werde auf dich warten, Süßer, falls du es dir noch anders überlegen solltest.«

Tristan nickte und wandte sich rasch ab, um den Raum zu durchqueren und in der Nähe von Ichabod an einem leeren Tisch Platz zu nehmen. Er wollte erst einmal beobachten und zuhören, um sich ein Bild von dem Mann zu machen, bevor er mit ihm in Verhandlungen trat.

Ichabod saß mit drei andern Männern am Tisch und spielte Dreing. In der Mitte des Tisches lag ein großer Haufen Münzen. Am meisten schien bisher tatsächlich der Segelmacher gewonnen zu haben.

Er war groß und trug eine Hose, eine Jacke und eine Weste in schwarzer Farbe sowie ein weißes Rüschenhemd. Fast jeden seiner Finger schmückte ein Ring. In seinem Gesicht prangte ein dunkler Schnurrbart, dessen gewachste Enden er ständig zwirbelte. Im Gegensatz zu den anderen Männern am Tisch wirkte Ichabod äußerst wohlhabend. Außerdem schien er unbewaffnet zu sein. Doch der Prinz wusste, dass das an einem Ort wie diesem nichts besagte.

Tristan grinste in sich hinein, als ihm zu Bewusstsein kam, dass ihn der Segelmacher an einen besonders salbungsvollen eutrakischen Bestattungsunternehmer erinnerte, den er einmal kennen gelernt hatte.

Während Tristan zusah, stellte er fest, dass Ichabod ein außerordentlich guter Spieler war – fast schon ein zu guter. Dann bemerkte der Prinz noch etwas und lächelte in sich hinein.

Überzeugt, eine Stelle gefunden zu haben, wo er den Hebel ansetzen konnte, schlenderte Tristan zu dem Tisch hinüber und stellte sich direkt hinter Ichabod. Nachdem er dem Segelmacher ins Blatt geschaut hatte, warf er einen Blick auf die Karten der anderen Spieler, um festzustellen, was für Werte die Vorderseiten zeigten.

Einer der anderen Spieler sah wütend zu Tristan hoch, um sich anschließend wieder seinen Karten zu widmen. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis einer von ihnen – oder mehrere – Einwände gegen seine Anwesenheit erhob. Tristan hielt den Atem an.

Endlich kam der Augenblick, auf den der Prinz gewartet hatte. Als Ichabod an der Reihe war, eine Karte auszuspielen, fasste Tristan rasch nach unten, zog eine Karte aus Ichabods Blatt und warf sie auf den Tisch.

»Dreng«, sagte er.

Ichabod sprang auf, ebenso zwei der anderen Spieler, die bereits ihre Dolche gezogen hatten. Schlagartig wurde es im ganzen Raum totenstill, und die Augen aller Anwesenden richteten sich gespannt auf den Mann mit dem seltsam geschwungenen Schwert auf dem Rücken.

»Unverschämter Drecksker!«, schrie der Segelmacher. »Wer glaubt Ihr denn zu sein? Und wie kommt Ihr dazu, meine Karten für mich auszuspielen?«

»Ich bin derjenige, der gerade fünfzig Kisa für Euch gewonnen hat«, erwiderte Tristan mit ruhiger Stimme und

grinste den Mann verschwörerisch an. »Und ich will noch nicht mal was von dem Gewinn abhaben«, fügte er hinzu. »Ich will nur, dass Ihr mir für einen Augenblick Euer Gehör schenkt.«

Ichabod, der sofort ein Geschäft witterte, beruhigte sich ein wenig. »Also, wer seid Ihr und was wollt Ihr? Ich habe Euch noch nie gesehen. Und sprecht gefälligst die Wahrheit, sonst werden Euch meine Freunde hier den Bauch aufschlitzen und Eure Innereien an die Haie verfüttern.«

Tristan blickte zu den zwei finster dreinblickenden Piraten hinüber, die von ihren Stühlen aufgesprungen waren. Ihm war klar, dass sie nur allzu bereit waren, Ichabods Drohung in die Tat umzusetzen, denn schließlich hatte er gerade dafür gesorgt, dass sie das Spiel verloren hatten. Trotzdem machte er keinen Rückzieher.

»Ich bin möglicherweise ein Kunde«, teilte er Ichabod mit. »Ich habe einen Eilauftrag und bin bereit, extra dafür zu zahlen. Können wir uns irgendwo unter vier Augen unterhalten?«

Ichabod rieb sich nachdenklich das Kinn. Dann grunzte er zustimmend, strich seinen Gewinn ein und führte Tristan zu einem Tisch in der Ecke.

»Ich nehme an, Ihr habt eine Liste mit dem, was Ihr braucht?«, fragte der Segelmacher, ohne Umschweife zur Sache kommend. Tristan holte Tyrannys Liste hervor und gab sie ihm.

»Das ist tatsächlich ein ziemlich großer Auftrag«, sinnierte Ichabod. »Ihr müsst mehr als nur ein havariertes Schiff besitzen.«

Tristan nickte bloß. Er wollte es vermeiden, sich auf ein Gespräch einzulassen, denn dann bestand die Gefahr, dass er sich irgendwie verplapperte. »Wir sind von Kreischlingen angegriffen worden«, sagte er also kurz angebunden.

»Für wann braucht Ihr die Segel?«

»Morgen früh.«

Ichabod warf die Liste auf den Tisch. »Sie sind ungewöhnlich groß und müssen eigens angefertigt werden. Und wenn Ihr sie so schnell haben wollt, müssen meine Leute alles andere hintanstellen und die ganze Nacht durcharbeiten. Das wird Euch aber einiges kosten.«

»Wie viel?«, fragte Tristan und hielt den Atem an.

»Eintausend«, erwiderte Ichabod, indem er sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und das eine Ende seines Schnurrbarts zwirbelte.

»Dreihundert, wenn Ihr sie morgen früh zu meinen Schiffen bringen lasst«, entgegnete Tristan.

Ichabod sah Tristan mit finsterner Miene an. »Für weniger als fünfhundert stehe ich morgens noch nicht einmal auf.«

»Dann vierhundert. Das ist mein letztes Angebot«, sagte der Prinz.

Ichabod schob seinen Stuhl zurück und erhob sich. »Ihr habt den Verstand verloren«, sagte er barsch und wandte sich zum Gehen. Im selben Augenblick packte ihn Tristan jedoch beim Handgelenk.

»Wenn Ihr mein Angebot nicht annehmt, werdet Ihr Euch nie wieder in der Taverne blicken lassen können«, knurrte Tristan. »Vielleicht werdet Ihr sogar umgebracht. Ist das die Sache wirklich wert?«

Rasch beugte sich Tristan nach unten und schob die Hand in den rechten Stiefel des überraschten Segelmachers. Er zog mehrere Spielkarten heraus, betrachtete sie eingehend und warf sie auf den Tisch.

»Was, glaubt Ihr wohl, wird passieren, wenn ich Euch an den Haaren zu den betrunkenen Schwachköpfen mit den Dolchen zerre und ihnen zeige, was Ihr in Euren Stiefeln aufbewahrt? Wessen Freunde werden sie dann wohl sein? Ganz zu schweigen davon, dass Ihr die Gäste Eures Geschäftspartners hier in seiner Taverne betrogen habt. Und

außerdem bezweifle ich sehr, dass Ihr Rolf einen Anteil von Euerm Gewinn abgibt. All das dürfte ihn ziemlich aufbringen. Also setzt Euch lieber wieder hin, sonst Sorge ich dafür, dass Ihr Schwierigkeiten bekommt.«

»Könnt Ihr gern versuchen«, erwiderte Ichabod unbeeindruckt und starrte Tristan überheblich an. »Dann behaupte ich, dass die Karten Euch gehören. Wem, meint Ihr, werden sie wohl glauben?«

Tristan lächelte. »Mir«, sagte er.

»Und weshalb?«

»Weil Bartwiche an den Rändern der Karten klebt«, erklärte Tristan und hielt dem Segelmacher eine der Karten unter die Nase. »Dieselbe Wiche wie an Euerm Schnurrbart. Und falls Ihr es nicht bemerkt haben solltet: *Ich* bin glatt rasiert. Tja, und wer von uns beiden ist denn nun der unverschämte Dreckskerl?«

Ichabods Gesicht wurde kalkweiß. Mit zitternden Händen tastete er nach dem Stuhl hinter sich und setzte sich.

»Vierhundert, habt Ihr gesagt?«, fragte er mit heiserer Stimme. Sein Ton war auf einmal wesentlich liebenswürdiger geworden.

»Vierhundert.« Tristan nickte. »Ich habe ja nicht die Absicht, einen Falschspieler übers Ohr zu hauen. Und keine Anzahlung. Wenn die Segel morgen früh zu meinen Schiffen gebracht werden, erhaltet Ihr die ganze Summe. Und versucht nicht, mich reinzulegen. Das würde Euch nicht gut bekommen.«

»Wo liegen Eure Schiffe vor Anker?«, fragte der Segelmacher.

»An der Ostküste. In der Felsbucht mit den hölzernen Landungsstegen. Kennt Ihr die?«

»Ja.«

»Dann erwarte ich Euch dort morgen früh«, sagte Tristan. »Mit den Segeln.«

Ichabod kniff tückisch die Augen zusammen. »Woher wollt Ihr aber wissen, dass ich unsere Abmachung einhalte?«

Tristan zog lässig eines seiner Messer aus dem Köcher und hielt es so hoch, dass die rasiermesserscharfe Klinge im Licht des Kronleuchters funkelte.

»Weil ich Euch andernfalls morgen Abend aufsuchen werde«, erwiderte der Prinz mit ruhiger Stimme. »Die Insel ist so klein, dass ich Euch finden werde, selbst wenn Ihr versuchen solltet, Euch zu verstecken. Und dann werde ich Euch den Bauch aufschlitzen.«

Ichabod schluckte schwer. »Na schön«, sagte er kleinlaut. »Es wird alles so gemacht, wie Ihr verlangt.«

Tristan fiel ein, was Tyranny ihm beigebracht hatte. Er spuckte sich in die rechte Hand und hielt sie Ichabod hin, der nach kurzem Zögern einschlug. Der Prinz hatte außerordentliches Glück gehabt. Er wusste, dass er schnellstens von hier wegmusste, bevor irgendetwas schief ging.

Doch als er aufstand, kam jemand in die Taverne. Jemand, den er kannte: Scars.

Wie nicht anders zu erwarten, füllte der Riese die Türöffnung so aus, dass die hereinströmende Nachmittagssonne abgeblendet wurde. Doch als Tristan genauer hinsah, bemerkte er, dass etwas nicht stimmte. Scars' Hände waren auf dem Rücken gefesselt, sein Gesicht hatte blaue Flecken und Quetschungen. Er wurde von zwei höhnisch grinsenden Piraten mit gezogenen Säbeln in die Taverne gestoßen. Tristan erstarrte und versuchte, sich so zu verhalten, als hätte er den Koloss noch nie gesehen. Seine Gedanken überschlugen sich.

Nachdem Scars und die Piraten hereingekommen waren, verdunkelte sich die Türöffnung von neuem. Tristan vermochte eine Gestalt auszumachen, die einerseits zwar aussah wie ein Mann, jedoch zu viele Arme und Beine hatte, die überdies nicht alle dort waren, wo sie hätten sein sollen.

Dann sah er, wie das seltsame Wesen herumwirbelte, und im nächsten Augenblick war es Tyranny, die durch die Luft geflogen kam. Sie landete auf einem der Tische, der sofort unter ihr zusammenbrach. Wie benommen blieb sie auf dem Boden liegen.

Tristan schickte sich an, zu ihr zu eilen, doch irgendwie schaffte sie es schon vorher, ihn unter den zahlreichen Gästen zu entdecken. Mit einem kurzen, aber doch energischen Kopfschütteln bedeutete sie ihm, sich zurückzuhalten. Tristan unterdrückte also das Bedürfnis, ihr zu helfen, und zwang sich, wieder auf seinem Stuhl Platz zu nehmen.

Kurz darauf stürzte ein Mann aufs Äußerste überheblich in die Taverne stolziert. Er ging zu Tyranny hinüber, packte sie bei ihrem kurzen Haar und riss ihr brutal den Kopf hoch.

»Ich suche nach dem anderen Mann, der mit dir hier in die Stadt gekommen ist!«, rief er. »Wie ich erfahren habe, gibt es nämlich noch einen zweiten Hahn in meinem Hühnerhaus! Also zeig dich, wer immer du bist, dann lasse ich sie auch am Leben!«

Hasserfüllt starrte Tristan den Mann an, während das erlesene Blut in seinen Adern bereits kochte.

Und sogleich schloss sich seine Hand um den Griff des Messers.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL

»Sagt, Wulfgar«, fragte Krassus, »liegt Ihr bequem?«

Der harte weiße Marmortisch presste sich gegen Wulfgars Rücken. Er und der Magier befanden sich allein im Scriptorium. Nachdem er von mehreren Sklavenhalterdämonen hergeschleppt worden war, hatten sie ihn so an den Tisch gefesselt, dass er sich nicht mehr bewegen konnte.

Bis auf eine smaragdgrüne Seidenhose war er nackt. Sein langes, sandfarbenes Haar hing über den Rand des Tisches. Mit wild schlagendem Herzen starrte er in das Gesicht des Magiers in dem seltsamen zweifarbigen Gewand hoch. Angstschweiß lief ihm über den ganzen Körper.

Als er den Kopf zur Seite drehte, sah er eine teilweise entrollte Schriftrulle in der Luft schweben. Sie wirkte prachtvoll und leuchtete in der gleichen eigenartig blauen Farbe, die er schon so oft wahrgenommen hatte, seit er in der Zitadelle gefangen war.

»Was habt Ihr mit mir vor?«, fragte er, während er schon wieder angestrengt versuchte, seine Fesseln zu sprengen.

Krassus wischte Wulfgar den Schweiß vom Gesicht. Es war fast so, als wäre er ein Heiler, der sich voller Mitgefühl um einen Patienten kümmerte.

»Ich bin ein Mann, der sein Wort hält«, erwiderte er. »Ich werde genau das mit Euch tun, was ich Euch neulich versprochen habe. Ich werde Euch mit etwas Wundervollem bekannt machen – etwas, das Euer Leben für immer verändern wird. Zum Schluss werdet Ihr mir dafür danken. Und bevor wir fertig sind, werdet Ihr mich um mehr anflehen.«

Wulfgar nahm allen Speichel, den er aufzubringen ver-

mochte, zusammen und spuckte ihn dem Magier ins Gesicht. Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, wischte Krassus ihn ab.

»Ich werde Euch bekämpfen«, schwor Wulfgar. »Eines Tages werde ich Tristan und Shailiha ausfindig machen und mich mit ihnen zusammentun. Dann werden wir Euch gemeinsam töten – Euch und alle diese Monster, die Euch dienen.«

»Natürlich werdet Ihr Euch gegen mich wehren«, sagte Krassus. »In Anbetracht der Natur Eures Blutes wäre ich auch sehr enttäuscht, wenn Ihr es nicht tätet. Aber wenn alles vorüber ist, werdet Ihr die Sklavenhalterdämonen nicht mehr töten, sondern über sie gebieten wollen. Ich bin nur ein Mittelsmann, der die Befehle seines verstorbenen Herrn ausführt.« Krassus wandte sich der Rolle zu.

»Ich glaube, vorsichtshalber sollten wir mit einem der einfacheren Latenzzauber beginnen«, sagte er. »Die Prozedur wird zwar nicht angenehm sein, ist aber in nichts mit der Wirkung der Latenzzauber zu vergleichen, die dann später an die Reihe kommen. Zum Schluss werde ich Euch mit einem Latenzzauber belegen, der die Welt auf ewig verändern wird – dem, den meine treuen Konsuln erst nach vielen Mühen auf dieser Rolle entdeckt haben.«

Krassus kniff die Augen zusammen, woraufhin sich ein Teil der wunderschönen, eleganten Handschrift von der Rolle löste und dem Magier vor die Augen schwebte. Doch in diesem Moment wurde Krassus von einem heftigen Hustenanfall gepackt, der länger andauerte als je zuvor. Als Krassus das Tuch wegsteckte, das er sich vor den Mund gepresst hatte, lächelte Wulfgar.

»Vielleicht werdet Ihr sterben, bevor Ihr mich verwandeln könnt, Magier« sagte er. »Hat Euer erhabener Herr diese Möglichkeit einkalkuliert?«

»Natürlich«, erwiderte Krassus heiser. »Aber keine

Bange! Ich werde lange genug leben, um Euch verwandeln zu können, vielleicht sogar lange genug, um auch noch mitzuerleben, wie Ihr die Pläne meines Herrn verwirklicht. Was für ein glorreicher Tag das sein wird! Nun denn, wollen wir anfangen?»

Krassus wies mit dem Zeigefinger auf Wulfgars Arm, in dem ein kleiner Einschnitt entstand. Der Magier fing einen Teil des austretenden Blutes in einem Glasgefäß auf. Dann kniff er die Augen zusammen. Der Schnitt schloss sich, ohne dass eine Narbe oder eine Rötung zurückblieb.

Anschließend prägte der Magier die vor ihm in der Luft schwebende Formel seinem Gedächtnis ein. Lächelnd legte er Wulfgar die Hand auf die Stirn.

Wulfgar schrie.

Sein Körper bäumte sich vor Schmerzen auf. Speichel sickerte ihm aus dem Mund, der Schweiß floss ihm in Strömen über den Leib. Unbeirrt machte Krassus weiter, um den ersten von zahlreichen Latenzzaubern auf Wulfgars Blut zu übertragen.

Als der Magier fertig war, hatte Wulfgar das Bewusstsein verloren. Krassus wies mit dem Zeigefinger auf Wulfgars anderen Arm und ließ einen weiteren Einschnitt entstehen. Er befahl einem Tropfen des austretenden Blutes, in die Luft aufzusteigen und auf dem Tisch zu landen.

Aus einem Fläschchen mit rotem Wasser aus der Höhle des Unvergleichlichen, das ihm Nicholas gegeben hatte, goss er einen Tropfen in die Nähe des Bluts und beobachtete, wie die beiden Tropfen aufeinander zurollten und sich vereinigten.

Krassus rückte ein Stativ über die sich bildende Blutsignatur und spähte mit angehaltenem Atem durch das Vergrößerungsglas.

Der neu entstandene Latenzzauber in Wulfgars Blut war deutlich zu erkennen.

Auch die andere Veränderung, auf die er gehofft hatte, entdeckte er. Wulfgars linkslastige Blutsignatur neigte sich jetzt noch weiter nach links. Krassus schlug das Herz höher. Er hatte gerade in der Praxis nachgewiesen, was bisher nur eine Theorie von Nicholas gewesen war, nämlich dass die Latenzzauber, die auf der Schriftrolle festgehalten waren, nach wie vor entschlüsselt und auf das Blut lebendiger Menschen übertragen werden konnten.

Während er den Kopf hob und durch eines der Fenster auf das Meer der flüsternden Stimmen hinausblickte, kamen ihm gleich mehrere Erkenntnisse.

Failee, die ehemalige Erste Herrin des Bundes der Zauberinnen, musste mindestens eine der Schriftrollen besessen und auch benutzt haben. Anders war überhaupt nicht zu erklären, dass Tristan und Shailiha Latenzzauber im Blut hatten. Dasselbe galt für Celestes Latenzzauber.

Doch die Zauberinnen hatten die Rolle nicht bei sich gehabt, als sie von Wigg auf dem Meer der flüsternden Stimmen ausgesetzt worden waren. Entweder hatte Failee die Rollen also erst in Parthalonien entdeckt, oder sie hatte sie vorher irgendwo in Eutrakien versteckt und die Zweite Herrin dann beauftragt, sie nach der Invasion Eutrakiens mit nach Parthalonien zu bringen.

Doch wie waren die Rollen dann wieder nach Eutrakien gelangt? Wie kam es, dass Nicholas sie besessen hatte? Und die vielleicht wichtigste Frage von allen: Wie und unter welchen Umständen war Failee ursprünglich auf die Rollen gestoßen?

Dann kam ihm eine weitere, noch faszinierendere Erkenntnis. Wenn nämlich Failee nur die Rolle der Destruktiva besessen hatte, dann würden alle Latenzzauber in Tristans und Shailihas Blut der dunklen Seite der Magie angehören! Selbst wenn sie beide Rollen gehabt hätte, hätte sie dann irgendetwas aus der Operativa-Rolle ange-

wandt? Und wenn ja, warum? Und was war mit den Gaben in Celestes Blut? Hätte Failee gewollt, dass das Blut ihrer einzigen Tochter mit Latenzzaubern der Operativa belegt ist, jener Seite der Magie, die die Erste Herrin zutiefst verachtete?

Krassus lächelte. Letzten Endes spielte es keine Rolle, ob er eine Antwort auf all diese Fragen fand. Worauf es einzig und allein ankam, war, dass er den Auftrag seines Herrn erfüllte, bevor ihn seine Krankheit ins Jenseits beförderte.

Er schloss die Augen und befahl der vor ihm schwebenden Schrift, auf die Rolle zurückzukehren. Dann wählte er eine weitere Formel aus, löste sie von der Rolle ab und prägte sie seinem Gedächtnis ein. Anschließend legte er Wulfgar wieder die Hand auf die Stirn. Schlagartig öffneten sich Wulfgars Augen.

Seine Schreie hielten bis weit in die Nacht an.

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL

»Er wird am Leben bleiben«, sagte Faegan erleichtert, als er die Hand von Wiggs Stirn nahm. »Er hat viel durchgemacht, aber ich glaube, dass er wieder ganz gesund werden wird«, fügte er mit einem Blick zu Celeste hinzu.

Abbey, Faegan, Celeste und Shailiha waren um das Bett des Obermagiers versammelt. Shailihas Tochter Morganna saß in einem Kinderwagen, den Shannon der Kurze für sie gebaut hatte.

Wigg lag da und schlief. Nach wie vor atmete er schwer, sein Gesicht war immer noch bleich. Als Celeste das Gesicht ihres Vaters berührte, stellte sie fest, dass es ganz kalt war. Tränen traten ihr in die Augen.

Abbey und Shailiha waren ebenso besorgt wie Celeste. Als die Helferlinge vor ein paar Stunden mit der Trage zurückgekehrt waren, hatte man den schwer geprüften Obermagier sofort zu Bett gebracht. Anschließend hatte Faegan den drei Frauen von ihren erstaunlichen Erlebnissen erzählt. Den aus den schwimmenden Gärten stammenden Beutel mit Kräutern und das Gefäß mit Öl hatte er auf einem Tisch in der Nähe abgestellt.

»Stimmt es wirklich, dass Ihr die Kräuter erst benutzen könnt, wenn sie trocken sind?«, fragte Shailiha, während sie mit einer Hand Morgannas Kinderwagen auf und ab schaukelte. Das Kind brabbelte leise.

Die Prinzessin war äußerst erpicht darauf, dass Abbey versuchte, Tristan mittels ihrer Seherflamme zu finden. Nach wie vor hatten die fliegenden Helferlingspatrouillen, die sich hartnäckig weigerten, die Suche einzustellen,

nichts in Erfahrung bringen können. Und auch von der Helferlingsflotte, die vor mehreren Tagen unter dem gemeinsamen Kommando von Geldon und Traax aus Part-halonien abgesegelt war, hatte man bisher nichts gehört.

Aber wenigstens befanden sich jetzt Faegans Kräuter- und Ölvorräte hier in Tammerland. Kurz bevor er und Wigg zu den Kammern der Buße aufgebrochen waren, hatte der Meistermagier einem Helferlingstrupp befohlen, mit Abbey, Celeste und Shailiha zum Schattenwald zu fliegen, um alles zu holen. Jetzt befanden sie sich alle sicher verwahrt in einem Laboratorium in der Festung.

Während er über die Frage der Prinzessin nachdachte, schaute Faegan zu dem Beutel und dem Glasgefäß hinüber. Plötzlich huschte ein Lächeln über seine Lippen. Er drehte sich Abbey zu.

»Sagt«, fragte er die Kräuterfrau, »könnt Ihr auch nur mithilfe von Ölen eine Seherflamme entstehen lassen?«

Abbey holte tief Luft und kramte in ihrem Gedächtnis. »Mit Kräutern gelingt es wesentlich besser«, erwiderte sie. »Deshalb werden Öle nur selten angewandt. Es gibt eines, mit dem es möglich ist, aber die Ergebnisse sind oft sehr undeutlich. Das Öl heißt Sensengrasbalsam und ist äußerst rar. Kennt Ihr es?«

Faegan nickte lächelnd. »Es wartet in der Festung auf uns, vermischt mit den anderen.«

»Das verstehe ich nicht«, warf Shailiha ein. »Ich dachte, wir müssten warten, bis die Kräuter trocken sind.«

»Die Hüterin hat gesagt, dass wir das Öl, das sie mir gegeben hat, sofort benutzen können«, erklärte Faegan, während er lächelnd in die Runde schaute. »Deshalb schlage ich auch vor, dass wir uns nun in die Festung begeben.«

Celeste drehte sich zu Wigg zurück. »Ich werde hier bleiben, für den Fall, dass Vater aufwacht«, verkündete sie entschlossen.

»Ganz wie Ihr wollt«, sagte Faegan lächelnd. »Ich glaube, das Kind sollte auch hier bei Celeste bleiben«, setzte er, zu der Prinzessin gewandt, hinzu. »Ich bin mir nicht ganz sicher, wie das alles ablaufen wird, und es ist besser, keine unnötigen Risiken einzugehen.« Er drehte sich zu Celeste zurück. »Wenn Ihr uns brauchen solltet, so wisst Ihr ja, wo wir zu finden sind.«

Er schaute in das zerfurchte Gesicht des Magiers, der um ihrer Sache willen sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. »Schlaf gut, mein Freund«, sagte er leise.

Dann rollte er mit seinem Stuhl zum Tisch hinüber und legte sich das Glasgefäß und den Beutel in den Schoß. Nachdem Shailiha den Kinderwagen zu Celeste geschoben und der kleinen Morganna einen Kuss gegeben hatte, verließen die drei das Gemach.

Es war ein langer Weg zum Laboratorium, der sie durch unzählige Gänge führte, die von Öllampen, die an der Wand angebracht waren, in ein weiches Licht getaucht wurden. Endlich machte Faegan vor einer Tür aus Mahagoni Halt und kniff die Augen zusammen, um sie auf magische Weise zu entriegeln. Abbey öffnete sie und trat ein, Faegan und die Prinzessin folgten ihr. Die massive Tür fiel hinter ihnen schwer ins Schloss.

Das Laboratorium sah aus, als wäre es eine ganze Zeit lang nicht benutzt worden, denn überall auf den Büchern und Schriftrollen, dem langen Tisch und den Mahagonistühlen lag Staub. Faegan rollte mit seinem Stuhl in eine Ecke hinüber, in der die Kräutersäcke und das Ölfass standen. Bevor sie sich an die Arbeit machten, schien es unerlässlich, dass er auf sein absolutes Gedächtnis zurückgriff, um sich die Instruktionen der Hüterin aufs Genaueste zurückzurufen. Er wusste, dass er jetzt äußerst sorgfältig vorgehen musste, denn er würde die Gelegenheit, die Öle voneinander zu trennen, nur einmal haben. Nachdem er tief

Luft geholt hatte, schloss er die Augen und vergegenwärtigte sich die Worte der Hüterin.

Faegan öffnete die Augen wieder und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Sie brauchten zahlreiche Glasgefäße. Nachdem die drei eine Weile herumgesucht hatten, entdeckten sie in einem Schrank ein paar, die aber bei weitem nicht ausreichten, sodass sie auch noch in den Nachbarräumen herumstöbern mussten, bis sie schließlich mehrere Hundert Glasbecher gesammelt hatten.

Der Magier bedeutete den Frauen, zur Seite zu treten, und hob den Arm. Das schwere Fass mit den vermischten Ölen stieg in die Luft und schwebte hinter den langen Tisch, auf dem die Glasbecher standen. Dann rollte Faegan mit seinem Stuhl zum anderen Ende des Raumes und winkte Abbey und Shailiha zu sich.

»Und was passiert jetzt?«, fragte Shailiha in gedämpftem Ton.

»Jetzt werde ich das Öl aus den schwimmenden Gärten mit dem im Fass vermengen«, erwiderte er und schürzte die Lippen. »Was danach geschieht, entzieht sich meiner Kenntnis, also seid auf der Hut.«

Von neuem den Arm hebend, ließ der Magier das Glasgefäß in seinem Schoß in die Luft steigen und genau über das offene Fass schweben. Nachdem der Deckel des Gefäßes aufgegangen war, ergoss sich der Inhalt des Glasbehälters langsam in die Ölmischung. Shailiha hielt den Atem an.

Mehrere Sekunden lang geschah gar nichts. Dann fing das gesamte Fass an, azurblau zu leuchten, und drehte sich, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis es schließlich in Schwindel erregendem Tempo um die eigene Achse kreiste.

Plötzlich war ein lautes, heulendes Geräusch zu hören, und der Inhalt des Fasses schraubte sich strudelnd in die Höhe. Als das gesamte Öl das Fass verlassen hatte, drehte

sich der bunte Ölstrudel noch schneller. Nach einer Weile sonderten sich infolge der Zentrifugalkraft einzelne Ölmengen von dem Strudel ab und schossen durch die Luft, um schwebend über den Glasgefäßen zu verharren.

Schließlich hörte das Heulen auf, und die über den Glasgefäßen schwebenden Öle ergossen sich alle gleichzeitig in die Behälter. In diesem Augenblick fing das Fass überraschenderweise von neuem an sich zu drehen. Wie der Rauch eines Lagerfeuers stieg eine Wolke eleganter leuchtender Buchstaben aus ihm auf. Sie formierten sich zu altetrakischen Worten. Jedes dieser Worte schwebte zu einem anderen Glasgefäß und ließ sich auf der Außenseite nieder. Dann verschwand das azurblaue Licht. Verblüfft rollte Faegan mit seinem Stuhl zum Tisch hinüber. Abbey und Shailiha folgten ihm.

Es kam höchst selten vor, dass sich der Meistermagier überrascht zeigte, doch jetzt war deutlich zu merken, dass ihn das, was gerade geschehen war, in ehrfürchtiges Staunen versetzt hatte. Er nahm etliche Becher in die Hand, las die Beschriftung, hielt sie gegen das Licht und roch daran. Dann lachte er gackernd und schlug fröhlich mit der Hand auf die Armlehne seines Stuhles. Außer sich vor Freude, ließ er seinen Stuhl in die Höhe schweben und tanzte damit durch die Luft.

»Wir haben es geschafft!«, rief er. »Die Öle sind voneinander getrennt worden! Das ist großartig! Mit den Sortierlöffeln, dem Farbharmonisator und der Kräuterfarbentafel hätte das ewig gedauert! Was wir hier gerade erlebt haben, wird die Kräuterkunde für immer verändern!«

Obwohl Shailiha sich freute, dass Faegan so begeistert war, galt ihre hauptsächlichliche Sorge nach wie vor ihrem Bruder. »Kann Abbey das Öl, von dem Ihr gesprochen habt, jetzt benutzen, um nach Tristan zu suchen?«, fragte sie gespannt.

»Ja, ja, natürlich«, erwiderte Faegan zerstreut, fast als hätte er vergessen, warum sie eigentlich hier waren.

Er fuhr mit seinem Stuhl an der Becherreihe entlang, um nach der Aufschrift »Sensengrasbalsam« Ausschau zu halten. Nachdem er eine Weile herumgesehen hatte, stieß er abermals ein gackerndes Lachen aus und hielt einen Becher hoch, der ein dunkelviolettes Öl enthielt.

»Hier ist es!«, verkündete er erfreut. »Lasst uns sofort in den Hof gehen!« Er nahm das kostbare Öl an sich und begab sich mit den Frauen durch die labyrinthartigen Gänge der Festung nach oben in den Hof.

»Ein Tropfen von Shailihas Blut müsste doch reichen, oder?«, fragte er Abbey. Die Kräuterfrau nickte.

»Bitte streckt die Hand aus«, bat er Shailiha.

Unverzüglich kam sie seiner Aufforderung nach. Faegan wies mit dem Zeigefinger auf sie, bis ein winziger Schnitt in einem ihrer Finger entstand, aus dem ein einziger Blutstropfen quoll. Er stieg von ihrem Finger auf und verharrte in der Luft. Faegan reichte Abbey den Becher mit violetterem Öl.

»Ihr könnt anfangen«, sagte er.

Nachdem Abbey ein wenig Öl auf die Erde gegossen hatte, holte sie Stahl und Feuerstein aus der Tasche ihres Kleides. Daraufhin schlug sie beides aneinander, ein Funke sprang in die Ölpfütze, und eine kleine Flamme züngelte in die Höhe.

Abbey goss noch ein paar Tropfen des kostbaren Öls in die Flamme und trat zurück, um das azurblaue Feuer mithilfe ihrer magischen Kräfte zu schüren. Als die Flamme etwa zwei Meter breit und fünf Meter hoch war, krümmte Abbey den Finger. Gehorsam spaltete sich die Flamme in zwei ungleiche Hälften auf. Dann zeigte Abbey nach rechts, worauf die schmalere der beiden Flammen in die Horizontale ging.

Abbey nahm Shailihas Blutstropfen, der in der Luft schwebte, auf die Fingerspitze und hielt diese dann in die Höhe.

In der Mitte der Hauptflamme bildete sich ein viereckiges Fenster. Trotz der Hitze trat Shailiha so nahe wie möglich an das Fenster heran und versuchte, etwas zu erkennen. Auch der faszinierte Faegan schob seinen Stuhl näher an die Flamme heran. Zunächst meinte Shailiha, Tristan ausmachen zu können, der, umgeben von Männern und Frauen, auf einem Stuhl saß. Doch das Bild war zu verschwommen, als dass man mit Bestimmtheit etwas hätte erkennen können.

Als sie sich Abbey zuwandte, bemerkte sie, dass deren Gesicht einen entsetzten Ausdruck angenommen hatte. Offenbar war gerade etwas in fürchterlicher Weise schief gegangen. Eine Weile lang starrte die Kräuterfrau die Prinzessin verwundert an, dann wandte sie sich wieder der Flamme zu und gestikulierte wie wild, als versuche sie, das Feuer irgendwie zu beeinflussen.

Jetzt drehte sie sich um und warf sich mit aller Kraft auf den Magier und die Prinzessin. Shailiha stürzte zu Boden, Faegan kippte mit seinem Stuhl nach hinten.

Im selben Augenblick explodierte Abbeys Seherflamme mit lautem Getöse.

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL

In der Taverne *Flügel und Klaue* herrschte eine geradezu greifbare, lähmende Spannung. Voller Entsetzen sah Tristan, der neben dem Segelmacher saß, hilflos dabei zu, wie der Mann, den er für Rolf hielt, noch heftiger an Tyrannys Haar riss, um den Prinzen aus der Reserve zu locken. Obwohl sie keinen Laut von sich gab, bemerkte Tristan, dass ihr das Ganze furchtbar wehtat. Da Scars gerade jetzt nichts für sie tun konnte, war es allein an Tristan, etwas zu unternehmen, wenn die drei hier lebend wieder herauskommen wollten.

Tyrannys ehemaliger Liebhaber war genau so, wie Tyranny und Scars ihn beschrieben hatten: groß, muskulös und etwas älter als der Prinz – etwa fünfunddreißig. Ein Teil seines langen, rotblonden Haars war zu zwei dünnen Zöpfen geflochten, die ihm über die linke Wange hingen und an deren Enden kleine Spangen aus Onyx befestigt waren. Seine dunkelblauen Augen hatten einen harten, unversöhnlichen Ausdruck. Er trug ein hellrotes, ärmelloses Hemd, eng anliegende, gelbbraune Hosen und schwarze, bis zu den Knien reichende Stiefel. Um seine Taille war eine hellrote Schärpe geschlungen. Seine Brust und die wie gemeißelt wirkenden Arme waren mit Tätowierungen und Narben übersät. An seiner linken Hüfte hing ein Säbel, an seiner rechten eine leere Dolchscheide.

»Nun zeig dich endlich!«, schrie Rolf und riss Tyrannys Kopf noch weiter nach oben. Tristan sah, wie Tyranny zusammenzuckte und vor Schmerz die Augen schloss.

In diesem Augenblick fiel Tristan das Stück Pergament

ein, das nach wie vor in seinem Stiefel versteckt war. Ihm kam eine Idee.

Er stand auf und schob seinen Stuhl mit einem Ruck zurück, sodass die Füße des Stuhls laut über den Boden scharren.

Im Nu hefteten sich die Blicke aller Anwesenden auf den großen, dunkelhaarigen Mann mit den seltsamen Waffen auf dem Rücken. Ohne Rolf aus den Augen zu lassen, steckte Tristan sein Wurfmesser langsam in den Köcher zurück, zeigte, dass seine Hände leer waren, und durchquerte den Raum. Viele der Umsitzenden grinnten erwartungsvoll. Sie waren sicher, dass gleich jemand sterben und dass es nicht Rolf sein würde.

Tristan baute sich vor dem Piraten auf und sah ihn mit festem Blick in die Augen. »Lasst sie los«, sagte er. »Sie gehört zu mir.«

Rolf musterte ihn von oben bis unten und stieß ein höhnisches Lachen aus. »Meine Männer haben mir zwar erzählt, dass Ihr eine schwarze Weste und Waffen tragt, die kindisch aussehen, aber sie haben vergessen zu erwähnen, wie hässlich Ihr seid«, sagte er. Rolfs Akzent verriet Tristan, dass der Mann aus dem Hochland nördlich von Ilendium kam.

»Außerdem haben sie mir erzählt, dass Tyranny Euch auf der Straße geküsst hat«, fuhr Rolf fort. »Aber wer seid Ihr? Das würde ich nämlich gern wissen, bevor ich den Männern hier im Raum den Befehl gebe, Euch in Stücke zu hauen. Danach werde ich mich dann mit diesem Mädchen hier zurückziehen.« Rolf lächelte boshaft. »Wie es scheint, haben sie und ich einiges nachzuholen.«

Tristan beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Er grinste höhnisch und zeigte auf Tyranny. »Dieses Miststück und der schwachsinnige Riese da sind jetzt meine Partner, und ich will sie wieder zurück.«

Tristan hielt den Atem an und hoffte inständig, dass weder Tyranny noch Scars etwas sagen würden. Beide schwiegen.

»Was sagt Ihr da?«, entgegnete Rolf. »Und wie ist es dazu gekommen?«

»Wie üblich«, erwiderte Tristan gelassen. »Ich habe versprochen, sie zu bezahlen, wenn sie mir ihre Kenntnisse und ihre Schiffe zur Verfügung stellt. Sie und der Riese arbeiten jetzt für mich.«

»Ach, sie arbeiten für Euch?«, gab Rolf in sarkastischem Ton zurück. »Erzählt mir nur auch, warum ich diesen Quatsch glauben sollte. Und aus reiner Neugier würde mich außerdem noch interessieren, wie viel Ihr ihr angeblich zahlen wollt. Tyranny würde nämlich ganz schön was verlangen, um ihre Schiffe jemand anderem zu überlassen, auch wenn sie die selber nur geklaut hat!« Lächelnd blickte er Tyranny in das schmerzverzerrte Gesicht. »Stimmt's, Mädchen?«, fragte er. Dann sah er wieder Tristan an.

Tristan lächelte ihn an. »Ich habe Ihr einhunderttausend Kisa versprochen«, erwiderte er mit ruhiger Stimme.

Im Raum wurde es totenstill. »Wenn Ihr es nicht glaubt, dann lasst Euch von ihr den Schuldschein zeigen, den ich unterschrieben habe«, fügte der Prinz hinzu. »Sie bewahrt ihn zwischen ihren Brüsten auf.«

Rolf sah Tristan durchdringend an. Dann ließ er Tyrannys Haar los, bückte sich und zog sie brutal am Arm hoch. »Stimmt das?«, fragte er.

Verwirrt, weil sie nicht wusste, was Tristan vorhatte, griff sie unter ihre Jacke und holte die Abmachung heraus, die sie beide an jenem Tag in ihrer Kabine unterzeichnet hatten. Sie reichte sie Rolf.

Als dieser sie las, wich ihm einen Augenblick lang die Farbe aus dem Gesicht. Es war deutlich zu merken, dass seine Neugier geweckt war. Trotzdem hielt er Tyranny nach wie vor seinen Dolch an die Kehle. »Und was hat ein Mann

mit Euern Mitteln hier auf dem Ozean beziehungsweise auf einer Insel wie dieser zu suchen? Na?«, fragte er.

»Ganz einfach«, erwiderte Tristan. »Tyranny und ich, wir haben beide einen Bruder verloren, der von den Sklavenhalterdämonen entführt wurde. Wir wollen sie wieder finden. Sie besaß die Schiffe, ich das Geld. Das müsste doch selbst einem beschränkten Idioten wie Euch begreiflich sein.«

Aus der Menge ringsum war leises Gekicher zu hören. Die wenigsten, die Rolf so beleidigt hatten, hatten das Ganze überlebt.

Tristan nahm die Beleidigung jedoch nicht zurück, wobei er inständig hoffte, dass er sich und den beiden anderen nicht gerade das Todesurteil ausgesprochen hatte. Eine Zeit lang herrschte gespanntes Schweigen.

»Und wo ist dieses Geld jetzt?«, fragte Rolf nach einer Weile Tyranny.

Bisher reagierte der habgierige Pirat genau so, wie Tristan es gehofft hatte. »Das weiß nur ich«, warf Tristan rasch ein, bevor Tyranny etwas sagen konnte. »Es ist an der Küste Eutrakiens vergraben. Tyranny hat es gesehen – das war nötig, um zu beweisen, dass ich es wirklich besitze. Aber bevor ich sie bezahle, wollte ich erst einmal sehen, was sie gegen die Sklavenhalterdämonen auszurichten vermag. Deshalb habe ich die Abmachung unterschrieben. Bevor wir abgesegelt sind, habe ich dann das Geld an einer Stelle vergraben, die nur ich kenne. Doch kaum dass wir in diesen Gewässern waren, wurden wir von Kreischlingen angegriffen und mussten hier anlegen, um neue Spieren und Segel zu kaufen. Glaubt Ihr wirklich, wir wären hier in diesem schmutzigen Loch, wenn es nicht unbedingt nötig wäre?«

Nachdem Rolf den Prinzen durchdringend angesehen hatte, warf er erneut einen Blick auf die Abmachung.

Am zweiundzwanzigsten Tag der Jahreszeit des Neuen Lebens verpflichtete ich mich hiermit, Teresa aus dem Hause Welborne bei erfolgreicher Beendigung dieser Fahrt einhunderttausend Kisa zu zahlen.

Unterzeichnet war das Ganze mit Tyrannys Namen und dem falschen Namen, den Tristan benutzt hatte. Rolf hob den Kopf und sah den Prinzen an.

»Angenommen, was Ihr sagt, stimmt, was würde mich dann daran hindern, Euch so lange zu foltern, bis Ihr mir verratet, wo das Geld vergraben ist?«, fragte er.

»Das könntet Ihr natürlich tun, aber woher würdet Ihr wissen, dass ich die Wahrheit sage?«, entgegnete Tristan. »Wie bereits gesagt, ich bin der Einzige, der diese Stelle kennt. Wenn Ihr mich tötet, werdet Ihr nie erfahren, wo sich das Geld befindet. Wenn Ihr mich foltert, werdet Ihr keine Gewissheit haben. So kommen wir also nicht weiter, nicht wahr?« Er machte eine Pause, damit sich die Habgier und das Interesse des Piraten voll entwickeln konnten.

»Aber in Anbetracht der Lage bin ich bereit, Euch das Geld zu überlassen, wenn wir dafür neue Spieren und Segel bekommen und meine Schiffe und die Mannschaft die Insel unbehelligt verlassen dürfen«, schlug er vor. Dann richtete er den Blick auf Tyranny. Er musste sie jetzt verletzen. Denn nur so konnte sein Plan gelingen.

»Als Dreingabe könnt Ihr das Mädchen behalten«, fuhr er fort. »Sie sagt mir ohnehin nicht sonderlich zu. Für meinen Geschmack zieht sie sich zu sehr wie ein Mann an. Den Riesen hätte ich jedoch gern wieder, den finde ich ganz nützlich. Wenn Ihr meine Bedingungen annehmt, habt Ihr in jeder Hinsicht gewonnen. Ich verschwinde von hier – und das Geld und die Frau gehören Euch.«

Tyranny, die glaubte, der Prinz habe sie verraten, starrte Tristan hasserfüllt an. Dann meldete sich Scars zu Wort.

»Verdammter Lügner!«, knurrte er und riss wie wild an seinen Fesseln. »Ich habe Euch von Anfang an nicht getraut! Sobald ich die Gelegenheit dazu habe, werde ich Euch töten!«

Gut, dachte Tristan. Selbst Scars glaubte ihm.

»Angenommen, ich stimme zu, welchen Beweis habe ich dafür, dass die Stelle, die Ihr mir angebt, auch die richtige ist?«, fragte Rolf in skeptischem Ton.

Tristan frohlockte. Der Augenblick, auf den er gewartet hatte, war endlich gekommen.

»Ich besitze eine Karte«, sagte er, »die ich selbst gezeichnet habe, nachdem ich die Säcke mit dem Geld an der Küste vergraben hatte. Ein entscheidender Hinweis auf die Stelle findet sich auf der Karte, der andere in meinem Kopf. Das eine nutzt Euch also noch gar nichts ohne das andere. Den Beweis, den Ihr verlangt, werde ich Euch jedoch ins Ohr flüstern.«

Als Tristan von der Karte sprach, leuchteten Rolfs Augen gierig auf. Selbst die Menge schien von der Erzählung des Fremden wie gebannt und rückte gespannt näher.

»Und was macht Euch so sicher, dass ich unsere Abmachung einhalte, nachdem Ihr mir die Stelle verraten habt?«, wollte Rolf wissen.

Tristan setzte eine besorgte Miene auf. »Seht Euch doch einmal hier im Raum um«, sagte er. »Ich habe keine Freunde – und ich will am Leben bleiben. Habe ich überhaupt eine andere Wahl?«

Rolf grinste. »Nein«, erwiderte er. Er warf einen lüsternden Blick auf Tyranny und malte sich aus, was er alles mit ihr tun würde, sobald dieser dumme reiche Mann hier ihm sein Geheimnis verraten hatte. Hinterher würde er ihn natürlich töten.

»Na schön«, sagte Rolf. »Ich bin einverstanden. Wo ist die Karte?«

Tristan schüttelte den Kopf. »Erst werde ich Euch etwas ins Ohr flüstern.« Er winkte den Piraten näher. Rolf ließ endlich seinen Dolch sinken.

Tristan trat nahe an Rolf heran und sagte ein paar Worte, die Tyranny nicht verstehen konnte. Der Pirat nickte und lächelte.

»Und jetzt die Karte«, forderte Rolf.

Tristan griff in seinen rechten Stiefel. Das Pergament war um den Griff des Hirnhakens gewickelt. Blitzschnell zog er beides heraus und knallte Rolf den Griff des Stiletts gegens Kinn. Der Pirat verlor das Bewusstsein, sein Dolch fiel klirrend zu Boden.

Rasch trat Tristan hinter den Piraten, fing ihn auf und hielt ihm die Klinge an die Kehle. Zahlreiche andere Piraten im Raum waren bereits aufgesprungen und hatten die Waffen gezogen.

Tristan wusste, dass er keine Zeit verlieren durfte. Was er in den nächsten paar Minuten sagte und tat, würde über sein Schicksal sowie über das von Tyranny und Scars entscheiden.

»Bleibt, wo ihr seid, sonst schneide ich ihm die Kehle durch!«, schrie er.

»Na und? Warum sollte uns das kümmern?«, rief einer der Piraten, während andere sich drohend näherten.

»Weil ich bereit bin, euch allen was von dem Geld abzugeben!«, sagte Tristan. »Selbst den Huren! Meint ihr, Rolf wäre je dazu bereit gewesen? Und Rolf weiß jetzt zur Hälfte Bescheid. Wenn ihr versucht, mich zu töten, und ich ihn töte, bevor euch das gelingt, habt ihr nach wie vor nur den einen Teil der Nachricht, die ihr braucht, um das Geld zu finden! Lebendig ist er weit wertvoller für euch als tot! Und jetzt zurück mit euch!«

Die Habgier der Männer gewann die Oberhand. Einige von ihnen senkten die Waffen.

Tristan sah zu den zwei Männern hinüber, die mit gezogenen Säbeln Scars bewachten. »Lasst ihn sofort frei, sonst stirbt Rolf!«

Nachdem sich die beiden unentschlossen angesehen hatten, schnitten sie Scars die Fesseln durch. Der Riese wirbelte herum, riss dem einen Piraten den Säbel aus der Hand, hob den Mann in die Höhe und ließ ihn auf den anderen niedersausen.

Tyranny schnappte sich einen der zu Boden gefallenen Säbel und stellte sich neben Tristan.

»Und was jetzt, reicher Mann?«, schrie einer der Piraten. Es war deutlich zu merken, dass die Männer allmählich die Geduld verloren.

»Jetzt lasst ihr uns drei gehen, und damit ihr keine Dummheiten macht, nehmen wir Rolf mit«, erwiderte Tristan. »Morgen früh, wenn ihr die Spieren und Segel geliefert habt, gebe ich euch die Karte. Keine Angst – unsere Schiffe sind in einem solchen Zustand, dass wir uns nicht davonmachen können.«

Tristan entdeckte den Segelmacher in der Menge und machte eine Kopfbewegung in seine Richtung. »Ichabod, der Segelmacher, weiß, wo wir vor Anker liegen«, rief er. »Wenn wir unsere Reparaturen ausgeführt haben, wollen wir mindestens einen halben Tag Vorsprung haben. Sollten wir verfolgt werden, stirbt Rolf – und mit ihm eure Träume vom Reichtum. Wenn wir nicht verfolgt werden, werde ich Rolf später in einem Boot aussetzen, zusammen mit der Karte. Doch merkt euch meine Worte: Solltet ihr versuchen, uns zu hintergehen oder uns gefangen zu nehmen, werde ich Rolf töten und außerdem die Karte vernichten. Dann hättet ihr euch um die Chance eures Lebens gebracht.«

Unter den Piraten erhob sich wütendes Geschrei. Tristan wartete und hoffte verzweifelt, dass seine Rechnung aufgehen würde.

»Ich schlage vor, dass wir sein Angebot annehmen!«, schrie auf einmal eine Frau, die auf einen der Tische geklettert war und wild mit den Armen fuchtelte. Als Tristan genauer hinsah, erkannte er die Hure wieder, die ihn an der Bar angesprochen hatte.

»Was haben wir denn zu verlieren außer diesen dreien?«, fuhr sie fort. »Und ein irres Vermögen könnten wir gewinnen! Deshalb schlage ich vor, wir lassen sie gehen und warten ab, was passiert!«

Tristan schüttelte lächelnd den Kopf. Offenbar hatte ihm die Hure doch noch etwas Gutes erwiesen.

Gleichzeitig war ihm jedoch auch klar, dass sie sich die Unschlüssigkeit der Menge schnellstens zunutze machen mussten, wenn sie lebendig hier rauswollten. Die Geschichte, die er erzählt hatte, wies einige Mängel auf, die den Piraten sicher auffallen würden, wenn sie genauer darüber nachdachten.

Er sah zu Scars hinüber und nickte in Richtung Tür. Scars nickte zurück. Tristan verstaute den Hirnhaken und das Pergament in seinem Stiefel und machte sich daran, Rolf aus der Taverne zu schleifen. Obwohl die unschlüssige Menge ein Stück näher rückte, machte niemand Anstalten, ihn aufzuhalten.

Sobald sie durch die Tür gegangen waren, nahm Scars Tristan Rolf ab und warf ihn über eines der Pferde, die vor der Taverne angebunden waren. Dann schwang er sich in den Sattel. Tyranny und Tristan bestiegen zwei andere Pferde. Als sie davonritten, sah Tristan zu Tyranny hinüber, die ihm zulächelte. Nachdem er sich rasch umgesehen hatte, lächelte er zurück.

Zumindest im Augenblick wurden sie von niemandem verfolgt.

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Marcus stand an der Ecke eines Gebäudes und sah zu, wie die Sonne über dem Platz der Gefallenen Helden unterging. Bald würde die Dunkelheit hereinbrechen. Der Junge stieß einen tiefen Seufzer aus. Seit zwei Stunden wartete er hier schon, um nach einem geeigneten Opfer Ausschau zu halten. Sein knurrender Magen erinnerte ihn immer wieder daran, wie lange es her war, seit er zum letzten Mal etwas gegessen hatte.

Zu Hause in dem verfallenen Schuppen wartete Rebecca auf ihn. Mittlerweile war sie zweifellos genauso hungrig wie er, denn heute früh hatten sie ihr letztes Essen verzehrt. Außerdem hatte sie sicher entsetzliche Angst, wie immer, wenn sie mit der seltsamen, unter dem Bett vergrabenen Rolle allein bleiben musste. Er hoffte nur, dass dieses Ding in seiner Abwesenheit nicht wieder anfangen würde zu leuchten.

Marcus war aus zwei Gründen zu diesem Platz gekommen. Erstens wollte er ein geeignetes Opfer finden, das er um sein Geld erleichtern konnte. Zweitens wollte er Worth mitteilen, dass er bereit war, ihm die Rolle für dreizehntausend Kisa zu verkaufen, das heißt, für die Summe, die sie vor zwei Tagen ausgehandelt hatten. Jetzt musste er sich nur noch auf ein Lieferdatum mit ihm einigen. Außerdem brauchte er Geld, damit er und Rebecca in der Zwischenzeit etwas zu essen hatten.

Er blickte über die Straße zu Worths Ladenfront hinüber. Über der Tür des ziemlich unscheinbaren Geschäfts hing ein Schild, auf dem stand: MAGISCHE ARTEFAKTE –

ALLE GARANTIERT ECHT. Im Laufe des Nachmittags waren mehrere Kunden aus dem Laden gekommen, die ihre neuen Besitztümer an sich gepresst hatten, als hätten sie gerade die wundersamsten Dinge der Welt erworben. Marcus hatte mit skeptischem Lächeln beobachtet, wie sie mit ihren vermeintlichen Schätzen nach Hause geeilt waren.

Während der letzten beiden Tage hatte er noch mit zwei anderen Händlern gesprochen, die Interesse an der Rolle gezeigt hatten. Sie waren ihm jedoch äußerst suspekt vorgekommen, während er den fetten, rotgesichtigen Worth nach wie vor für grundsätzlich ehrlich hielt, auch wenn er nicht zu sagen wusste, warum. Und da er der Ansicht war, dass sein Spiel allmählich zu gefährlich wurde, hatte er beschlossen, die Rolle an Worth zu verkaufen.

Als er die Straße hinunterblickte, meinte er, endlich einen geeigneten Kandidaten zu erblicken, dem er die Taschen leeren konnte. Der Mann kam gerade aus einem Bekleidungsgeschäft heraus. Marcus trat lässig von der Mauer des Gebäudes weg und ging gezielt auf ihn zu.

Der Mann war gut gekleidet und zählte gerade sein Geld nach. In der anderen Hand hatte er seine Einkäufe. Ein erstaunlich törichtes Verhalten, dachte Marcus bei sich. Man hatte ihm beigebracht, nie mit Geld in der Hand aus einem Laden zu treten. Erstens konnte dann jeder sehen, wie viel man dabei hatte, und zweitens beobachten, in welche Tasche man es steckte.

Marcus verlangsamte seinen Schritt und sah, wie der Mann die Münzen in die rechte Innentasche seiner Jacke steckte. Ausgezeichnet, dachte Marcus.

Dann beschleunigte er seinen Schritt wieder, lief direkt auf den Mann zu und rempelte ihn an. Während der Mann mit den Armen ruderte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, ging seine Jacke auf. Blitzschnell griff Marcus

ihm in die Tasche und ließ die Münzen im Handumdrehen in seinem rechten Stiefel verschwinden.

»Pass doch auf, wo du hinläufst, du Dummkopf!«, schrie der Mann zornig, während er mit seinen Paketen jonglierte. Nachdem Marcus seinem Opfer mit geheucheltem Bedauern zugenickt hatte, wick er dem Mann behände aus und ging dann weiter.

Doch nachdem er ein paar Schritte gegangen war, rannte Marcus über die Straße und stürzte in Worths Laden. Als er durch das Ladenfenster zurückblickte, lächelte er. Der Mann bog gerade um die Ecke, ohne bemerkt zu haben, dass Marcus ihn soeben um sein Geld erleichtert hatte – nach dem Gewicht in seinem Stiefel zu schließen, eine beträchtliche Summe. Marcus drehte sich um und ging weiter in den Laden hinein. Worth stand im hinteren Teil des Raumes und unterhielt sich mit einem Mann und einer Frau, die beide sehr wohlhabend aussahen. Als er Marcus erblickte, leuchtete das Gesicht des Händlers auf.

Rasch bediente Worth das Paar, brachte es zur Tür, schloss ab und zog alle Vorhänge vor. Dann wandte er sich mit hoffnungsvollem Gesichtsausdruck dem Jungen zu.

»Da bist du ja!«, flüsterte er aufgeregt. »Ich dachte schon, ich würde dich nie wieder sehen!« Nervös zupfte er an seinem weißen Schnurrbart herum.

Marcus gab sich alle Mühe, möglichst gelassen dreinzublicken. »Ihr könnt die Rolle haben«, sagte er, »für dreizehntausend Kisa, wie wir es ausgehandelt haben. Gilt die Abmachung noch?« Marcus hielt den Atem an und hoffte inständig, dass der Händler sich nicht anders besonnen hatte.

»Aber ja!«, rief Worth begeistert aus. Er platzte förmlich vor Freude. »Gewiss doch! Allerdings brauche ich drei Tage, um das Geld zusammenzubekommen.«

Marcus kniff die Augen zusammen. Das gefiel ihm ganz

und gar nicht. Er hatte gehofft, das Geschäft schon am nächsten Tag zum Abschluss bringen zu können, um die Rolle endlich loszuwerden. Argwöhnisch sah er Worth an, der noch nervöser zu sein schien als bei ihrer ersten Begegnung. Wenn er so erpicht auf die Rolle war, warum hatte er das Geld nicht längst parat? Hatte er überhaupt so viel Geld? Eiskalte Angst stieg in Marcus auf.

»Warum drei Tage?«, fragte er. »Ich dachte, Ihr könntet es gar nicht erwarten, die Rolle zu bekommen.«

»Um dich bezahlen zu können, muss ich meine gesamten Waren zu Geld machen«, erwiderte Worth nervös. »Ich habe mit zwei anderen Artefaktenhändlern gesprochen, die sich bereit erklärt haben, meinen ganzen Bestand aufzukaufen. Aber es dauert drei Tage, um das ganze Geschäft abzuschließen. Danach können wir uns dann treffen, wo immer du willst.«

Marcus dachte einen Augenblick lang nach und kam zu dem Schluss, dass das, was Worth gesagt hatte, einigermassen einleuchtend klang. »Na schön«, sagte er schließlich. »Dann treffen wir uns wieder in der Nähe des Standes, wo die Kehlerchen verkauft werden, und zwar mittags. Abgemacht?«

Worth nickte.

»Füllt die Kisa in Säcke und bindet diese auf ein gesatteltes Pferd«, fügte Marcus hinzu. »Wenn Ihr meine Anweisungen nicht aufs Genaueste befolgt, könnt Ihr das Geschäft vergessen. Meine Schwester wird Euch beobachten, also macht keine Dummheiten. Sollte sie mir ein entsprechendes Zeichen geben, mache ich mich mit der Rolle davon, und Ihr seht mich nie wieder.«

»In Ordnung, in Ordnung«, antwortete Worth rasch. »Alles wird so gemacht, wie du sagst.«

Marcus nickte und ging auf die Tür zu. Dann blieb er noch einmal stehen, drehte sich um und zog das Messer aus

seiner Hose. Er drückte auf den Knopf und ließ die Klinge vorschnellen.

»Lasst Euch nicht von meinem Alter täuschen«, sagte er streng. »Wenn Ihr versucht, mich übers Ohr zu hauen, wird Euch das sehr Leid tun.«

Worth nickte. Marcus ging zur Tür, schloss sie selbst auf und verließ den Laden.

Draußen war es inzwischen völlig dunkel geworden. Marcus trat in eine Gasse, zog seinen Stiefel aus und zählte die Münzen, die er erbeutet hatte. Zehn Kisa. Mehr als genug, um Essen zu kaufen, bis er das Geld für die Rolle bekam. Fröhlich zog er seinen Stiefel wieder an, steckte die Münzen in die Tasche und machte sich auf den Weg zum Markt der Bauern. Vielleicht würde er sogar genug übrig behalten, um seiner Schwester einen der süßen Kuchen kaufen zu können, die sie so liebte. Er lächelte. Becca würde sich freuen.

Hinter dem Vorhang im hinteren Teil des Ladens traten zwei Gestalten hervor. Die eine, die wie ein Harlekin ange malt war, zog einen Dolch aus dem Gürtel und drückte die Spitze gegen eine von Worths rosigen dicken Wangen. Der neben dem Harlekin stehenden alten Frau war deutlich anzumerken, wie sehr sie die Qualen genoss, die der Artefaktenhändler ausstand.

»Gut gemacht«, sagte Janus. »Du hast ihn geschickt hinter Licht geführt. Wenn du weiter tust, was ich dir sage, lasse ich dich vielleicht am Leben.«

»Warum folgt Ihr ihm nicht einfach und bringt die Rolle an Euch?«, fragte Worth beunruhigt. »Wozu braucht Ihr mich denn noch?«

Janus zeigte mit dem Dolch auf die Tür, durch die Marcus gerade verschwunden war. »Weil dieser Bursche trotz seines zarten Alters ungemein gerissen ist«, antwortete er.

»Wahrscheinlich hat er sein ganzes Leben auf der Straße verbracht. Er würde sofort merken, wenn ihn jemand verfolgt. Ich weiß Bescheid, denn ich war früher genauso wie er. Wenn er mitbekäme, dass er verfolgt wird, würde er weglaufen, und wir würden ihn nie wiedersehen. Nein, es ist besser, er kommt freiwillig zu uns. Ich bin bereit, dir drei Tage Zeit zu lassen, um das Geld zusammenzubekommen. Das verleiht unserm Spielchen den nötigen Realismus, findest du nicht? Außerdem ist der Junge schlau. Er wird erst mal den Inhalt deiner Geldsäcke nachprüfen. Folglich solltest du dafür sorgen, dass sie entsprechend gefüllt sind. Die Kisa werde ich dann behalten. Dagegen hat mein Herr sicher nichts einzuwenden, denn über solche weltlichen Dinge ist er erhaben. Vielleicht beglückwünscht er mich sogar zu meinem Einfallsreichtum.«

Janus lächelte drohend. »Und sobald ich die Rolle und das Geld habe, werden diese lästigen Kinder sterben.«

»Wie ... wie habt Ihr mich eigentlich ausfindig gemacht?«, fragte Worth mit zitternder Stimme.

Am Vortag waren der bizarre Mann und die Frau einfach in seinen Laden gekommen und hatten gedroht, ihn auf der Stelle zu töten, wenn er ihnen nicht half. Seitdem hatte Worth Todesängste ausgestanden und verzweifelt gehofft, dass Marcus zu ihm käme.

Janus lächelte. »Natürlich auf magische Weise. Mehr brauchst du nicht zu wissen.«

Der entsetzte Worth nickte.

Nachdem Janus Worth und Grizelda hinter den Vorhang gescheucht hatte, schloss er ihn lautlos hinter sich und den beiden anderen.

SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Geldon spürte, wie ihm der scharfe Meereswind durchs Haar fuhr, während er am Bug der *Wundnarbe* stand, des Flaggschiffs der Helferlingsflotte, das zusammen mit über zweihundert weiteren Schiffen über das unruhige Meer der flüsternden Stimmen segelte. Gerade waren die drei Monde am immer dunkler werdenden Himmel aufgegangen und tauchten die schaumgekrönten Wellen in rosarotes Licht.

Während der bucklige Zwerg auf dem schwankenden Deck rhythmisch hin und her schaukelte und auf das Meer hinausblickte, ging ihm erneut durch den Kopf, wie viel sich verändert hatte, seit der Erwählte und der Obermagier zum ersten Mal in sein Heimatland Parthalonien gekommen waren. Es gab jedoch noch so viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis Eutrakien, Parthalonien und die Menschen, die ihm so sehr am Herzen lagen, endlich Frieden finden würden.

Seine Hand wanderte zum Hals, den einst das juwelenbesetzte, eiserne Halsband umschlossen hatte, das er auf Befehl von Succiu, der Zweiten Herrin des Bundes der Zauberinnen, hatte tragen müssen. Ein Lächeln huschte über seine Lippen. Er verdankte Wigg und Tristan nicht nur seine Freiheit, sondern auch sein Leben und würde alles tun, worum sie ihn baten. Im Augenblick bedeutete dies, die Helferlingsflotte sicher nach Eutrakien zu bringen.

Fast drei Wochen waren vergangen, seit die Magier ihn durch Faegans Portal nach Parthalonien geschickt hatten, um die Flotte anzuführen, die bei Eyrie Point vor Anker

lag. Auf dem Weg nach Eutrakien sollten die Schiffe ausschwärmen und nach Tristan suchen.

Wenn ihm so viele Schiffe und Krieger zur Verfügung standen, konnte Geldon große Teile des Ozeans absuchen lassen. Gleichwohl war er vernünftig genug, um zu wissen, dass sie nur einen kleinen Teil des Meeres der flüsternden Stimmen zu durchkämmen vermochten. Die Vorstellung, den Prinzen vielleicht nie wiederzusehen, schmerzte ihn zutiefst.

Bisher war die Reise entsetzlich gewesen. Vor sieben Tagen waren sie durch die Gewässer gekommen, die von den Nekrophagen kontrolliert wurden. Da Wigg und Faegan wussten, dass es keine andere Möglichkeit gab, hatten sie den Helferlingen die Erlaubnis erteilt, an Bord der Schiffe Zweikämpfe bis zum Tod auszutragen, damit die vierzig Leichen zusammenkamen, die die Nekrophagen als Tribut forderten.

Geldon hatte es nicht mit ansehen können, wie sich die grässlichen Gesichter auf die Körper der einst so prachtvollen Krieger gestürzt und sie gierig verschlungen hatten. Immerhin hatten ihnen die Nekrophagen hinterher gestattet weiterzusegeln.

Geldon überlegte, ob man wohl je herausfinden würde, wer diese monströsen Kreaturen waren und warum sie hier lebten, mitten im kalten, unwirtlichen Ozean.

Seufzend schob er sich auf dem Fass, auf dem er stand, ein Stück nach vorn und legte die Hände auf die Reling, um wieder auf das Meer hinauszuschauen. Nach einer Weile gesellte sich Traax zu ihm und stellte sich schweigend neben ihn.

Plötzlich nahm Geldon aus den Augenwinkeln heraus wahr, wie ein Schatten über das Deck huschte, dem weitere Schatten folgten. Als er nach oben blickte, sah er, dass einer der Suchtrupps zurückgekehrt war und über dem Schiff

kreiste. Kurz darauf landeten die Krieger auf dem Deck. Sie wirkten entmutigt und müde, was Geldon vermuten ließ, dass auch diese Suche erfolglos gewesen war.

Der Anführer des Trupps trat auf sie zu, verbeugte sich und schlug die Hacken zusammen.

»Was hast du zu berichten?«, fragte Traax.

»Wir haben zwei weitere Schiffe durchsucht«, erwiderte der Krieger. »Leider hat die Durchsuchung nichts ergeben. Und keines der Schiffe war ein Sklavenschiff.«

»In Ordnung«, erwiderte Traax.

Dem Gesicht des stellvertretenden Kommandanten der Helferlinge war deutlich anzumerken, wie enttäuscht er war. In der Luftschlacht über Eutrakien hatte Traax tapfer an Tristans Seite gekämpft, und mittlerweile hatten die beiden Männer große Achtung voreinander. Hinzu kam, dass Tristan sein Befehlshaber war, dem er Treue geschworen hatte. Also war es Traax' Pflicht, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um den Prinzen zu finden.

»Wie viele Gruppen sind noch oben?«, fragte er den Krieger.

»Nur eine«, antwortete dieser. »Aber ich schlage vor, bevor der Morgen graut, keine mehr auszuschicken. Von Westen ziehen dicke Wolken heran, die die Sicht aufs Meer behindern. Wir haben die Flotte nur durch einen Zufall wieder gefunden.«

Traax nickte zustimmend. »Du kannst gehen«, sagte er. Der Krieger schlug von neuem die Hacken zusammen und entfernte sich. Traax drehte sich zu Geldon.

»Unsere Suche hat wieder nichts ergeben«, sagte er zu dem Zwerg. »Die Magier des Erwählten werden keineswegs erfreut sein.«

»Ich weiß«, erwiderte Geldon, der ebenso niedergeschlagen schien wie Traax. »Dabei sind wir inzwischen nur noch etwas über zwei Tage von der Küste entfernt. Je weiter wir

nach Westen segeln, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, dass wir den Prinzen finden. Aber Befehl ist Befehl.«

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich wieder dem Meer zu. Traax schwieg ebenfalls und hing seinen Gedanken nach.

Nach einer Weile traf die letzte Nachtpatrouille der Helferlinge ein und landete auf dem Deck.

Auf den ersten Blick schienen diese Krieger noch erschöpfter zu sein als die vorherige Gruppe. Doch dann bemerkte Geldon etwas anderes: Sie unterhielten sich angeregt miteinander und wirkten sogar irgendwie aufgekratzt.

Der befehlshabende Offizier kam zu Geldon und Traax geeilt, verbeugte sich und schlug die Hacken zusammen. Er hieß K'jarr und war einer der besten und ausdauerndsten Flieger der gesamten Helferlingsstreitmacht. Geldon hielt gespannt den Atem an.

»Sprich«, befahl Traax. »Habt Ihr etwas über den Verbleib des Prinzen herausgefunden?«

»Leider nicht«, antwortete K'jarr. »Aber wir haben etwas anderes entdeckt, das uns bei unserer Suche weiterhelfen könnte.«

»Und was?«

K'jarr lächelte. »Eine kleine Nebelbank, weniger als zwei Flugstunden von hier entfernt, süd-südwestlich von der gegenwärtigen Position der Flotte.«

»Und was soll daran so besonders sein?«, fragte Traax erstaunt.

»Das ist eine höchst ungewöhnliche Nebelbank«, erwiderte der Offizier, »die, statt vom Wind hin und her getrieben zu werden, wie man es erwarten würde, ständig an einer Stelle bleibt und auch nie ihre Form verändert. Nachdem wir sie eine Stunde lang aus der Luft beobachtet hatten, bemerkten wir dann Schiffe.«

Geldons Augen leuchteten auf. »Was für Schiffe?«, fragte er gespannt.

»Aus dem Nebel kamen zahlreiche Schiffe«, antwortete K'jarr, »die wie Kriegsschiffe aussahen, obwohl sich das nicht mit Sicherheit feststellen ließ. Ich hatte den Eindruck, dass sie sich auf irgendetwas vorbereiteten. Statt weitere Erkundigungen anzustellen, hielt ich es für besser, sofort hierher zukommen, um Euch Bericht zu erstatten.«

Nachdem Traax dem Offizier anerkennend zugenickt hatte, wandte er sich Geldon zu und sah ihn fragend an. »Sagt Euch das irgendetwas?«

»Nein«, erwiderte der Zwerg. »Aber wenn dauernd Schiffe aus diesem merkwürdigen Nebel kommen, muss schon irgendetwas dahinterstecken. Und wenn sich diese Nebelbank nicht bewegt, dann ist sie vermutlich ein Ergebnis der Magie.«

»Genau«, erwiderte Traax grinsend. Seit Tristan verschwunden war, war dies das erste Mal, dass Geldon ihn lächeln sah. »Glaubt Ihr, Eure Magier hätten etwas dagegen, wenn wir einen kleinen Umweg machten?«, fragte Traax verschwörerisch.

Geldon dachte kurz nach. »Ich weiß nicht recht«, antwortete er, »aber wir werden ihn trotzdem machen.« Er wandte sich dem Offizier zu, der ihnen gerade die geheimnisvolle Neuigkeit überbracht hatte.

»Gib dem Steuermann die Richtung an und richte ihm aus, er solle eine entsprechende Kursänderung vornehmen«, sagte er. »Wir werden uns diese unbewegliche Nebelbank einmal ansehen. Wie lange, meinst du, werden wir bis dorthin brauchen?«

»Wenn der Wind nicht umschlägt, müssten wir im Morgenrauen dort sein«, antwortete K'jaar. »Vielleicht sogar schon früher.«

»Sehr schön«, sagte Geldon. »Dann geh jetzt.«

Der Offizier verbeugte sich, schlug die Hacken zusammen und entfernte sich.

»Der morgige Tag dürfte höchst interessant werden«, stellte Traax fest.

Geldon holte tief Luft und sah dem Helferling in die klugen haselnussbraunen Augen. »In der Tat«, stimmte er ihm zu.

Keinem von beiden war klar, in welchem hohem Maße Traax' Feststellung sich bewahrheiten sollte.

ACHTUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Serena machte sich Sorgen. Wulfgar schien sich verändert zu haben.

Nicht so sehr, dass sie aufgehört hätte, ihn zu lieben, und auch nicht auf eine Weise, die sie um ihre Sicherheit fürchten ließ. Nein, Wulfgar schien sie sogar noch mehr zu lieben als zuvor. Aber er war herrischer, selbstbewusster, scharfsinniger geworden.

Außerdem schien sein Verlangen, sein Gefängnis zu verlassen, noch größer geworden zu sein. Oft stand er da und starrte stundenlang aufs Meer hinaus, ohne ein Wort zu sagen, um dann plötzlich wie ein gefangenes Raubtier im Zimmer auf und ab zu laufen – ein Raubtier, das sich danach sehnte, auf eine Welt losgelassen zu werden, die nichts Böses ahnte. Mehr als einmal hatte sie ihn gefragt, was ihn so beschäftige, jedoch nie eine Antwort erhalten. Stattdessen hatte er sie mit einem Kuss abgelenkt oder ein anderes Thema zur Sprache gebracht.

Seit sie ständig in Wulfgars Gemächern wohnte, war er bisher zweimal von Sklavenhalterdämonen abgeholt worden. Danach waren ihr dann schon die Veränderungen an ihm aufgefallen. Sie war sicher, dass seine seltsame Verwandlung auf seine Aufenthalte außerhalb dieser Gemächer zurückging, obwohl ihr schleierhaft war, was hinter dem Ganzen steckte.

»Was ist denn, mein Geliebter?«, fragte sie mit sanfter Stimme, als er wieder einmal im Zimmer auf und ab lief.
»Was beunruhigt dich so?«

Wulfgar blieb kurz stehen und lächelte sie an. Dann

beugte er sich nach unten und strich ihr mit dem Handrücken über die Wange. Sie griff nach seiner Hand und presste sie gegen die Wange. Dann hob sie den Kopf, um ihm in die Augen zu sehen.

Wulfgars schöne, haselnussbraune Augen, die so viel Freundlichkeit und Kraft ausstrahlten, waren einer der Gründe, warum sich Serena von Anfang an zu ihm hingezogen gefühlt hatte. Doch seit seinen zwei geheimnisvollen Ausflügen nach draußen schienen sie buchstäblich zu leuchten, als hätte man ihm eine unbändige Energie injiziert, die nur darauf wartete, freigesetzt zu werden. Sie wirkten so fesselnd, dass sich Serena im Handumdrehen in ihrer schimmernden Tiefe verlor.

»Nichts, mein Liebling«, erwiderte er leise. »Jetzt wird nach und nach alles so, wie es sein sollte und wie es vorhergesagt wurde. Das habe ich erst bei meinem letzten Zusammensein mit Krassus begriffen. Es gibt viel zu erzählen.«

»Wie meinst du das?«, fragte sie.

Er setzte sich neben sie und sah ihr liebevoll in die Augen. »Du wirst meine Königin werden«, erklärte er.

Seine Worte fegten wie ein Sturm durch ihr Herz. Verblüfft sah sie ihn an. »Aber du bist doch gar kein König«, erwiderte sie. »Das verstehe ich nicht.« Als sie seine Hand losließ, stellte sie fest, dass ihre eigenen Hände zitterten.

»Ich weiß«, antwortete er. »Zuerst habe ich es auch nicht verstanden. Aber Krassus hat mich aufgeklärt. Jetzt habe ich schon gar keine Angst mehr vor ihm oder seinen Sklavenhalterdämonen, sondern finde sie durch und durch annehmbar. Bald wirst du das auch tun.«

Da er merkte, dass sie neugierig geworden war, drehte er sein rechtes Handgelenk nach oben und kniff die Augen zusammen. In seiner Haut entstand ein kleiner Einschnitt. Serena wich erschrocken zurück. Wulfgar lächelte und versicherte ihr, sie brauche keine Angst zu haben.

Dann drehte er das Handgelenk wieder um. Ein Blutstropfen fiel auf das seidene Bettzeug und fing an, ein seltsames Muster mit geschwungenen Linien, die zahllose Abzweigungen hatten, nachzuzeichnen. Serena riss die Augen auf. Was sie sah, schien etwas in ihr zu wecken – etwas, das lange verborgen gewesen und von ungeheurer Kraft war. Sie sah Wulfgar an, mit einem Gesicht, in dem tausend unbeantwortete Fragen standen. Wulfgar zeigte auf die Blutsignatur.

»In diesem Muster ist alles enthalten, was es gibt und was es je geben wird«, sagte er leise. »Das ist erlesenes Blut.«

Er strich mit den Fingern über das Brandmal auf ihrer Schulter. »*R'talis*-Blut«, fügte er hinzu. »Blut, wie du es auch hast.« Jetzt schwieg er eine Weile, da er bemerkte, dass sie versuchte, die Bedeutsamkeit seiner Worte zu begreifen.

»Aber wie kommt es, dass du dich als König betrachtest?«, fragte sie schließlich.

Lächelnd nahm er eine ihrer dunklen Locken in die Hand und strich sanft darüber. »Jedes Mal, wenn ich diese Gemächer verlasse, komme ich meinem Thron um einen Schritt näher«, erwiderte er. »Und auch auf dich wartet ein Thron. Du brauchst nur die Hände auszustrecken und danach zu greifen, so wie ich es getan habe.« Gedankenverloren starrte er ins Leere. »Ich habe unvorstellbare Wunder gesehen, Serena ...«

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür, fast zaghaft, als widerstrebe es der betreffenden Person, sie zu stören. Lächelnd wandte sich Wulfgar in Richtung Tür.

»Herein«, rief er. Serena hörte, wie der Riegel zurückgeschoben wurde. Die Tür öffnete sich, und ein Sklavenhalterdämon kam herein, erstaunlicherweise unbewaffnet. Dann tat der Sklavenhalter etwas, das Serena nie vergessen würde.

Er verneigte sich vor Wulfgar.

»Ja?«, sagte Wulfgar.

»Bitte vergebt die Störung, aber er verlangt wieder nach Euch«, sagte das Monster in überraschend freundlichem, ja, geradezu unterwürfigem Ton. Wulfgar nickte und sah Serena an.

»Wenn ich zurückkomme, werden wir uns weiter unterhalten«, sagte er. »Tut mir Leid, dass wir dich einschließen müssen, meine Liebe, aber das ist nur zu deinem eigenen Besten. Bald wird es auch bei dir nicht mehr nötig sein, die Tür zu verriegeln. Hab noch etwas Geduld.«

Darauf verließ Wulfgar zusammen mit dem Sklavenhalter den Raum. Sie verschlossen die Tür hinter sich und verriegelten sie. Überwältigt von den Worten ihres Liebhabers, starrte Serena eine Zeit lang die Tür an.

Schließlich stand sie auf und trat zum Fenster. Ihr kam zu Bewusstsein, dass sie Wulfgar bereits vermisste. Die drei Monde gossen ihr magentarotes Licht auf die aufgewühlten Wellen. Obwohl die durchsichtige azurblaue Wand sie von der Außenwelt trennte, kam es Serena einen Augenblick lang so vor, als könne sie die salzige Meeresluft riechen.

Sie versuchte, die mysteriösen Dinge, die Wulfgar ihr erzählt hatte, zu begreifen, jedoch ohne Erfolg. *Eine Königin*, ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Aber über wen sollte diese Königin herrschen?

Während weit unten die Wellen gegen das Ufer brandeten, stand sie lange Zeit gedankenverloren da, genau wie Wulfgar es getan hatte.

Wulfgar lag auf dem weißen Marmortisch des Scriptoriums und blickte Krassus gelassen in die dunklen Augen. Diesmal war er nicht an den Tisch gefesselt worden, denn solche kruden Maßnahmen schienen gar nicht mehr nötig

zu sein. Neben ihnen schwebte die leuchtende Rolle der Destruktiva. Krassus lächelte.

»Seid Ihr bereit?«, fragte er.

»Ja«, erwiderte Wulfgar voller Eifer.

»Allmählich gefällt Euch das, was ich mit Euch tue, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann verratet mir einmal, was Ihr wollt«, fuhr Krassus fort.

»Ich will mehr.«

Lächelnd nahm der Magier seine Arbeit wieder auf.

NEUNUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Während die ersten Strahlen der Sonne durch den seltsam unbeweglichen Nebel krochen, der die Sanktuariumsinsel umgab, stand Tristan müde an der Reling der *Rache des Volkes*. Er war die ganze Nacht über auf gewesen, um bei den Reparaturarbeiten zu helfen. Jetzt war er erschöpft und hoffte inständig, dass ihre Anstrengungen ausreichen würden, um einen weiteren Tag zu überstehen.

Er musste unbedingt das Pergament nach Tammerland bringen, das noch in seinem Stiefel versteckt war. Allmählich zweifelte er jedoch daran, dass er überhaupt lange genug leben würde, um dieses Vorhaben auszuführen. Bisher war von den Piraten noch nirgendwo etwas zu sehen, doch ihm war klar, dass das nicht mehr lange so bleiben konnte. Mit jedem Augenblick, der verging, verringerten sich ihre Chancen zu entkommen.

Ohne dass es zu irgendetwelchen Zwischenfällen gekommen wäre, waren sie am späten Nachmittag des vergangenen Tages zu ihren Schiffen zurückgekehrt. Nachdem sie an Bord gegangen waren, hatte Scars den immer noch bewusstlosen Rolf an einem Mast festgebunden. Tristan hatte Tyranny dazu überredet, den Ankerplatz ihrer drei Schiffe in die Tiefen der Nebelbank zu verlegen. Seinem anderen Vorschlag gegenüber hatte sie sich jedoch weit widerspenstiger gezeigt, was er bis zu einem gewissen Grade auch verstand. Denn so ganz gefiel ihm sein Plan auch nicht. Wenn Scars Tristans Vorschlag nicht unterstützt hätte, wäre es dem Prinzen wahrscheinlich nicht gelungen, die Kapitänin zu überzeugen.

»Das werde ich nicht tun!«, hatte sie laut in die Dunkelheit des nächtlichen Nebels geschrien und dabei mit dem Fuß aufgestampft. Sie hatten es nicht gewagt, die Laternen der Schiffe anzuzünden, doch das rosarote Mondlicht gestattete es Tristan, den Zorn in ihrem Gesicht zu erkennen. Das Kinn hatte sie wütend vorgereckt.

»Ich weigere mich ganz entschieden, sie hier zurückzulassen!« Trotzig verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Was soll denn aus ihnen werden? Ehrlich gesagt, mich überrascht Euer Vorschlag! Was Ihr in der Taverne getan habt, war einfach wunderbar, und dafür werde ich Euch ewig dankbar sein, aber was Ihr jetzt von mir verlangt, das ist unmöglich!«

»Ich weiß, wie Euch zumute ist, Tyranny«, entgegnete Tristan beschwichtigend. »Aber meine Geschichte wird sich sehr schnell als fadenscheinig erweisen, und ich fürchte, statt sich an die so genannte *Abmachung* zu halten, werden uns die Piraten bald angreifen. Wenn wir hier unversehrt weg wollen, müssen wir uns schnellstens an die Arbeit machen. Sollten wir gezwungen sein, mit den Schiffen, so wie sie jetzt sind, die Flucht zu ergreifen, wären wir geliefert – das habt Ihr selbst gesagt. Ich weiß, wie schwer es Euch fällt, die Schiffe zurückzulassen, aber eine andere Möglichkeit gibt es nicht, das müsst Ihr mir glauben.«

Tristans zugegebenermaßen verzweifelter Plan bestand darin, die anderen zwei Schiffe auszuschlachten und mit dem, was sie hergaben, die *Rache des Volkes* zu reparieren. Anschließend würde man die restlichen Sklaven und die Besatzungen an Bord der *Rache des Volkes* bringen, die anderen zwei Schiffe versenken und mit Tyrannys Flaggschiff nach Eutrakien segeln.

Tristan wusste natürlich, dass die *Rache des Volkes* dann überladen wäre und nur langsam vorankommen würde, aber zumindest hätten sie dann eine gewisse Chance sich durchzuschlagen. Schon in der Taverne hatte er nicht damit ge-

rechnet, dass sich die Piraten an die Abmachung halten würden. In dem Augenblick war er lediglich darauf aus gewesen, unbeschadet davonzukommen und etwas Zeit zu gewinnen.

Doch Tyranny sperrte sich gegen seinen Vorschlag. Da Tristan wusste, dass sie kostbare Zeit verloren, sah er zu Scars hinüber und flehte den Riesen stumm an, ihn zu unterstützen. Nach einer Weile erbarmte sich Scars und räusperte sich.

»Ich fürchte, er hat Recht, Kapitänin. Die Bestände von den anderen Schiffen würden gerade ausreichen, um die Reparaturarbeiten auszuführen. Wenn wir sofort damit anfangen und jeder mit zupackt, könnte es uns gelingen, vor Anbruch des Tages fertig zu sein und aufzubrechen, bevor die Piraten etwas merken. Manchmal sind eben radikale Maßnahmen erforderlich, um irgendwie weiterzukommen.«

Tyranny starrte die beiden Männer mit grimmiger Miene an.

»Ich glaube, wenn dein verstorbener Vater heute bei uns wäre, er würde genauso handeln«, fügte Scars hinzu.

Tristan warf dem Obermaat einen Blick zu. Jeder von ihnen wusste, was der andere dachte. Sie hätten Tyranny einfach fesseln und unter Deck einsperren können, vorausgesetzt, ihre Mannschaft spielte dabei mit. Doch das widerstrebte Tristan. Mit ihr waren sie stärker als ohne sie, und er wollte, dass die Kapitänin freiwillig bei der Sache mitmachte.

Bei ihrer Rückkehr hatte Tyranny die Mannschaft durchzählen lassen. Dabei hatte sich herausgestellt, dass noch über fünfzig Besatzungsmitglieder an Land waren. Und die Kapitänin hatte klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass sie keineswegs die Absicht hatte, sie auf der Insel zurückzulassen.

Tristan konnte ihren Standpunkt zwar verstehen, wusste aber auch, dass die Zeit drängte. Die Matrosen, die nicht

rechtzeitig an Bord kamen, würden eben Piraten werden – falls sie sich nicht ohnehin schon dazu entschlossen hatten – oder sich sonst irgendwie auf der Insel durchschlagen müssen. Schließlich riss dem Prinzen der Geduldsfaden. Er packte Tyranny bei den Schultern und drehte sie zu sich.

»Und was ist mit Eurem Bruder?«, fragte er streng. »Habt Ihr den vielleicht vergessen? Meint Ihr, dass Ihr ihm noch etwas nützt, wenn Ihr tot seid? Ist er nicht der eigentliche Grund, warum Ihr diese ganze Sache hier überhaupt angefangen habt?«

Er ließ sie los und zeigte auf ein paar Sklaven, die auf Deck saßen. Viele von ihnen sahen so krank aus, als würden sie noch nicht einmal die zweitägige Heimreise überleben.

»Und was ist mit denen?«, fragte er. »Eure Männer, die noch an Land sind, wussten, auf welche Risiken sie sich einlassen. Wenn sie nicht rechtzeitig zurückkommen, dann haben sie eben Pech gehabt. Aber diese Sklaven, die zu retten Ihr Blut vergossen habt, sie verdienen es auch, eine Chance zu bekommen, findet Ihr nicht? Oder habt Ihr die ebenfalls vergessen?« Er sah sie durchdringend an.

»Ihr habt mir einmal vertraut, und jetzt bitte ich Euch, es wieder zu tun«, fuhr er sanfter fort. Er griff in seinen Stiefel, zog das Stück Pergament hervor und hielt es ihr vor die Augen. »Ich weiß, das sieht nach nichts aus. Trotzdem muss ich es um jeden Preis nach Tammerland bringen. Hier stehen Dinge auf dem Spiel, die Ihr Euch noch nicht einmal vorstellen könnt, Dinge, die die Magie betreffen. Und die hunderttausend Kisa, die ich Euch versprochen habe«, fügte er in etwas leichterem Ton hinzu, »könnt Ihr schließlich nur ausgeben, wenn Ihr auch überlebt.«

Tyranny gab ihre starre Haltung auf und warf Scars einen Rat suchenden Blick zu. Der Koloss nickte langsam mit dem Kopf.

Daraufhin hatte Tyranny – wenn auch widerwillig –

Tristans Plan zugestimmt. Indem sie die ganze Nacht hart gearbeitet hatten, war es ihnen gelungen, die *Rache des Volkes* wieder instand zu setzen und seetüchtig zu machen. Die Sklaven und die Besatzung der anderen beiden Schiffe waren bereits an Bord des Flaggschiffs, sodass dessen Decks buchstäblich mit Menschen übersät waren. Tyranny gesellte sich zu Tristan an die Reling. Sie wirkte ebenso erschöpft wie er.

»Danke«, sagte sie leise.

»Wofür?«

»Dafür, dass Ihr mich überredet habt, das Nötige zu tun. Ich weiß, dass ich manchmal ganz schön widerspenstig bin. Nicht umsonst nennt man mich Tyranny.«

Tristan schürzte vielsagend die Lippen. »Das habe ich gemerkt«, gab er in sarkastischem Ton zurück. Lächelnd strich er ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Ihr habt mir immer noch nicht erzählt, warum Euer Blut azurblau ist und leuchtet«, sagte sie ganz unvermittelt. »Wie ist so etwas eigentlich möglich? Und wer seid Ihr nur?«

Stirnrunzelnd schaute Tristan aufs Meer hinaus. »Selbst meine Magier haben keine Antwort auf diese Fragen«, erwiderte er mit trauriger Stimme. »Das Einzige, was ich weiß, ist, dass ich mein azurblaues Blut seit kurzem verfluche und wünsche, keins zu haben. Ich sehne mich nach gewöhnlichem erlesenen Blut – wie Wigg und Faegan es haben. Aber der Tag, an dem mein Blut wieder so wird, scheint im Augenblick sehr weit entfernt.«

In diesem Moment hörte Tristan Schritte. Als er sich umdrehte, sah er Scars auf sie zukommen.

»Wir sind abfahrbereit, Kapitänin«, sagte der Riese. »Darf ich um deine Befehle bitten?«

Traurig schaute Tyranny zu den zwei ausgeschlachteten, verlassenen Schiffen hinüber, die einst stolz mit ihr über das Meer gesegelt waren. Jetzt sahen sie wie zerlumpte

Waisenkinder aus, die ängstlich des unbekanntem Schicksals harrten, das sie erwartete. Tyranny schloss die Augen.

»Versenkt sie«, sagte sie leise.

Mit traurigem, resigniertem Blick hob Scars den Arm und gab den zwei Matrosen, die noch an Bord der anderen Schiffe waren, ein Zeichen. Die Männer verschwanden unter Deck, tauchten jedoch schon kurz darauf wieder auf und kletterten in die längsseits liegenden Beiboote, um zum Flaggschiff zurückzukehren. Sobald sie an Bord und die Beiboote eingeholt waren, wandte sich Tyranny Scars zu.

»Lass den Anker lichten«, befahl sie. »Und achte darauf, einen großen Bogen um die anderen zu machen, damit wir nicht in den Sog der untergehenden Fregatten geraten.« Scars, der froh war, endlich von der Insel wegzukommen, machte sich unverzüglich daran, die Anweisungen auszuführen.

Tyranny und Tristan sahen zu, wie sich die anderen beiden Schiffe mit Wasser füllten und langsam untergingen, bis zum Schluss nichts mehr von ihnen zu sehen war.

»Das tut mir sehr Leid«, sagte Tristan zu Tyranny.

»Ich weiß«, erwiderte sie leise. Schweigend beobachteten sie, wie sich die Strudel über den untergegangenen Schiffen verlangsamen und schließlich ganz verschwanden.

Dann wurden die Segel des Flaggschiffs gehisst, und die *Rache des Volkes* setzte sich in Bewegung. Bald würden sie den Nebel hinter sich lassen und auf dem Heimweg sein. Als der Prinz nach oben blickte, sah er mit freudigem Herzen seine blau-goldene Kriegsflagge im Wind flattern.

In diesem Augenblick erschallte eine hässliche Stimme über Deck.

»Sag mal, Mädchen«, rief der Pirat, »liegt es daran, dass er im Bett besser ist als ich? Oder bist du nur auf das Geld scharf? So, wie ich dich kenne, würde ich beinahe vermuten, dass es um beides geht, was, du kleine Wildkatze?«

Tristan und Tyranny sahen zu Rolf hinüber, der an den Hauptmast gefesselt war. Sein blondes Haar war verfilzt, sein Kinn wies eine rote Schwellung auf, die von Tristans Schlag mit dem Hirnhaken stammte. Er starrte Tyranny mit einer merkwürdigen Mischung aus Hass und Lust an, die Tristan beunruhigend fand.

»Du wirst es nie bis nach Hause schaffen«, verkündete Rolf. »Ich kenne meine Jungs. Sicher haben sie die Insel längst umstellt. Dein neuer Mann da konnte sie zwar in der Taverne hinters Licht führen, aber auf dem offenen Meer sind sie unschlagbar, das kann ich dir versichern. Du hättest im Nebel bleiben sollen, Mädchen, aber ewig war das ja nicht möglich, nicht wahr? Und was noch schlimmer ist: Jetzt seid ihr zu schwer, um zwischen zweihundert Schiffen hindurchschlüpfen zu können.« Mit lüsterndem Ausdruck ließ er seine Augen über ihren Körper wandern.

»Wie es scheint, werden wir uns doch noch miteinander amüsieren können«, fügte er boshaft hinzu.

»Und was Euch betrifft, Ihr gerissener Schurke«, wandte er sich an Tristan, »so freue ich mich jetzt schon darauf, Euch mein Schwert zu schmecken zu geben. Ich bin gespannt, ob Ihr wirklich mit Eurer lächerlich aussehenden Klinge umzugehen versteht. Aber das wird sich ja bald rausstellen.«

Am liebsten hätte ihn Tristan sofort losgebunden, um sich zum Kampf zu stellen. Er riss sich jedoch zusammen, holte tief Luft und sah Rolf unverwandt in die Augen. »In der Tat«, sagte er mit ruhiger Stimme.

In diesem Augenblick brach die *Rache des Volkes* durch den Nebel durch. Während sich die Segel im steifen Ostwind blähten, gab Tyranny den Befehl, Kurs nach Westen zu nehmen, in Richtung Delta. Bevor ihr Befehl aufgeführt werden konnte, läutete der Matrose im Krähenest jedoch die Alarmglocke. Als sie nach oben blickte, sah sie ihn aufgeregter bugwärts zeigen.

Tyranny zog ihr Fernglas heraus und suchte den westlichen Horizont ab. Plötzlich wich ihr alles Blut aus dem Gesicht. Wortlos reichte sie Tristan das Fernglas. Als der Prinz hindurchschaute, zog er schockiert den Atem ein.

Vor ihnen lavierten mindestens hundert Piratenschiffe im Wind und kamen mit großer Geschwindigkeit auf sie zu.

Das Schlimmste befürchtend, drehte sich Tristan rasch nach achtern und blickte erneut durchs Fernglas. Auch von hinten kamen unzählige Schiffe auf sie zu.

Die Strategie der Piraten war nicht schwer zu durchschauen. Sie hatten vor, die *Rache des Volkes* so in die Zange zu nehmen, dass jeder Fluchtweg abgeschnitten war.

Tristan wusste, dass sie jetzt nur noch die überlegene Schnelligkeit von Tyrannys Schiff retten konnte. Doch wie schnell mochte die Fregatte noch sein, so überladen, wie sie war? Allenfalls konnte die *Rache des Volkes* versuchen, durch die Lücke am nördlichen Ende zu schlüpfen, bevor sich die zwei Reihen der Piratenschiffe trafen. Wenn ihnen das gelang, lag das offene Meer vor ihnen.

Doch als Tristan die Entfernung abschätzte und die Windrichtung überprüfte, sank ihm der Mut. Das würden sie nie schaffen können.

Dennoch gab Tyranny den Befehl, den Kurs zu ändern und nach Norden zu steuern. Als Tristan das Fernglas vom Auge nahm, bemerkte er, dass auch Tyrannys Gesicht einen mutlosen Ausdruck hatte.

Es gab keine Möglichkeit, der Gefangennahme zu entgehen. Diesmal würden auch keinerlei clevere Tricks sie retten können. Nichts vermochte sie mehr vor dem Untergang zu bewahren.

FÜNFZIGSTES KAPITEL

Vorsichtig ging Wigg am Arm seiner Tochter den Gang entlang, seine Schwäche und den Umstand verwünschend, dass er in der letzten Nacht so schlecht geschlafen hatte. Entsetzliche Träume hatten ihn gequält, sodass er immer wieder mit einem Aufschrei aufgewacht war, um festzustellen, dass sein ganzer Körper in Schweiß gebadet war.

Celeste hatte die ganze Nacht an seinem Bett gesessen, um ihn zu beruhigen, wenn er aus dem Schlaf hochschreckte. Heute Morgen hatte er trotz seiner Schwäche darauf bestanden, aufzustehen und seine Freunde aufzusuchen. Er wollte Abbey, Faegan und Shailiha unbedingt mit eigenen Augen sehen, um sich zu vergewissern, dass ihnen gestern im Hof wirklich nichts zugestoßen war.

Nachdem der Palast auf einmal von einer Explosion erschüttert worden war, waren Helferlinge in Wiggs Gemächer gekommen, um ihm und Celeste zu berichten, was gerade geschehen war. Obwohl es eine gewaltige Explosion gegeben hatte, war es den Kriegern schließlich doch gelungen, die zahlreichen Grasfeuer, die dabei entstanden waren, zu löschen. Glücklicherweise war der Palast unversehrt geblieben.

Abbey, Faegan und Shailiha hatten zwar überlebt, jedoch einen Schock bekommen. Nachdem sie sorgfältig von den Gnomfrauen untersucht worden waren, hatten diese sie ins Bett abkommandiert. Wie nicht anders zu erwarten, hatte Faegan versucht, sich zu widersetzen, war jedoch von Shawna der Kurzen energisch ins Gebet genommen worden, bis er schließlich nachgegeben hatte. Letzten Endes war er viel zu erschöpft gewesen, um ihr Widerstand zu leisten.

Seit Wigg von dem Vorfall im Hof gehört hatte, hegte er den Verdacht, dass man sie in den Kammern der Buße aufs Raffinierteste hinters Licht geführt hatte – dass man ihnen die *falschen* Kräuter gegeben hatte, Kräuter, die sie umbringen sollten, sobald sie benutzt wurden. Während er den glänzenden Marmorfußboden entlangschlurfte, überlegte er, ob die Hüterin der schwimmenden Gärten möglicherweise in einem Zusammenhang mit Krassus im Bund stand. Und falls dies der Fall war, woher hatten die beiden dann gewusst, dass er und Faegan die Kammern der Buße aufsuchen würden? Außerdem gab es zweifellos einfachere, sicherere Methoden, die beiden Magier umzubringen.

Nichts von alledem ergab einen Sinn, doch Wigg war entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Als sie endlich die Tür der Bibliothek, der so genannten Archive der Festung, erreichten, klopfte Wigg an und trat zusammen mit Celeste ein.

Faegan, Abbey und Shailiha saßen bereits an dem großen Konferenztisch aus Mahagoni, auf dem eine Kanne Tee und eine silberne Schale mit Gebäck standen. Der Meistermagier und die Kräuterfrau unterhielten sich gerade in besorgtem Ton miteinander. Shailiha, mit Morganna auf dem Arm, hörte ihnen aufmerksam zu. Als das Kind Wigg und Celeste sah, gab es ein leises, freudiges Geräusch von sich.

Nachdem Wigg und Celeste Platz genommen hatten, räusperte sich der Obermagier. Abbey und Faegan stellten ihr Gespräch ein. Als Wigg die drei musterte, wurde ihm klar, dass sie großes Glück gehabt hatten. Ihre Gesichter und Hände waren stark gerötet, die Haare und Augenbrauen zum Teil versengt. Abbey hatte es am schlimmsten erwischt. Wigg nahm ihre Hand und lächelte sie an. Sie erwiderte sein Lächeln, während sich ihre Finger behutsam um seine Hand schlossen.

»Seid Ihr alle wohlauf?«, fragte Wigg.

Abbey sah zu Faegan hinüber, um anschließend den Obermagier anzuschauen. »Ich denke schon«, antwortete sie. »Wir trugen zwar ein paar Verbrennungen davon, doch die hat Faegan bereits mit einem Zauber der beschleunigten Heilung behandelt. Außerdem hat er unser Hörvermögen wiederhergestellt, das durch den Knall beeinträchtigt worden war. In ein oder zwei Tagen müsste alles wieder in Ordnung sein. Aber wie geht es dir?«

Wigg legte seine knorrigen Hände flach auf den Tisch und holte tief Luft. »Sagen wir mal, das, was ich in den Kammern der Buße erlebt habe, möchte ich nicht unbedingt noch einmal durchmachen müssen«, meinte er. »Auch mir dürfte es bald wieder besser gehen. Aber nun sagt einmal, wie konnte das geschehen? Lag es an den Kräutern und Ölen, die wir mitgebracht haben? Hat die Hüterin versucht, uns zu töten, indem sie uns die falschen Dinge gab? War alles, was ich durchgemacht habe, ganz und gar umsonst?«

»Nein, das glaube ich nicht«, erwiderte Faegan. »Mit Sicherheit herausfinden werden wir es natürlich erst, wenn wir die Öle und Kräuter noch einmal benutzen. Aber ich vermute, was passiert ist, haben wir uns selbst zuzuschreiben. Es liegt nicht daran, dass die Hüterin uns verraten hat.«

»Wie das?«, fragte Celeste.

»Wir haben nach Tristan gesucht«, antwortete Faegan, »und uns dabei des Blutes seiner Zwillingsschwester bedient, da uns von Tristan selbst nichts zur Verfügung stand, weder Haare noch sonst etwas. Nach dem, was mir Abbey erzählt hat, hätte das unter gewöhnlichen Bedingungen nie zu der Katastrophe geführt, die wir im Hof erlebt haben. Aber Ihr dürft nicht vergessen, dass Tristans Blut jetzt azurblau ist -- dass es sich auf eine Weise verändert hat, die wir noch gar nicht ergründet haben. Möglicherweise ver-

einbart sich dieser Umstand nicht mit Abbeys Seherflamme, die daraufhin explodiert ist. Jedenfalls bin ich ganz entschieden dagegen, dass wir uns noch einmal dieser Methode bedienen, um ihn ausfindig zu machen.«

Abbey kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Mir fällt gerade ein, dass in den Lehren der Adepten ein solches Phänomen erwähnt wird«, sagte sie. »Da ist zwar nicht ausdrücklich von Tristan die Rede, aber trotzdem kommt mir das, was im Hof geschehen ist, immer mehr wie etwas vor, vor dem mich meine Lehrerin vor vielen Jahren gewarnt hat.« Sie machte eine Pause und versuchte angestrengt, sich an weitere Einzelheiten zu erinnern.

Gespannt beugte sich Faegan vor und legte seine langen, knöchigen Unterarme auf den Tisch. »Und was ist das?«, fragte er.

»Was wir erlebt haben, waren die so genannten Furien«, erklärte Abbey. »Meine Lehrerin hat immer mit großer Angst von ihnen gesprochen und mir eingeschärft, die Warnung weiterzugeben, falls ich eines Tages selbst unterrichten sollte. Dabei ging es um *die Zwei*, die eines Tages unter uns weilen und über so große Kraft verfügen werden, dass wir Adepten nie versuchen dürfen, unsere Gaben auf sie anzuwenden. Tun wir es doch, so riskieren wir, die Furien heraufzubeschwören und getötet zu werden, weil unser Zauber sich dann gegen uns kehrt. Also in etwa das, was im Hof geschehen ist.« Sie hielt einen Augenblick inne. Plötzlich hellte sich ihr Gesicht auf, da ihr eine Erkenntnis gekommen war.

»Die *Zwei*, von denen die Legende spricht, müssen Tristan und Shailiha sein«, stellte sie fest. Schweigen senkte sich herab, während jeder der Anwesenden noch versuchte, diese schwer wiegende Feststellung zu verarbeiten.

Faegan verlor jedoch keine Zeit. Er wies mit der Hand auf den Tisch, auf dem das Große Buch lag, und streckte einen

Finger aus. Der in weißes Leder gebundene Band erhob sich in die Luft und landete vor ihm. Der Meistermagier sah Abbey mit seinen graugrünen Augen an.

»Die *Furien*, habt Ihr gesagt?«, fragte er. Die Kräuterfrau nickte.

Faegan schloss die Augen und griff auf sein absolutes Gedächtnis zurück. Nachdem er sich mit aller Kraft auf das Wort konzentriert hatte, erschien vor seinem geistigen Auge statt einer Stelle aus der Schrift nur eine Seitenzahl. Er öffnete die Augen wieder und befahl dem Großen Buch, sich an der betreffenden Stelle aufzuschlagen. Nachdem er den Abschnitt gelesen hatte, lehnte er sich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck auf dem Stuhl zurück.

»Was ist?«, fragte Wigg. Statt zu antworten, beugte sich Faegan wieder über das Buch und übersetzte die Textstelle aus dem Alteutrakischen.

»Und es werden unter euch weilen die Zwei, deren Blut wird sein von so hoher Qualität, dass die gemischtblütigen Adepten Furcht vor ihnen haben werden. Denn sollten diese versuchen, ihre begrenzten Gaben anzuwenden auf die Zwei, die Nachkommen der Zwei oder andere, die demselben Schoß entstammen wie die Zwei, so wird ihr Zauber tausendfach auf sie zurückfallen und sie vernichten. Denn die Blutsignaturen der Gemischtblütigen sind nicht so stark wie die derjenigen mit erlesenem Blut. Deshalb mag es dazu kommen, dass sich die Zwei und ihre Sprösslinge als Todfeinde der Gemischtblütigen erweisen, auch wenn die Zwei nicht darauf aus sind, es dazu kommen zu lassen ...«

Faegan verstummte und setzte sich gedankenverloren auf seinem Stuhl zurück.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Abbey.

»Was für ein wundersames, gefährliches Labyrinth die Magie doch ist«, sagte Faegan, nachdem er längere Zeit geschwiegen hatte. »In dreihundert Jahren haben wir es gerade einmal geschafft, in die Oberflächenschicht des Wissens vorzudringen, das diejenigen, die vorausgingen, zusammengetragen haben.«

»Faegan«, sagte Wigg eindringlich, »was hat das alles zu bedeuten?«

»Nun, es bestätigt etwas, das ich schon seit langem vermutete«, erwiderte der Meistermagier. »Aber dazu gleich mehr.« Er wandte sich Abbey zu.

»Sagt«, fragte er, »woher wusstet Ihr schon vorher, dass im Hof gleich etwas Schreckliches passieren würde?«

»Meine Seherflamme fing an, sich ganz und gar ungewöhnlich zu benehmen«, erklärte sie. »Als das Sichtfenster entstand, begann der obere Teil der Flamme anzuschwellen. So etwas hatte sie noch nie getan. Es war fast so, als *sammle* sie Energie, statt sie wie sonst abzugeben. Als ich das sah, verriet mir irgendetwas, dass sie im Begriff war zu explodieren. Deshalb habe ich mich auf Euch und die Prinzessin geworfen. Da die Flamme oben barst, ist die Energie gen Himmel geschossen. Wäre sie an der Seite geborsten, so wären wir jetzt zweifellos alle tot. In all den Jahren habe ich es noch nie erlebt, dass eine derartige Energie freigesetzt wurde.«

Faegan lächelte sie an. »Danke«, sagte er. »Wir werden Euch nie vergessen, was Ihr für uns getan habt.«

»Würdet Ihr uns jetzt bitte endlich verraten, was das alles zu bedeuten hat?«, fragte Wigg ungehalten.

Faegan lächelte schelmisch. Nichts genoss er so sehr wie ein Rätsel der Magie – vor allem dann, wenn er der Einzige war, der die Lösung wusste.

»Nur noch eine Frage«, erwiderte er. »Shailiha, ist Euch kurz vor der Explosion der Flamme irgendetwas Unge-

wöhnliches aufgefallen? Habt Ihr zum Beispiel irgendwelche unangenehmen Empfindungen gehabt?»

»Jetzt, da Ihr das erwähnt, fällt mir ein, dass mein Herz so schnell und heftig schlug, dass ich schon dachte, ich würde ohnmächtig werden«, antwortete sie. »Ich habe bisher nichts davon gesagt, weil ich annahm, das Ganze wäre eine Folge meiner Aufregung gewesen. War das denn von Bedeutung?«

»O ja, mein Kind!« Der Magier schlug triumphierend mit der Hand auf die Armlehne seines Stuhles. »Das war es in der Tat!«

»Inwiefern?«, wollte Wigg wissen.

»Abbey hat völlig Recht«, fuhr Faegan fort. »Das bestätigt der besonders schnelle Herzschlag der Prinzessin. Dass ihr Blut schneller durch die Adern floss, war eine Gegenreaktion auf den Zauber einer gemischtblütigen Adeptin, eine Gegenreaktion, die die Energie von Abbeyes Flamme um das Tausendfache gesteigert hat. Wie faszinierend!« Er machte eine Pause, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen.

»Die Tatsache, dass Tristans Blut azurblau ist, dürfte die Wirkung nur noch gesteigert haben. Wir haben also wirklich Glück gehabt, denn dabei hätten wir leicht umkommen können. Ich würde vorschlagen«, wandte er sich an die Kräuterfrau, »dass Ihr es fürderhin unterlasst, Eure magischen Gaben bei den Erwählten anzuwenden, vor allem solange Wigg und ich noch nicht die Gelegenheit hatten, dieses Phänomen eingehender zu untersuchen.«

Abbey verdrehte die Augen. »Keine Bange!«, erklärte sie. »Diese Absicht habe ich ganz gewiss nicht.«

»Sagt«, fragte Faegan sie, »kennt Ihr irgendeine Methode, die es uns gestatten würde, das Phänomen der Furien zu umgehen, um trotzdem versuchen zu können, den Prinzen ausfindig zu machen?«

»Unter den Adepten hat immer das Gerücht kursiert, dass es solch eine Methode gebe«, antwortete Abbey. »Angeblich soll es möglich sein, vorausgesetzt, man verfügt über die richtige Formel. Aber die kenne ich nicht. Und ich weiß auch nicht, wo man sie finden könnte. Es heißt, dabei gehe es darum, die Energie in ihrer potenzierten Form an den Ursprungsort, das heißt, in die Person, von der sie ausgegangen ist, zurückzuschicken.« Sie dachte kurz nach. »Die Möglichkeit, die Furien zu umgehen, wirft auch noch eine andere, sehr interessante Frage auf«, fügte sie hinzu.

»Nämlich?«, wollte Wigg wissen.

»Ob solch ein Zauberspruch, falls er tatsächlich existiert, eher in den Zuständigkeitsbereich der Magier als in den der Adepten fallen würde«, antwortete sie. »Solche magischen Vorgänge scheinen mir außerhalb des organischen Bereichs zu liegen und eher der kinetischen Fassade des Unvergleichlichen anzugehören, findet Ihr nicht?«

Faegan runzelte die Stirn. Die anderen merkten sehr schnell, dass er diese letzte Bemerkung noch reizvoller fand als alles Bisherige.

»Habt Ihr bei alledem nicht etwas vergessen?«, fragte Wigg schließlich von der anderen Seite des Tisches. »Oder vielleicht sollte ich lieber sagen *jemanden*.«

»Und wer sollte das sein?«, fragte Faegan.

»Wulfgar«, entgegnete Wigg. Wieder senkte sich Schweigen herab.

Faegan nickte. »Ihr habt völlig Recht, Obermagier«, sagte er. »Die Stelle, die ich aus dem Großen Buch gerade vorgelesen habe, spricht nicht nur von den Zweien, sondern auch von ihren Nachkommen und anderen, die demselben Schoß entstammen wie sie. Das würde natürlich sowohl Wulfgar als auch Morganna einschließen.« Er sah zu Abbey hinüber. »Fürs Erste müsst Ihr es unbedingt unterlassen, Eure magischen Gaben bei Wulfgar und Morganna an-

zuwenden«, ordnete er an. Die Kräuterfrau nickte zustimmend.

»Aber trotzdem sind wir gescheitert, nicht wahr?«, schaltete sich Celeste ein. »Weder haben wir Tristan gefunden noch haben wir eine Ahnung, wo diese Rolle der Operativa sein könnte. Und wenn wir sie nicht bald ausfindig machen, wird es Krassus gelingen, zumindest einen Teil von Nicholas' Plan zu verwirklichen – einen Plan, über den wir praktisch nichts wissen.«

Shailiha schüttelte wütend den Kopf. Wieder war sie bitter enttäuscht worden. Ihr Hauptziel bestand nach wie vor darin, ihren Bruder zu finden, und davon war sie jetzt offenbar weiter denn je entfernt. »Ich habe es satt, hier tatenlos herumzusitzen, während Tristan in Gefahr ist!«, rief sie aus. »Versteht Ihr das denn nicht?« Bei diesem plötzlichen Gefühlsausbruch ihrer Mutter fing Morganna an zu weinen. Shailiha küsste die Kleine auf die Wange, um sie zu beruhigen. »Können wir denn gar nichts tun?«, fragte sie.

»Die Kräuter und Öle, die wir mitgebracht haben, sollten dieses Problem lösen«, erwiderte Wigg traurig. »Doch nach diesem unerwarteten Auftauchen der Furien sind wir, fürchte ich, gezwungen, nach einem anderen Weg Ausschau zu halten. Aber lasst mich Euch versichern, dass Tristan ein sehr tapferer und einfallsreicher Mann ist, und wenn es jemanden auf der Welt gibt, der imstande wäre, die Gefahr, in der er sich befindet, zu bestehen, dann ihn. Ich weiß, dies ist kein großer Trost für Euch ist, aber im Augenblick ist das nun einmal alles, was wir haben.« Als Wigg zu Celeste hinüberblickte, sah er einen etwas anders gearteten, aber ebenso besorgten Ausdruck über ihr Gesicht huschen.

Bedrücktes Schweigen senkte sich auf den Raum herab.

EINUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Mit großer Geschwindigkeit flog K'jarr durch das matte Indigoblau des frühmorgendlichen Himmels. Seinen Dreggan hatte er sich auf den Rücken geschnallt, am Gürtel hingen das Wurfrad sowie ein Signalthorn. Die Strahlen der Sonne, die in seinem Rücken aufstieg, fielen angenehm warm auf seine unablässig auf und ab schlagenden Flügel.

Seine dunklen Augen suchten das weit unten liegende Meer der flüsternden Stimmen ab. Heute würde sein scharfes Sehvermögen besonders gefordert sein, das wusste er.

Er änderte seinen Kurs, um nach links zu schwenken, und die einhundert ausgesuchten Helferlingskrieger, die ihn begleiteten, folgten seinem Beispiel. Es waren alles Offiziere, die man nicht nur wegen ihrer Klugheit und überlegenen Fluggeschwindigkeit ausgewählt hatte, sondern auch weil sie ganz hervorragende Kämpfer waren. Sie gehörten zur Elite der Helferlingsstreitmacht und hatten den Auftrag, die geheimnisvolle Nebelbank zu erkunden und die dortigen Schiffe aufs Genaueste nach dem Prinzen zu durchsuchen.

Als sie sich der Nebelbank näherten, erspähte K'jarr eine Reihe von Schiffen, die vor dem Wind nach Westen segelten. Sie waren noch recht weit entfernt, bewegten sich aber schnell vorwärts. Überrascht von der großen Menge, zählte er sie und stellte fest, dass es etwas über hundert waren. Dann machte er eine einzelne Fregatte aus, die nach Norden steuerte, während die anderen Schiffe von Westen her näher rückten. Offenbar hielt sie auf die Lücke am nördli-

chen Ende der Schiffe zu, die sie einkreisten, doch da der von Osten kommende Wind die Fregatte zum Lavieren zwang, würde sie es nicht rechtzeitig schaffen, durch diese Lücke zu entkommen.

Während K'jarr das Ganze aus der Ferne beobachtete, zog sich der Kreis der Kriegsschiffe immer enger um die Fregatte zusammen. Da er ahnte, dass hier eine Tragödie bevorstand, flog er noch eiliger als zuvor. Endlich entdeckte er die gesuchte Nebelbank, die unbewegt auf dem blauen Wasser lag und der Fregatte den Weg nach Süden versperrte.

Mit finsterer Miene starrte K'jarr nach unten. Warum hatte man so viele Schiffe aufgeboten, um eine einzelne Fregatte zu erwischen? Das ergab einfach keinen Sinn. Und dann kam ihm die Erleuchtung.

Möglicherweise befand sich der Erwählte an Bord dieser Fregatte.

Entsetzt beobachtete er, wie sich der Ring noch enger um das in der Falle sitzende Schiff schloss.

Er drehte sich um und gab drei Offizieren den Befehl, zur Helferlingsflotte zurückzukehren und den genauen Standort der Nebelbank mitzuteilen. Unverzüglich scherten die drei aus der Gruppe aus und flogen in aller Eile zurück in die Richtung, aus der sie gerade gekommen waren.

Dann wandte sich K'jarr wieder dem zu, was sich dort unten auf dem Meer abspielte. Er hoffte inständig, dass sich sein Befehlshaber nicht auf der einzelnen Fregatte befand, denn es würde noch einige Zeit dauern, bis er und seine Krieger das Schiff erreichten – zu lange, befürchtete er. Er wandte sich dem Offizier neben ihm zu und gab mit lauter Stimme Befehle.

In diesem Augenblick wurde die Fregatte von einem der anderen Schiffe mittschiffs gerammt. Als K'jarr hinunterspähte, entdeckte er mit seinen scharfen Augen etwas, das

sein Herz schneller schlagen ließ: An der Spitze des Hauptmastes der Fregatte flatterte die blau-goldene Kriegsflagge des Hauses Galland.

K'jarr zog seinen Dreggan. Trotz des tosenden Windes konnte er hören, wie die Klängen der anderen Krieger mit metallischem Widerhall aus den Scheiden fuhren.

Er lächelte grimmig. Das war es, wofür sie erschaffen und ihr ganzes Leben lang ausgebildet worden waren. Für einen echten Helferlingskrieger gab es keine größere Ehre, als sein Leben für seinen Herrn zu lassen. Zweifellos würde diese letzte Auszeichnung heute vielen von ihnen zuteil werden.

Auf einmal schlug K'jarr seine Flügel zusammen und setzte, das Schwert ausgestreckt vor sich haltend, zum Sturzflug an. Die Krieger hinter ihm folgten seinem Beispiel. Immer schneller schossen sie auf das angegriffene Schiff zu, auf dessen Deck bereits heftige Kämpfe stattfanden.

Die Übermacht der anderen war überwältigend, das wusste K'jarr. Doch wenn sich sein Herr wirklich an Bord der Fregatte befand, dann hatte er keine andere Wahl, dann war es seine Pflicht, das zu tun, was er vorhatte.

Er kniff die Augen zusammen, um sie vor dem Wind zu schützen, und jagte mit seiner Truppe auf die Fregatte zu.

Mit lautem Krachen splitterten die Planken der *Rache des Volkes*, als die Fregatte mittschiffs gerammt wurde. Nachdem das Piratenschiff längsseits gegangen war, enternten die Piraten unter Gebrüll Tyrannys Flaggschiff und schwärmten wie Ameisen über das Deck.

Ein Mann sprang mit einem Messer zwischen den Zähnen aus der Takelage herab und holte mit seinem Säbel nach dem Kopf des Prinzen aus.

Doch Tristan hatte ihn bemerkt. Schnell wich er zur Seite aus, streckte seinen Dreggan mit beiden Händen vor sich

und drückte auf den Knopf im Griff. Die Verlängerung der Klinge schnellte hervor und bohrte sich in den Bauch des Piraten. Ein entsetzter Ausdruck huschte noch über das Gesicht des Mannes, dann erlosch aber schon das Licht in seinen Augen. Ohne auf das hervorspritzende Blut zu achten, versetzte Tristan der Leiche einen Tritt mit dem Stiefel. Dann drehte er sich um und blickte sich um. Was er sah, ließ ihm jedoch den Mut sinken.

Tyranny und Scars waren von Angreifern umzingelt. Um ihn herum wurde die Besatzung der *Rache des Volkes* niedergemacht. Und was noch schlimmer war: Die anderen Piratenschiffe kamen immer näher. Überall auf den Decks der Fregatte tobte der Kampf. Ringsum herrschte ein Höllenlärm, der sich aus dem Klirren der Schwerter, dem Gebrüll der Kämpfenden und dem Stöhnen der Verwundeten zusammensetzte.

Der Prinz wusste, dass in Kürze alles vorbei und sie alle samt tot sein würden. Das Stück Pergament, das in seinem Stiefel steckte, würde Eutrakien nie erreichen und Krassus trüge den Sieg davon. Doch vorher, das schwor Tristan sich, würde er noch so viele Piraten wie möglich töten.

Als er sah, wie einer von ihnen mit dem Schwert auf einen der Sklaven losging, griff er instinktiv über seine Schulter und zog eines seiner Wurfmesser. Schon im nächsten Moment zischte der Dolch durch die Luft und bohrte sich in den Hals des Piraten. Blut sprudelte hervor und strömte dem Mann über die Schulter. Verzweifelt versuchte der Getroffene noch, nach dem Griff des Dolchs zu greifen. Doch es war bereits zu spät. Aus seinem Mund quoll Blut, seine Augen nahmen einen seltsam starren, in die Ferne gerichteten Ausdruck an. Daraufhin entglitt das Schwert seiner Hand und er fiel mit dem Gesicht nach unten steif zu Boden.

Als sich Tristan umdrehte und die Takelage hinaufspäh-

te, aus der sein erster Gegner gekommen war, stockte ihm das Herz. Alle Matrosen Tyrannys, die auf der Insel zurückgeblieben waren, waren gefangen genommen und an den Masten und in der Takelage des Piratenschiffes aufgehängt worden.

Einige dieser Männer hatte Tristan gekannt. Er hatte mit ihnen gelacht, zusammengearbeitet und etwas über das Meer von ihnen gelernt. Und jetzt waren sie tot. Während er zu den toten Körpern hochstarrte, die einst so voller Leben gewesen waren, wurde er plötzlich von heftigen Schuldgefühlen gepackt.

Er beugte sich vor und versuchte, den Brechreiz, der ihn befiel, zu unterdrücken.

Später wurde ihm bewusst, dass es einem Wunder gleichkam, dass er in diesem Augenblick nicht von hinten umgebracht worden war. Als er sich wieder unter Kontrolle hatte, wirbelte er herum und stürzte sich voller Wut ins Kampfgetümmel.

Als sich K'jarrs Krieger dem angegriffenen Schiff näherten, schwärmten sie aus. Sie hatten den Befehl, erst herauszufinden, ob der Prinz an Bord war, bevor sie in den Kampf eingriffen. K'jarr entfaltete die Flügel, um in der Nähe des Hauptmastes, etwa zehn Meter über dem Deck, in der Luft zu schweben. Nur zu gern hätte er sich ins Kampfgetümmel gestürzt, doch zuerst musste er abwarten, was seine Krieger herausfanden. Wenn sich sein Befehlshaber irgendwo auf diesem Schiff befand, würden sie ihn bald auffindig machen.

Und in der Tat dauerte es nicht lange, bis sie ihn entdeckten.

Als die ersten Helferlinge an ihm vorbeiflogen, dachte Tristan zunächst, er leide unter Einbildungen. Dann landete je-

doch einer von ihnen mit gezogenem Dreggan und blitzenden Augen neben ihm. Weitere folgten, bis sie schließlich einen schützenden Ring um ihn gebildet hatten. Wütend schlugen die Helferlinge jetzt mit ihren Dreggans auf die verwunderten Piraten ein und machten vielen von ihnen den Garaus.

Tristan schlug das Herz höher. Er wusste zwar nicht, wie viele Helferlinge hier waren beziehungsweise wo sie plötzlich hergekommen sein konnten, aber immerhin hatten sie jetzt eine gewisse Chance, doch noch zu siegen.

K'jarr landete neben Tristan. Nachdem er ihm rasch die Anzahl der Krieger, die unter seinem Befehl standen und den Standort der Helferlingsflotte mitgeteilt hatte, wartete er gelassen auf Tristans Befehle. Als der Prinz aufs Meer hinausblickte, stellte er fest, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die anderen Piratenschiffe herangekommen waren. Da kam ihm eine Idee.

Nachdem er die Geschwindigkeit der anderen Schiffe und die Entfernung zwischen ihnen und der Fregatte abgeschätzt hatte, wandte er sich K'jarr zu.

»Nimm die Hälfte deiner Männer und flieg zu den Schiffen dort!«, rief er laut, um den Kampfeslärm zu übertönen. »Die andere Hälfte deiner Krieger lass zur Verteidigung unseres Schiffes hier! Wenn ihr die feindlichen Schiffe erreicht habt, dann tut Folgendes ...«

Nachdem Tristan seine Anweisungen erteilt hatte, lächelte K'jarr. Dann schwang er sich zusammen mit der Hälfte der Helferlinge in die Luft und flog auf die näher kommenden Piratenschiffe zu, während sich Tristan und die restlichen Krieger auf die Piraten an Bord der *Rache des Volkes* stürzten.

Obwohl der Kampf weitertobte, hatte der Prinz nach einer Weile den Eindruck, dass die Zahl der Piraten bereits dahingeschmolzen war. Gleichwohl wirkte der Anblick, der

sich ihm bot, wie die Szene aus einem Albtraum. In der Takelage beider Schiffe hingen Leichen, überall lagen abgeschlagene Körperteile. Die Verwundeten beider Seiten schrien jammervoll nach Hilfe, die Decks waren glitschig von Blut.

Er musste unbedingt Tyranny und Scars finden und ihnen mitteilen, was hier jetzt gerade vor sich ging. Nachdem er sich mit seinen Kriegern durch das Getümmel gekämpft hatte, sah er sie endlich. Erstaunlicherweise waren beide noch am Leben.

Als sich K'jarr und seine Helferlinge den herankommenden Piratenschiffen näherten, stiegen sie gemäß dem Befehl ihres Gebieters höher auf. Dann versammelte sie ihr Anführer um sich, um ihnen letzte Anweisungen zu erteilen. Nur zwei Krieger pro Schiff, befahl er ihnen. Sobald sie ihre Aufgabe erledigt hatten, hatten sie sofort zum nächsten Schiff zu fliegen und von dort aus wiederum zum nächsten. Wenn sie ihre Aufgabe abgeschlossen hatten, würde ihre Flotte eingetroffen sein. Dann erst konnte es richtig losgehen.

Lächelnd beobachtete K'jarr, wie seine Krieger in Zweiergruppen auf die Piratenflotte zuschossen. Als die Piraten sie bemerkten, starrten sie den geflügelten Wesen mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen entgegen.

K'jarr lächelte. Der Versuch, diese zweihundert Schiffe zu entern und alle Piraten zu töten, wäre ohne jede Aussicht gewesen, doch wenn Tristan den Befehl dazu gegeben hätte, hätten sie ihm widerspruchslos gehorcht. Der Erwählte hatte seinen geflügelten Kriegern jedoch nicht befohlen, die Piraten anzugreifen.

Vielmehr hatte er ihnen befohlen, die *Schiffe* anzugreifen.

Aus den Augenwinkeln heraus sah Tyranny Tristan auf sich zukommen. Dann erblickte sie zum ersten Mal in ihrem Leben Helferlinge. Sie war so verblüfft, dass sie buchstäblich mitten in der Bewegung innehielt, um diese Wesen anzustarren. Im letzten Augenblick trat einer der geflügelten Krieger dazwischen, um einem Piraten, der versucht hatte, sich ihre Unaufmerksamkeit zunutze zu machen, geschickt den Kopf abzuschlagen.

Tristan eilte an ihre Seite und teilte ihr rasch mit, dass die geflügelten Wesen zu seinen Leuten gehörten und dass sie keine Angst vor ihnen zu haben bräuchte. Während der Kampf auf der *Rache des Volkes* allmählich verebbte, erklärte der Prinz Tyranny, welche Befehle er seinen Kriegern bezüglich der zweihundert Piratenschiffe gegeben hatte. In ihren Augen leuchtete ein Hoffnungsschimmer auf. Anschließend sah Tristan zu Scars hinüber.

Der wie immer unbewaffnete Riese hielt einen zappelnden, kreischenden Piraten in den Armen. Tristan wusste aus Erfahrung, dass es für den Mann kein Entkommen geben würde. Gelassen trug Scars den entsetzten Räuber zur Reling, hob ihn hoch und schmetterte seinen Kopf gegen die Kante der Reling. Der Schädel zerknackte wie eine Eierschale, graue Hirnmasse tropfte aufs Deck. Wortlos schleuderte Scars die Leiche über Bord. Dann blickte er auf und grinste Tristan an.

Sobald K'jarrs Krieger die Piratenschiffe erreicht hatten, zogen sie ihre Schwerter und schlugen damit wie wild auf die Segel und die Takelage ein, die in Fetzen aufs Deck sanken. Den wütenden Piraten blieb nichts anderes übrig, als hilflos zuzusehen und den weit oben in der Luft schwebenden Helferlingen mit den Fäusten zu drohen.

Einige der wilderen Piraten machten sich daran, die noch vorhandene Takelage hochzuklettern, um zu den Helferlin-

gen zu gelangen. Doch dies erwies sich als verhängnisvoller Fehler, da es den geflügelten Kriegern ein Leichtes war, die Männer von oben aus in Stücke zu hauen. Die verstümmelten Körper der Piraten knallten aufs Deck oder klatschten ins Meer der flüsternden Stimmen.

Ein Schiff nach dem anderen nahmen sich die Helferlinge vor, um unerbittlich Segel und Takelage zu zerfetzen, während einige ihrer Kameraden die Beiboote der Schiffe zerstörten, um den Piraten jede Möglichkeit zur Flucht zu nehmen. Nach einer Weile steckten die Helferlingskrieger ihre Dreggans erschöpft, aber zufrieden wieder in die Scheide und stiegen höher, um sich um ihren Anführer zu scharen.

Als K'jarr nach unten blickte, lächelte er breit. Genau wie der Erwählte gehofft hatte, trieben die Piratenschiffe jetzt ziellos im Wasser umher, den Strömungen preisgegeben. Ihre Decks waren unter weißem Segeltuch begraben, was die Schiffe wie seltsam geformte Wolken aussehen ließ, die aus irgendeinem Grund vom Himmel aufs Meer gesunken schienen. Jedenfalls waren die Piraten jetzt völlig außerstande, ihren Kameraden auf der *Rache des Volkes* zu Hilfe zu eilen.

K'jarr wusste, dass er und seine Krieger ihrem Befehlshaber gerade das verschafft hatten, was er am meisten brauchte: Zeit. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis die unter dem Kommando von Geldon und Traax stehende Flotte eintraf. Danach konnte es richtig losgehen. Nach Art der Helferlinge brachte die Aussicht, die Feinde seines Herrn abzuschlachten, sein Blut erst recht in Wallung.

K'jarr suchte mit seinen scharfen Augen den östlichen Horizont ab. Zu seinem Entzücken konnte er bereits die Segel ihrer Flotte ausmachen. Dann bemerkte er, wie ein dunkler Schatten über den Ozean unter ihm huschte. Er lächelte.

Plötzlich wimmelte der Himmel über ihm von Helferlingskriegern, die von Traax angeführt wurden. Sechs von ihnen transportierten eine Trage, in der vermutlich Geldon saß.

Traax winkte K'jarrs Gruppe zu sich. Nachdem K'jarr die Lage in aller Eile geschildert hatte, steuerte die gesamte Streitmacht so schnell, wie ihre Flügel sie trugen, auf Tyrannys Schiff zu.

Jede Sekunde zählte, denn trotz des Anfangserfolgs war ihr Gebieter noch nicht in Sicherheit.

Tyranny, Scars und Tristan standen Rücken an Rücken, um die Piraten abzuwehren, die es noch wagten, sie anzugreifen. Tyranny war bereits an der Schulter verwundet worden, Scars am rechten Schenkel.

Obwohl keine der Verletzungen tödlich war, mussten sie versorgt werden, bevor der Blutverlust die beiden zu sehr schwächte.

Tristan war noch unversehrt und kämpfte wie ein Dämon weiter, obgleich ihm die Arme zunehmend schwerer wurden. Glücklicherweise nahm die Zahl der Angreifer immer mehr ab, bis die drei schließlich in der Lage waren, den Kampf einzustellen.

Schwer atmend stützten sich Tristan und Tyranny auf ihre Schwerter. Scars zog einem getöteten Piraten das Hemd aus und riss es in Streifen, um Tyrannys und seine Wunde zu verbinden.

In diesem Augenblick erschallte eine Stimme über das Deck, die Tristan das Blut in den Adern gefrieren ließ.

»Ich sagte doch schon, dass Ihr ein gerissener Dreckskerl seid!«, schrie Rolf. »Und was Ihr da gerade mit meinen Schiffen getan habt, beweist das ja wohl zur Genüge. Eure geflügelten Affen verstehen zweifellos mit dem Schwert umzugehen, das muss ich ihnen lassen! Aber wie hässlich

die sind! Nun, mein lieber Junge, was haltet Ihr von einem kleinen, vergnüglichen Zweikampf?«

Offenbar hatte während des Kampfes einer der Piraten Rolf vom Mast losgebunden. Als Tristan übers Deck schaute, sah er ihn voller Überheblichkeit am anderen Ende des Schiffes stehen. Die rote, um seine Taille geschlungene Schärpe flatterte im Wind. Er winkte Tristan zu sich heran. In einer Hand hielt er einen blutigen Piratensäbel, in der anderen einen Dolch. Lächelnd wischte er die Schwertklinge an seinem Hosenbein sauber. Dann hob er den Säbel, ließ ihn geschickt in der Hand herumwirbeln und richtete die Spitze direkt auf das Gesicht des Prinzen. Tristan schoss die Frage durch den Kopf, wie viele von Tyrannys Männern der Pirat wohl gerade getötet haben mochte.

»Wollt Ihr Euch die ganze Zeit hinter den Rücken dieses verräterischen Miststücks verstecken? Oder werdet Ihr Euch wie ein Mann zum Kampf stellen?«, schrie Rolf. Dann lächelte er und machte eine ironische Verbeugung in Tyrannys Richtung. »Entschuldige, Mädchen, ich habe ganz vergessen, dass du ja nie Röcke trägst. Trotzdem hat mich das nie daran gehindert, den Eingang zu finden, nicht wahr?«

Kochend vor Wut ging Tristan auf den Anführer der Piraten zu. Er wusste, dass sie bereits gewonnen hatten und es nicht nötig war, sich auf einen Kampf mit Rolf einzulassen. Und im tiefsten Herzen wusste er, dass auch Rolf sich darüber im Klaren war.

Doch Tristans erlesenes azurblaues Blut ließ nicht zu, dass er sich vor einem Zweikampf drückte. Er und Rolf hatten ihre Gründe für das, was gleich geschehen würde – zwingende Gründe. Ohne Rolf aus den Augen zu lassen, machte er bei Tyranny Halt.

»Wenn er mich tötet, müsst Ihr dafür sorgen, dass das in meinem Stiefel versteckte Stück Pergament zu den Ma-

giern in Tammerland gelangt«, sagte er leise. »Meine Flotte wird bald hier sein. Gebt das Pergament dem Befehlshaber. Er heißt Traax und ist vollkommen vertrauenswürdig. Habt Ihr verstanden?«

Tyranny nickte. Sie streckte die Hand aus und drückte ihm den Arm. »Seid vorsichtig«, wisperte sie. »Er ist sehr, sehr gut.«

»Ich weiß«, erwiderte Tristan, ohne sie anzusehen. Er zog eines seiner Wurfmesser aus dem Köcher, nahm es in die Hand, in der er schon den Dreggan hielt, und schnallte den Köcher ab, der aufs Deck fiel. Nachdem er auch den Gürtel mit der Dregganscheide abgelegt hatte, nahm er das Messer in die linke Hand.

Obwohl es im Schwertkampf fast niemand mit ihm aufnehmen konnte, hatte er nur wenig Erfahrung darin, mit zwei Klingen gleichzeitig zu kämpfen. Und als er sah, wie Rolf Säbel und Dolch in der hellen Morgensonne herumwirbeln ließ, wurde ihm klar, dass Rolf ein großer Künstler in dieser Art des Kampfes war. Tristan würde sehr gut kämpfen müssen, wollte er am Leben bleiben. Doch jetzt gab es kein Zurück mehr. Die Würfel waren gefallen.

Während er auf den Piraten zuing, wurde es auf dem ganzen Schiff totenstill. Matrosen, Sklaven, Piraten und Helferlingskrieger richteten den Blick gespannt auf die beiden einander gegenüberstehenden Kämpfer.

Rolf griff als Erster an. Er machte einen Ausfall und ließ seinen Säbel schräg durch die Luft zischen. Tristan musste sich eingestehen, dass er eine derartige Geschwindigkeit noch nie erlebt hatte – noch nicht einmal, als er Kluge getötet hatte, den Kommandanten der Helferlinge. Erst im letzten Augenblick begriff Tristan, dass Rolfs erster Hieb eine Finte gewesen war, die ihn von dem Dolch ablenken sollte, der von unten nachstieß.

Es war ein Wunder, dass er den Dolch überhaupt kom-

men sah, doch die Waffe blitzte kurz in der Sonne auf, sodass Tristan dem Dolchstoß noch rechtzeitig ausweichen konnte. Die Klinge schlitze zwar seine Lederweste auf, verfehlte aber seine Haut aber knapp.

Da Rolf für kurze Zeit aus dem Gleichgewicht geriet, stach Tristan mit seinem Dolch nach dem Auge des Piraten. Doch Rolf wich so schnell aus, als hätte er mit diesem Gegenzug gerechnet. Gleichzeitig parierte er Tristans Stoß mit dem Schwert und schlug dem erschöpften Prinzen fast den Dolch aus der Hand.

Mit erhobenen Waffen umkreisten sie einander und hielten nach einer Gelegenheit Ausschau, den anderen anzugreifen. Diesmal beschloss Tristan jedoch, nicht zu warten. Wenn er am Leben bleiben wollte, musste er in die Offensive gehen und in der Offensive bleiben, ganz gleich, wie erschöpft er von den bisherigen Kämpfen war.

Mit beiden Waffen zugleich schlug und stach Tristan auf Rolf ein, bis es ihm schließlich gelang, den Piraten in Richtung Reling zu drängen. Doch je vertrauter Rolf mit dem Kampfstil des Prinzen wurde, desto geschickter und schneller vermochte er dessen Streiche zu parieren. Tristan konnte jetzt nur hoffen, dass auch Rolf allmählich müde wurde.

Doch dann tat der Pirat etwas Überraschendes. Er wich zurück, klemmte sich den Dolch zwischen die Zähne und schwang sich in die Takelage, um von oben mit seinem Säbel auf Tristan einzuhaufen.

Rasch kletterte Rolf weiter nach oben, schlang einen Arm um die Seile und grinste provozierend zu Tristan hinunter, wie eine wartende Spinne, die eine Fliege herausforderte, in ihr Netz zu kommen.

Als Tyranny das sah, hätte sie fast aufgeschrien. Doch da sie Tristans Aufmerksamkeit nicht ablenken wollte, riss sie sich zusammen. Sie schloss einen Moment lang die Augen. Denn sie hatte miterlebt, wie ihr ehemaliger Liebhaber mit

dieser List unzählige Sklavenhalterdämonen genarrt hatte. Keiner seiner nichts ahnenden Gegner hatte das Ganze überlebt.

Sie sah zu Scars hinüber, der den Kopf schüttelte. Beide wussten sie, dass Tristan, dem es im Kampf auf einem Schiff noch an Erfahrung fehlte, im Begriff war, Selbstmord zu begehen.

Kaum war Tristan Rolf hinterhergeklettert, als der Pirat sein Schwert fallen ließ, die Takelage mit beiden Händen packte, sich von dem Seil, auf dem er stand, abstieß und mit ausgestreckten Beinen auf Tristan zuschnellte, um ihm die Stiefel gegen die Brust zu rammen.

Tristan verlor den Halt und fiel auf das blutige Deck, wo er hart mit dem Kopf aufschlug.

Blitzschnell sprang Rolf neben ihn.

Als Tristan benommen hochschaute, sah er, wie Rolf mit hassverzerrtem Gesicht seinen Dolch hob.

Gerade in diesem Augenblick blitzte etwas Silbernes auf, und Rolfs siegessichere Miene wich einem in einen Ausdruck der Überraschung. Tristan sah, wie sich um Rolfs Hals eine hellrote Linie bildete.

Dann fiel dem Piraten buchstäblich der Kopf von den Schultern und landete auf dem Deck. Anschließend sackte der Körper zusammen, der sogleich neben dem Prinzen aufschlug.

Hinter der Stelle, an der Rolf eben noch gestanden hatte, sah Tristan nun Tyranny, deren Schwert mit frischem Blut bedeckt war.

Er spürte, wie sich Hände unter seine Arme schoben und ihn hochzogen. Wie benommen stand er auf wackeligen Beinen da und versuchte noch zu begreifen, was gerade geschehen war. Ringsum herrschte völlige Stille. Nur das Knarren der Schiffsplanken war zu hören. Tyranny sah Tristan unverwandt an.

»Ich bin froh, dass ich ihn getötet habe«, sagte sie mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Flüstern war.

»Ihr seid froh ...«, antwortete Tristan, sich den Hinterkopf reibend.

Hinter ihm erklang ein kräftiges, vertrautes Lachen. Der Prinz drehte sich um und sah Traax vor sich stehen.

»Wenn sie ihn nicht rechtzeitig erledigt hätte, hätte ich es getan«, sagte er und steckte mit einem breiten Grinsen seinen Dreggan in die Scheide zurück. »Aber ich hatte den Eindruck, dass sie es unbedingt selbst tun wollte – und wer bin ich denn, mich den Wünschen einer derart schönen Frau zu widersetzen, zumal einer Frau, der unser Gebieter so sehr am Herzen zu liegen scheint!«

Benommen schaute Tristan umher. Die Decks der *Rache des Volkes* wimmelten von Helferlingskriegern. Weitere kreisten in der Luft. Ihre Zahl war so groß, dass sie von Zeit zu Zeit die Sonne verdunkelten. In der Nähe stand eine Helferlingstrage auf Deck.

Er blickte aufs Meer hinaus und stellte fest, dass die Piratenschiffe von der Helferlingsflotte vollständig umzingelt waren.

Er holte tief Luft. Offenbar hatten sie es doch noch geschafft. Er wusste jedoch, dass auch jetzt noch einige schwierige Entscheidungen zu treffen waren. Dann sah er Geldon.

Der bucklige Zwerg stand geduldig an der Reling und beobachtete mit seinen dunklen, geistvollen Augen alles, was hier vor sich ging. Tristan trat zu ihm und umarmte ihn. Lächelnd blickte Geldon in das Gesicht des Prinzen empor.

»Wir haben uns große Sorgen gemacht«, sagte er, »und verzweifelt nach Euch gesucht. Das Meer der flüsternden Stimmen ist ja nicht gerade ein Teich.« Er lächelte von Neuem und zwinkerte Tristan zu. »Falls Ihr es noch nicht bemerkt haben solltet: Die Helferlinge können sehr gereizt

sein, wenn sie sich um die Sicherheit ihres Befehlshabers sorgen.«

Ein beunruhigter Ausdruck huschte über Tristans Gesicht. »Und was ist mit denen im Palast?«, fragte er. »Sind alle wohlauf?«

»So viel ich weiß, ja«, erwiderte Geldon. »Allerdings bin ich seit fast dreißig Tagen auf See, um die Flotte nach Eutrakien zu bringen. Aber Ihr werdet sie ja ohnehin bald alle wieder sehen.«

Tristan schaute zu Tyranny und Scars hinüber, die mit verwirrtem Gesichtsausdruck dastanden. Er winkte sie heran, um ihnen Geldon und Traax vorzustellen. Dabei bemerkte er, dass sich Tyrannys Miene verfinsterte.

»Was ist denn?«, fragte er. »Wir haben gewonnen. Ihr solltet Euch freuen.«

Dann begriff er, dass sie gerade ihre toten Matrosen bemerkt hatte, die an den Masten und in der Takelage des Piratenschiffs hingen.

Ohne ein Wort zu sagen, ging sie zur Reling und blickte hinauf. Nach einer Weile trat Tristan neben sie und legte den Arm um sie. Müde ließ sie den Kopf auf seine Schulter sinken.

»Das tut mir sehr Leid«, sagte er. »Trotzdem muss ich sagen, dass ich, wenn ich gezwungen wäre, diese Entscheidung noch einmal zu treffen, nicht zögern würde, es zu tun.«

»Ich weiß«, sagte sie nach längerem Schweigen. »Und ich bin Euch auch in keiner Weise böse. Aber dies da können auch hunderttausend Kisa nicht wieder gutmachen.«

Tristan drehte sich Traax zu. »Lasst sie sofort herunterholen und in Segeltuch hüllen«, befahl er. »Wir werden sie auf See bestatten.« Traax schlug die Hacken zusammen und gab den Befehl weiter.

Tyranny hob den Kopf von Tristans Schulter und sah

ihm in die Augen. »Danke«, sagt sie leise, »für alles.« Tristan nickte bloß, wusste er doch, dass Worte hier überflüssig waren.

Ein Helferlingsoffizier näherte sich, den Tristan als denjenigen wiedererkannte, dem er den Befehl gegeben hatte, die Segel und die Takelage der Piratenschiffe zu zerstören. Der Krieger ließ sich aufs Knie nieder und beugte den Kopf.

»Bitte um die Erlaubnis, sprechen zu dürfen, Gebieter«, sagte er.

»Erlaubnis gewährt«, erwiderte Tristan.

Der Helferling erhob sich. »Mein Name ist K'jarr, und ich möchte Euch mitteilen, dass es mir eine große Ehre war, im Himmel über Farplain an Eurer Seite kämpfen zu dürfen, kurz bevor die Tore der Dämmerung zerstört wurden. Auch heute wurde mir das Vorrecht zuteil, zusammen mit Euch kämpfen zu dürfen.«

Tristan lächelte K'jarr an. Manchmal kam es ihm so vor, als läge die entsetzliche Schlacht über der Ebene von Farplain nicht nur Monate, sondern viele Jahre zurück.

»Danke, K'jarr«, sagte er bewegt. »Ich werde mich deiner zu erinnern wissen.«

Nun kam Traax zurück, mit äußerst besorgtem Gesichtsausdruck.

»Vergebt mir, Gebieter, aber ich muss Euch dringend etwas mitteilen. Infolge des Zusammenstoßes hat die *Rache des Volkes* ein Leck, durch das langsam Wasser in den Schiffsrumpf eindringt. Ausbessern lässt sich dieses Leck nach Aussage unserer Schiffszimmerleute nicht. Wir müssen deshalb alle Überlebenden schnellstens auf unsere Schiffe bringen.«

»Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, fragte Tristan.

»Nicht mehr als eine Stunde«, antwortete Traax.

Tristan drehte sich Tyranny zu und sah sie an. Natürlich

konnte er mithilfe der Helferlinge eine Evakuierung des Schiffs erzwingen, aber das wollte er nicht. Es war ihr Schiff, über das sie zu entscheiden hatte.

Tyranny schloss einen Moment lang die Augen. Dann nickte sie.

»In Ordnung«, sagte Tristan zu Traax. Dann wandte er sich zu Tyranny zurück. »Möchtet Ihr irgendetwas mitnehmen?«, fragte er.

»Nur meine Seekarten und Navigationsinstrumente«, erwiderte sie. Sie blickte zu Scars hinüber und gab dem treuen Riesen einen stummen Befehl mit den Augen. Scars verschwand unter Deck.

Als Tristan den Blick über das untergehende Schiff schweifen ließ, kam ihm ein Gedanke. Er zog Tyranny näher und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Ein erleichterter Ausdruck trat in ihr Gesicht. »Selbstverständlich«, sagte sie. »Dass ich selbst nicht daran gedacht habe!«

Tristan lächelte sie an. »Ich würde sagen, es liegt daran, dass Ihr noch eine Menge anderer Dinge zu bedenken habt.«

Er winkte K'jarr heran und erteilte ihm einen Befehl. Nachdem der Offizier zwei andere Krieger ausgewählt hatte, entfernte er sich mit ihnen.

»Vergebt mir, Gebieter, aber es gibt noch eine letzte Frage zu klären«, sagte Traax. Da er wusste, dass Tristan verstand, was er meinte, sagte er nichts weiter.

Die Miene des Prinzen verfinsterte sich. Er musste über das Schicksal der Piraten entscheiden. Also ging er zur Reling und schaute auf das Meer hinaus.

Die Piratenschiffe waren hilflos, ganz im Gegensatz zu den gewalttätigen Männern an Bord, bei denen es sich um Mörder und Diebe reinsten Wassers handelte, deren Tätigkeiten man einen Riegel verschieben musste. Wenn er

wollte, konnte er seinen Helferlingen den Befehl geben, sie anzugreifen und zu vernichten, falls sie sich nicht ergaben. Dabei würden allerdings auch etliche Helferlinge ihr Leben verlieren. Im tiefsten Herzen wusste er jedoch, dass er es nicht über sich bringen würde, ein solches Gemetzel anzuordnen. Außerdem würde er jeden einzelnen Helferling brauchen, wenn es zum Kampf gegen Krassus und die Sklavenhalterdämonen kam. Er bedeutete Tyranny und Traax, sich zu ihm an die Reling zu gesellen.

»Ich möchte, dass Ihr die Piraten lebend gefangen nehmt, falls das überhaupt möglich ist«, befahl er Traax. »Südlich von hier liegt eine Insel im Nebel verborgen. Bringt sie dorthin und setzt sie aus. Stationiert genügend Helferlingsschiffe um die Insel, um sicherzustellen, dass die Piraten nicht fliehen können. Der Rest der Flotte hat sich so schnell wie möglich nach Eutrakien zu begeben. Und nehmt die Piratenschiffe ins Schlepptau – sie sind zu wertvoll, um sie ungenutzt zu lassen. Geht im Cavalon Delta vor Anker. Anschließend kommt in den Palast, um mir Bericht zu erstatten. Dann werden wir zusammen mit meinen Magiern überlegen, was mit den Piraten geschehen soll.« Er sah eine Zeit lang auf die Piratenflotte hinaus und wog seine Worte sorgfältig ab.

»Wenn es die Piraten ablehnen, Eure Bedingungen anzunehmen, habt Ihr meine Erlaubnis, sie im fairen Kampf zu töten«, sagte der Prinz schließlich.

»Alles wird geschehen, wie Ihr sagt«, erwiderte Traax.

Tyranny sah dem davongehenden Traax hinterher. »Erstaunliche Wesen«, sagte sie. »Ich wünschte, solche hätte ich bei der Jagd auf Sklavenhalterdämonen an meiner Seite gehabt.«

Tristans linker Mundwinkel zog sich nach oben. Dazu konnte es immer noch kommen.

»Wo im Namen des Jenseits stammen die her?«, fragte

sie. »Und wie kommt es, dass sie Euch so widerspruchslos gehorchen? Solche Wesen habe ich noch nie gesehen.«

Tristan schüttelte lachend den Kopf. »Das ist eine lange Geschichte«, antwortete er, »die ich Euch auf dem Heimweg gern erzählen werde.«

»Ihr werdet dazu gewiss reichlich Zeit haben«, sinnierte sie. »Schließlich brauchen wir bis zur Küste noch zwei Tage.«

Tristan sah sie mit merkwürdigem Blick an. »Keineswegs. Wir werden spätestens bei Sonnenuntergang im Palast sein.«

Verwirrt beobachtete sie, wie Tristan sich umdrehte und den Blick über ihr Schiff schweifen ließ. Auf der anderen Seite hatten zwei Helferlingsschiffe angelegt, und die Evakuierung war bereits im Gange. Helferlingskrieger nahmen die Schwachen und Verwundeten auf die Arme und flogen mit ihnen übers Meer zu den Schiffen.

Dann sah sie Tristan grinsen und auf die Trage zeigen, die nicht weit von ihnen auf dem Deck stand. Sie begriff sofort, was er meinte. Das Blut wich ihr aus dem Gesicht, und sie hob abwehrend die Hände.

»Oooh nein!«, rief sie.

»Oooh ja!«, entgegnete er. »Ihr, ich, Scars und Geldon. Ich gebe zwar zu, dass es ein wenig gewöhnungsbedürftig ist, aber Euer Prinz befiehlt es Euch.«

Dann packte er Tyranny kurzerhand beim Arm und zog sie zur Trage. Sie mussten aufbrechen, denn allmählich wurde die Zeit knapp.

Inzwischen war Scars mit den Seekarten und Instrumenten zurückgekehrt. Er wirkte erschöpft und war bis zur Taille nass, da die Unterdecks bereits unter Wasser standen. Auf ein Wort von seiner Kapitänin hin kletterte er zögernd in die Trage. Um nicht an die Decke zu stoßen, musste er auch im Sitzen den Kopf einziehen. Nachdem Geldon eingestiegen war, war Tyranny an der Reihe.

»Dafür werdet Ihr bezahlen«, zischte sie Tristan zu.

Grinsend zog Tristan eine seiner Augenbrauen hoch. »Wie Ihr bereits wisst, geschätzte Kapitänin, ist das ja auch meine Absicht«, erwiderte er. »Aber zunächst müssen wir nach Hause kommen.« Nachdem er Traax in dem ganzen Durcheinander ausfindig gemacht hatte, trat er zu ihm hinüber.

»Tyranny, Scars und Geldon kommen mit mir«, teilte er ihm mit. »Ich lasse Euch drei Tage Zeit, um meine Befehle auszuführen. Danach erwarte ich, dass Ihr schnellstens mit der Flotte nach Eutrakien kommt.«

Traax hielt Tristans Waffen in der Hand, die er ihm lächelnd überreichte. »Drei Tage, jawohl«, antwortete er. Dann streckte er den Arm aus. Tristan ließ die Innenseite seines Unterarms gegen die von Traax' Unterarm klat-schen, woraufhin sich die beiden Männer beim Arm packten. Keiner von ihnen sprach ein weiteres Wort, denn das war nicht nötig.

Als Tristan zur Trage zurückkehrte, erwartete ihn K'jarr mit zwei großen, in Segeltuch eingeschlagenen Paketen. »Gut gemacht«, sagte Tristan zu ihm. Er befahl dem Helferling, die Pakete auf dem Dach der Trage festzubinden. Nachdem Tristan eingestiegen war, steckte er den Kopf zur Tür hinaus.

»Ich möchte, dass du uns mit fünfzig deiner besten Krieger nach Hause eskortierst«, befahl er K'jarr. »Was ich bei mir habe, ist von größter Wichtigkeit und muss sicher ankommen. Nehmt gezielt Kurs auf den Palast. Außerdem werden wir wegen des größeren Gewichts noch ein paar zusätzliche Träger brauchen.«

K'jarr, der sich geehrt fühlte, den Erwählten und seine Begleiter nach Tammerland bringen zu dürfen, schlug die Hacken zusammen und ging davon, um seinen Trupp zusammenzustellen.

Endlich erhob sich die Trage vom Deck des sinkenden Schiffes. Tristan lehnte sich zurück und schloss die Augen. Er war ausgelaugt und erschöpft, doch sein Herz jubelte bei dem Gedanken, nach Hause zurückzukehren – um Wigg, Faegan, Abbey, Shailiha und ihr Kind wiederzusehen. Und Celeste.

ZWEIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Wulfgar stand an einem der weißen Marmortische des Scriptoriums und blickte liebevoll auf die schlafende Frau, die vor ihm lag. Neben ihm befand sich Krassus. In der Nähe schwebte hell leuchtend die Destruktiva-Rolle. Wulfgars haselnussbraune Augen strahlten einen Glanz aus, der seine ungeheuren magischen Kräfte verriet.

»Das ist Euch gut gelungen«, sagte Krassus. »Eure Anwendung der Latenzzauber aus der Rolle hat sich sogar als noch schneller erwiesen denn die meine. Jetzt habe ich alles für Euch getan, was in meinen Kräften steht, denn Euer Blut und Eure Fähigkeiten stellen die meinen bereits um ein Beträchtliches in den Schatten. Ich würde sogar zu behaupten wagen, dass sie die vereinigten Kräfte aller Magier von der Festung übertreffen.« Krassus machte eine Pause und wandte den Blick von der auf dem Tisch liegenden Frau ab, um sich Wulfgar zuzudrehen.

»Und all das ist noch nichts im Vergleich zu dem, was Ihr beide einmal sein werdet«, fuhr er fort. »Von heute an werdet Ihr und Serena nicht länger meiner Hilfe bedürfen, um einander mit zusätzlichen Latenzzaubern zu belegen, von denen es noch tausende auf dieser Rolle gibt. Doch zunächst einmal warten weit größere, dringendere Aufgaben auf Euch. Nun könnt Ihr das Werk, für das Ihr vorbereitet worden seid, in Angriff nehmen.«

Die Verwandlung des unehelichen Halbbruders der beiden Erwählten hatte die kühnsten Träume des Magiers weit übertroffen. Krassus vermutete, dass das Ganze wohl selbst die Erwartungen seines verstorbenen Herrn Nicholas

übertraf. Wulfgars Geist und Blut strotzten vor magischer Kraft. Seine Entschlossenheit, Nicholas' Werk zu vollenden, war sogar noch größer als die von Krassus.

Wulfgar trug eine smaragdgrüne Seidenhose und eine kurze, dazu passende Jacke, die halb offen stand, sodass seine Brust zu sehen war. Die Füße steckten in schwarzen Ledersandalen. Sein sandfarbenes Haar hatte er nach wie vor im Nacken zusammengebunden, doch das abgenutzte Lederband war nun durch eine Spange aus purem Gold ersetzt worden.

Nach Abschluss seiner Behandlung durch Krassus war Wulfgar jetzt auch durch den Zeitzauber geschützt. Überdies hatte er sich nicht nur mit Leib und Seele den Destruktiva verschrieben, sondern auch dem Werk, das sein Neffe Nicholas nicht hatte vollenden können. Bisher hatte ihm der todkranke Magier jedoch noch nicht mitgeteilt, worin dieses Werk bestand.

Krassus griff nach unten und legte die Hand sanft auf Serenas Unterleib. Als er die Augen schloss, trat ein Lächeln in sein Gesicht.

»Sie ist schwanger«, sagte er, indem er die Augen wieder öffnete. »Gratuliere. Euer Erstgeborenes wird eine Tochter sein.«

»Ich weiß«, erwiderte Wulfgar. »Serena ist erst seit ein paar Stunden schwanger. Ich habe das azurblaue Licht gesehen, das im Augenblick der Empfängnis um sie herum entstand. Es ist gut, dass dies während und nicht nach ihrer Verwandlung geschehen ist. Auf diese Weise wird das Kind gleich bei der Geburt einige Latenzauber der Mutter bekommen, sodass ihm die schmerzvolle Prozedur der Latenzauberübertragung erspart bleibt.«

Noch einmal betrachtete Wulfgar die Frau, die er so sehr liebte. Das schöne, von dunklen Locken umrahmte Gesicht der schlafenden Serena zeigte einen entspannten Aus-

druck. Sie trug ein schwarzes, bis zum Boden reichendes Gewand aus feinstem Satin, ihr Hals, die Handgelenke und Finger waren mit Schmuck aus reinem Gold versehen.

Sie ist wahrhaftig eine Königin, dachte Wulfgar bei sich. Des Platzes an seiner Seite würdig, wenn sie zum Kampf gegen die Erwählten antraten.

»Sie wird über Destruktiva-Kräfte gebieten, wie sie noch nie jemand besessen hat«, sagte Krassus. »Nur Ihr werdet noch mächtiger sein.« Krassus ergriff eine von Serenas Händen und hielt sie, als bestünde sie aus feinstem Porzellan.

»Weckt sie nun auf, Wulfgar«, fuhr der Magier fort, »damit sie die Welt endlich auch mit ihren neuen Augen sehen kann.«

Wulfgar legte ihr die Hand auf die Stirn und beobachtete, wie sie die Augen langsam aufschlug. Als sie Wulfgar erblickte, lächelte sie. Er reichte ihr die Hand und half ihr vom Tisch.

Sie warf den Kopf zurück und streckte sich wie eine Katze. Dann atmete sie tief durch und lächelte von neuem. Offenbar genoss sie die Kräfte, die ihr zuteil geworden waren. Anschließend trat sie an Wulfgar heran, schlang die Arme um ihn und küsste ihn auf die Lippen.

»Danke, mein Geliebter«, sagte sie, während sie mit einem ihrer langen, frisch lackierten Fingernägel über seine Wange fuhr. »Danke, dass du mir den Zeitzauber gewährt hast. Und dafür, dass du mir die unzähligen Wunder der Destruktiva zugänglich machen konntest. Jetzt bin ich in der Lage, dir nicht nur mit meinem Herzen, sondern auch mit meinem erlesenen Blut zu dienen. Ich werde dir ewig dankbar sein.« Plötzlich riss sie überrascht die Augen auf.

»Oh ...«, rief sie aus, indem sie sich die Hand auf den Bauch legte. Dann lächelte sie Wulfgar an. »Ein Mädchen. Mein Geliebter hat mich wahrhaftig unendlich reich beschenkt.«

Krassus streckte den beiden die Hände entgegen – und jeder ergriff eine. »Kommt mit«, forderte er sie auf. Er führte sie zu einer zweiflügeligen Marmortür, die er sich mit magischer Hilfe öffnen ließ.

Einander bei den Händen haltend, traten die drei auf einen großen Balkon, von dem man einen Blick auf das Meer der flüsternden Stimmen hatte. Der rötlichorangefarbene Ball der Sonne tauchte gerade in den Ozean und das leise Gezitscher der Nachtvögel war zu hören. Vom Wasser kam eine sanfte Brise geweht, die frischen Meeresduft mit sich brachte.

Krassus wandte sich um und sah die beiden lange Zeit an.

»Von heute an ist Euer Leben und Euer Blut unlösbar miteinander verbunden«, sagte er feierlich. »Alles, was Ihr vor Euch seht, vermache ich Euch und Euren Erben, so wie mein verstorbener Herr Nicholas es mir aufgetragen hat – für den Fall, dass er im Kampf gegen die Erwählten umkommt. Die Zitadelle, die Flotte, die Sklavenhalterdämonen, die Bruderschaft der Konsuln, die zahlreichen Geschöpfe der Destruktiva, denen diese heilige Insel Heimat und Hafen ist – all das gehört nun Euch. Vom Zeitzauber geschützt, werdet Ihr von hier aus für immer und ewig die Destruktiva hegen und danach streben, die Operativa zu vernichten. Vergesst nie, dass Eure Feinde – die so genannten Erwählten und ihre Magier – versuchen werden, Euch von Eutrakien aus auszulöschen. Und Ihr werdet es ihnen von Eurer neuen Heimat, von der Zitadelle aus vergelten.« Krassus lächelte sie an und atmete die milde Seeluft tief ein.

Fast im gleichen Augenblick musste er husten.

Diesmal war es weit schlimmer, als es Wulfgar je erlebt hatte. Krassus' Körper wurde von derartigen Hustenkrämpfen geschüttelt, dass sich der Magier gegen die Balkonwand lehnen musste. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis der Husten nachließ.

Krassus drehte sich zu Wulfgar und Serena zurück. Sein Kinn und der Vorderteil seines graublauen Gewandes waren mit Blut bedeckt. Beunruhigt streckte Wulfgar die Hand aus, um ihn zu stützen, doch Krassus machte eine abwehrende Geste.

»Sorgt euch nicht um mich«, sagte er heiser und zog ein Tuch aus seinem Gewand, um sich zu säubern. »Was meine Existenz in dieser geringeren Welt betrifft, so ist alles so, wie mein Herr es vorausgesagt hat. Bald werde ich meiner Krankheit erliegen. Ich schätze, dass mir nur wenig Zeit bleibt, aber zuvor muss ich mich noch um zweierlei kümmern. Ich habe die Rolle der Operativa an mich zu bringen, und ich werde Euch mit Eurer Mission vertraut machen.« Nachdem er noch einmal kurz gehustet hatte, drehte er sich langsam dem Meer zu.

»Bisher haben Grizelda und Janus jedoch noch nichts von sich hören lassen«, sagte er mit einer Stimme, der man seine Besorgnis anhörte. »Doch selbst wenn sie die Rolle bereits besaßen, würden sie wenigstens fünfzehn Tage brauchen, um hierher zurückzukehren. Deshalb werden wir diese Zeit klug nutzen.« Er drehte sich um und sah Wulfgar lächelnd an.

»Ich schlage vor, dass Ihr Eurer neuen Königin zunächst einmal die Wunder dieses Ortes zeigt«, sagte er. »Jetzt wird sie alles mit ganz anderen Augen sehen. Danach kommt bitte in meine Privatgemächer, um mit mir zu Abend zu essen. Heute sollt Ihr endlich erfahren, warum Ihr überhaupt hergebracht worden seid und welchen Zweck dies alles hat.«

Krassus deutete eine Verbeugung an. »Wie schon gesagt, die Zitadelle und alles darin steht ganz zu Eurer Verfügung. Bis später.«

Nachdem der Magier gegangen war, nahm Wulfgar Serena bei der Hand. »Wir werden Krassus' Vorschlag befolgen.« Als er ihr in die Augen blickte, sah er, dass sie vor

Neugier leuchteten, so wie die seinen geleuchtet hatten, nachdem Krassus ihn verwandelt und ihm die Wunder dieses Ortes gezeigt hatte.

»Komm mit«, sagte er mit sanfter Stimme und strich ihr mit dem Handrücken über die Wange. »Ich habe dir viel zu zeigen.« Er führte sie aus dem Scriptorium, um Arm in Arm mit ihr durch die Zitadelle zu gehen. Unterwegs begegneten sie von Zeit zu Zeit bewaffneten Sklavenhalterdämonen, die sich tief vor ihnen verneigten. Nicht anders verhielten sich die blau gewandeten Konsuln, an denen sie vorbeikamen. Häufig blieb Wulfgar stehen, um sich mit ihnen zu unterhalten. Ohne Ausnahme schienen sie sich alle sehr geehrt zu fühlen, sich in seiner Gegenwart aufhalten zu dürfen.

Doch das war bei weitem nicht alles, was sich geändert hatte. Die ganze Zitadelle kam Serena jetzt verändert vor, viel lebendiger, schöner, angenehmer, als sie sie in Erinnerung hatte. Zumindest äußerlich schien sie ihr jetzt ein wundersamer, bezaubernder Ort zu sein. Oder vielleicht hatte nur sie selbst sich verändert, das wusste sie nicht. Ungeachtet dessen schien die Festung eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Statt aus Marmor oder Ziegeln erbaut, war die gesamte Zitadelle aus dem grauen Felsgestein gehauen worden, aus dem ein Großteil der Insel bestand. Die Anlage wirkte uralte und setzte sich aus einer Vielzahl massiver Mauern und Gebäude zusammen.

Die Insel selbst hatte eine eckige Form und war wesentlich größer als der Bereich, auf dem die Zitadelle stand. Im Osten erstreckte sich ein breiter Streifen fruchtbarer Lands, auf dem Getreide angebaut und Schlachtvieh gezüchtet wurde. Außerdem gab es auf der Insel zahlreiche Brunnen, die ihre Bewohner mit frischem Wasser versorgten.

Das Äußere der Festung wirkte düster und unheimlich

und stand im Widerspruch zu den wunderschönen, eleganten Innenräumen und Gängen, die fast alle mit farbigem Marmor ausgekleidet waren. Insgesamt machte die Festung den Eindruck einer großen, autarken Stadt. Die gesamte Anlage war von massiven, mit Zinnen versehenen Mauern umgeben und hatte nur ein einziges, durch ein Fallgitter geschütztes Tor.

Das Innere der Zitadelle bestand aus zahlreichen Türmen und anderen Gebäuden, die fast alle hunderte von Fuß hoch und mit Buntglasfenstern geschmückt waren. Viele der Türme waren durch schön geschwungene Laufstege miteinander verbunden. Im inneren Bezirk fanden sich prächtige Gärten mit Steinpfaden und Springbrunnen, die Tag und Nacht illuminiert wurden.

Im Zentrum erhob sich ein alles überragender Turm, in dessen Innerem eine Wendeltreppe nach oben führte. Um die Spitze verlief ein breiter, offener Gang. Von hier aus konnten die als Wächter fungierenden Sklavenhalterdämonen nach allen Richtungen weit über das Meer der flüsternden Stimmen blicken. An der Wand der Turmspitze war eine Alarmglocke angebracht.

Auf den umliegenden Gewässern patrouillierten ständig Kriegsschiffe der Sklavenhalterdämonen auf und ab, deren weiße, sich im Wind blähende Segel in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne aufschimmerten. Unzählige weitere Schiffe lagen mit eingeholten Segeln an der Küste vor Anker.

Der Anblick so vieler Schiffe hatte etwas Beruhigendes für Serena, warf gleichzeitig aber auch etliche neue Fragen auf. Als sie und Wulfgar einen der von Fackeln erleuchteten Säulengänge, die die Gärten säumten, entlanggingen, vermochte sie ihre Neugier nicht länger zu zügeln.

»Sag, mein Gebieter«, fragte sie, »wer sind diese Sklavenhalterdämonen, die uns dienen? Wo kommen sie her?«

Wulfgar lächelte. Nach seiner Verwandlung war das auch eine der ersten Fragen gewesen, die er Krassus gestellt hatte. Die Antwort hatte ihn sowohl überrascht als auch entzückt.

»Die Sklavenhalterdämonen dienen uns auf genau die gleiche Weise, wie die Helferlinge des Tages und der Nacht unseren Feinden dienen, den Erwählten«, erklärte er. »Krassus hat mir von den Helferlingen erzählt, die von Failee, der verstorbenen Frau des Obermagiers Wigg, erschaffen wurden. Er hat mir auch berichtet, wie es dazu kam, dass Tristan zu ihrem gegenwärtigen Befehlshaber wurde. Unsere Sklavenhalterdämonen können zwar nicht fliegen, sind aber mindestens genauso rücksichtslos und loyal wie die Helferlinge.«

Wulfgar machte vor einer zweiflügeligen Tür Halt. »Aber bevor ich deine Frage zu den Sklavenhalterdämonen beantworte, möchte ich dir erst noch etwas zeigen«, sagte er.

Es wies mit der Hand auf die Tür, die sich sogleich öffnete. Dann nahm er Serena bei der Hand und führte sie in den Raum. Dabei fiel ihm ein, was ihm Krassus erklärt hatte.

Trotz ihrer Verwandlung wird sie alle ihre Erinnerungen behalten, hatte der Magier gesagt, doch wenn sie wahrhaftig eine von uns geworden ist, wird sie nur die Destruktiva lieben und diejenigen, die sich ihnen mit gleicher Hingabe verschrieben haben. So hat die Gilde der Häretiker es festgelegt.

Als sie den Raum betraten, beobachtete Wulfgar gespannt Serenas Gesicht.

Sie befanden sich in dem Verlies, in dem die *R'talis*-Sklaven eingesperrt waren und in dem Janus Serena gezwungen hatte, vor den Augen ihrer hungernden Mitgefangenen zu speisen. Dieser Raum wurde von zahlreichen Wandfackeln erhellt, deren Licht ein Gewirr von Schatten auf die creme-

farbenen Marmorwände warf. Selbst der prächtige Tisch, an dem sie hatte sitzen müssen, war noch da, samt dem Tisch-tuch, einem Gedeck für eine Person und dem goldenen Kerzenhalter.

Langsam ging Serena auf die Käfige zu. Viele der Gefangenen schrien ihr Beleidigungen entgegen und fuchtelten wütend mit den Armen. Die meisten von ihnen bestanden nur noch aus Haut und Knochen.

Allerdings hatte sich etwas geändert. Serena bemerkte, dass sich jetzt sowohl *Talis*- als auch *R'talis*-Sklaven hier befanden und die Käfige nicht mehr zum Bersten voll waren.

Wulfgar beobachtete, wie Serena zum Tisch hinüberging und liebevoll über das goldene Geschirr strich. Dann drehte sie sich zu den Sklaven zurück.

Diesmal vergoss sie angesichts des harten Schicksals der Sklaven keine Tränen, sondern lächelte nur. Wulfgar begriff, dass er und Krassus es geschafft hatten. Die Destruktiva waren in der Tat zu einem Teil von Serenas Seele geworden. Er nahm ihre Hand.

»Und was sagst du jetzt, da du die Welt so siehst, wie sie wirklich ist, meine Geliebte?«, fragte er.

Serena nickte langsam. »Diese armseligen, unausgebildeten Wesen, von denen viele noch nicht einmal erlesenes Blut haben, bedeuten mir nichts«, stellte sie fest. »Ich sehe jetzt, dass sie nichts als menschliche Ressourcen sind, die wir ausbeuten sollten. Wenn mein Gebieter nichts dagegen hat, würde ich gern wieder einige Mahlzeiten hier einnehmen, und sei es nur, um den Ausdruck in ihren Gesichtern zu beobachten. Das dürfte höchst unterhaltsam sein. Würdest du mir das erlauben, mein Geliebter?«

Wulfgar lächelte. »Selbstverständlich ...«, antwortete er. »Aber es wird vielleicht nicht möglich sein. Der Sand im Stundenglas ihres Lebens geht zur Neige.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte sie.

Wulfgar nahm sie bei der Hand und führte sie zu einer Tür auf der anderen Seite des Raumes. Als sie hindurchgingen, schlug Serena eine sengende Hitze entgegen, und der Geruch von Rauch und Ruß stieg ihr in die Nase.

Die Schmiede der Sklavenhalterdämonen war noch in Betrieb, würde es aber nicht mehr lange bleiben. Unermüdlich schufteten die nur mit verschmutzten, zerrissenen Lendenschurzen bekleideten Sklaven, um die tödlichen Instrumente herzustellen, die Wulfgars Sklavenhalterdämonen bald im Dienste ihres Herrn benutzen würden. Die rauchige Luft war vom unablässigen Klirren der Hämmer und vom Gestank menschlicher Ausdünstungen erfüllt. Die glühenden Kohlen in den Öfen warfen auf alles hier einen ockerfarbenen Schein.

Während sie zielstrebig durch den Raum gingen, verbeugten sich die Sklavenhalter unterwürfig. Serena bemerkte einen Sklaven, dem die Hände auf den Rücken gefesselt waren. Sie blieb stehen, um ihn zu betrachten. Er schien die Arbeit der anderen zu beaufsichtigen. Sie drehte sich zu Wulfgar.

»Und was ist mit dem hier?«, fragte sie. »Warum arbeitet er nicht, wie es sich gehört?«

»Ein Unruhestifter, weiter nichts«, antwortete Wulfgar. »Wie ich hörte, trägt er die Neunundzwanzig. Man wird sich bald mit ihm befassen, wie mit allen anderen hier.«

Als Neunundzwanzig Wulfgar sah, erkannte er ihn sofort als den Mann wieder, neben dem er am Tag der Ausschiffung auf dem Kai gestanden hatte. Da sich die Sklavenhalter vor ihm verbeugten, nahmen er und die Frau, die ihn begleitete, hier jetzt offenbar eine wichtige Stellung ein.

Obwohl er wusste, dass er damit sein Leben aufs Spiel setzte, eilte Neunundzwanzig zu Wulfgar hinüber. Sofort

packten ihn zwei Sklavenhalter und stießen ihn vor Wulfgar brutal zu Boden. Da ihm ein Dreizack in den Rücken gepresst wurde, konnte er den Kopf gerade weit genug heben, um seinem neuen Herrn ins Gesicht zu blicken. Die Unverschämtheit des Sklaven hatte Wulfgar neugierig gemacht.

»Ihr kennt mich doch!«, flehte Neunundzwanzig mit heiserer Stimme. »Im Namen des Jenseits, sagt diesen Monstern, dass Ihr mich kennt! Wir standen zusammen auf dem Kai! Ihr habt mich angesehen! Wisst Ihr das nicht mehr? Warum helft Ihr uns denn nicht?« Als jetzt die drei scharfen Spitzen des Dreizacks die Haut seines nackten Rückens geradezu aufrissen, verstummte er.

Nachdem Wulfgar ohne jede Gefühlsregung Neunundzwanzigs Gesicht gemustert hatte, blickte er auf und sah die Sklavenhalter an. »Ich muss ihn in der Tat schon einmal gesehen haben«, sagte er kalt. »Aber er ist mir völlig gleichgültig. Wenn die Arbeiten hier abgeschlossen sind, dann bringt ihn zu mir. Ich möchte, dass er einer von den vierzig wird.« Der Sklavenhalter, der Neunundzwanzig den Dreizack in den Rücken drückte, grinste boshaft und nickte.

»Den Vierzig?«, fragte Serena.

Wulfgar lächelte. »Das wirst du schon bald verstehen«, erwiderte er und führte sie zur Tür am anderen Ende der Schmiede.

Der Nachbarraum war sehr groß und im Gegensatz zu der Schmiede, aus der sie gerade kamen, von Helligkeit erfüllt. Wie im Scriptorium standen auch hier unzählige weiße Marmortische. Die Wände und der Fußboden bestanden aus blassgrünem Marmor, die verzierten Buntglasfenster waren geöffnet, um die vom Ozean kommende, frische Brise hereinzulassen.

Hier waren Konsuln eifrig bei der Arbeit. In einer Ecke lag ein großer Haufen Kleidung, die aussah, als käme sie

von den Sklavenhalterdämonen. Daneben standen mehrere Sklavenhalter. Wulfgar nahm Serena bei der Hand und führte sie herein.

In diesem Augenblick ging links von ihnen eine Tür auf, und ein großer Trupp Sklavenhalter trieb unter Peitschengeknall eine Gruppe entsetzter Sklaven in den Raum.

Serena bemerkte, dass dabei einige von denen waren, die ihr vorhin im Verlies Beleidigungen an den Kopf geworfen hatten. Sie lächelte. Jetzt schienen sie ihren Hochmut verloren zu haben. Was Wulfgar wohl damit gemeint hatte, dass der Sand im Stundenglas ihres Lebens zur Neige ging?

Wulfgar schnalzte mit den Fingern, worauf die Sklavenhalter sofort zwei üppig gepolsterte rote Samtstühle brachten. Wulfgar forderte Serena auf, Platz zu nehmen, und setzte sich ebenfalls. Dann erschienen zwei weitere Sklavenhalter, die ihrem Gebieter und ihrer Gebieterin Kelche mit Rotwein reichten. Nachdem sie miteinander angestoßen und einen Schluck von dem hervorragenden Wein getrunken hatten, wandten sie sich wieder den hilflosen Sklaven zu, die gerade hereingebracht worden waren.

Die Gruppe bestand aus Männern und Frauen. Die Brandzeichen auf ihren Schultern verrieten, dass es sich um Menschen mit erlesenem wie auch um solche mit nicht erlesenem Blut handelte. Als die Sklavenhalter anfangen, sie zu den Marmortischen zu stoßen, schrien die verwirrten Sklaven voller Entsetzen auf. Ohne auf das Gemjammer zu achten, hievten die Sklavenhalter sie auf die Tische und banden sie dort fest. Die Konsuln sahen schweigend zu.

Als alle Sklaven festgebunden worden waren, kam einer der Konsuln zu Wulfgar, schlug die Kapuze seines Gewandes zurück und sah seinem neuen Herrn unterwürfig in die gebieterischen Augen.

Wulfgar lächelte den Konsul an und nickte. Der Konsul

drehte sich den Tischen zu, beugte den Kopf und hob die Arme.

Die Fackeln erloschen. Stattdessen breitete sich langsam ein azurblaues Licht aus. Als das Licht den ganzen Raum erfüllte, hörte Serena leise, reißende Geräusche, die allmählich immer lauter wurden und sich mit den ebenfalls immer lauter werdenden Schreien der Sklaven zu einem bizarren Chor der Qual vereinten. Lächelnd ließ derjenige Konsul, der vor ihnen stand, die Arme sinken und schob die Hände unter die Ärmel seines Gewands.

Jetzt bemerkte Serena, was hier vor sich ging. Die Lendenschurze der Männer und die einfachen, einteiligen Kleider der Frauen wurden auf magische Weise zerrissen. Sie fielen zu Boden und ließen die angsterfüllten Menschen nackt auf den Tischen zurück.

Der vor Wulfgar und Serena stehende Konsul wandte sich zurück, um Wulfgar anzusehen. Nachdem dieser einen weiteren Schluck Wein getrunken hatte, nickte er. Der Konsul hob von Neuem die Arme.

Das azurblaue Licht im Raum nahm eine Helligkeit an, die es fast unmöglich machte, die Augen aufzulassen. Die Sklaven wanden sich in ihren Fesseln vor Schmerzen hin und her und schrien noch lauter. Dann setzte ihre Verwandlung ein.

Zuerst nahm ihre Haut die bleiche weiße, für Sklavenhalterdämonen typische Farbe an. Mit erstaunt aufgerissenem Mund beobachtete Serena, wie den Sklaven am ganzen Körper die Haare ausfielen. Dann verschwanden überraschenderweise ihre Genitalien. Die Brüste der Frauen bildeten sich zurück, bis sie schließlich so flach waren wie die der Männer. Verblüfft begriff Serena, dass die Sklavenhalterdämonen keine Männer waren, wie sie bisher angenommen hatte, sondern ungeschlechtliche, auf magische Weise erschaffene Wesen.

Anschließend fielen den Sklaven Finger- und Fußnägel aus, an deren Stelle sich Krallen bildeten. Plötzlich schlossen die noch immer schreienden und sich hin und her windenden Sklaven die Augen. Als sie sie wieder öffneten, waren die weißen, ausdruckslosen Augäpfel der Sklavenhalterdämonen zu sehen. Dann schwellen ihre Muskeln an und wurden hart und kräftig. Die Ohren verlängerten sich und spitzten sich zu, und als ihre Lippen sich qualvoll verzerrten, stellte Serena fest, dass ihre Zähne schwarz und spitz geworden waren.

Langsam verblasste das azurblaue Licht, während es im Raum seltsam still wurde. Die Wesen auf den Tischen hatten aufgehört zu schreien und lagen reglos da. Ihre Verwandlung war abgeschlossen.

»Wie ist so etwas möglich?«, fragte Serena, die von dem, was sie gesehen hatte, sehr angetan war. Sie trank einen weiteren Schluck Wein.

»Das hängt mit den so genannten Latenzzaubern zusammen, die wiederum magischer Natur sind«, erwiderte er. »Fürs Erste dürfte es genügen, wenn ich sage, dass die Zaubersprüche zur Erschaffung der Sklavenhalter von Nicholas an Krassus weitergegeben wurden, der dir bald zeigen wird, wie du dich deiner eigenen Latenzzauber bedienen kannst.« Er strich ihr mit der Hand über die Wange. »Und wenn das geschieht, meine Geliebte, wird dir eine wunderbare Erleuchtung zuteil werden. Dein Blut wird vor Freude singen. Ich freue mich schon sehr darauf, diesen Tag mit dir zu erleben.« Er beugte sich zu ihr hinüber und küsste sie.

»Und jetzt, da Krassus einen ganz bestimmten Latenzzauber gefunden und mein Blut damit belegt hat«, fuhr er fort, »kann er endlich alle noch vorhandenen Sklaven in Sklavenhalterdämonen verwandeln. Wir haben es schon mit fast allen durchgeführt. Er hat mir auch erzählt, dass

von allen Wesen mit erlesenem Blut, die es auf der Welt gibt, nur ich diesen besonderen Latenzzauber in meiner Signatur habe. Im tiefsten Herzen weiß ich, dass dieser Zauber mehr als alle anderen derjenige ist, um den es in meiner Auseinandersetzung mit den Erwählten gehen wird. Doch bisher hat mir Krassus noch nichts Näheres darüber verraten. Vielleicht wird er es heute Abend tun.«

Der Konsul trat zu Wulfgar und verbeugte sich. Wulfgar nickte.

»Gestattet Ihr uns fortzufahren, Gebieter?«, fragte der Konsul.

»Natürlich. Und wenn Ihr fertig seid, dürft Ihr alle gehen.«

Der Konsul verbeugte sich tief und kehrte zu den Tischen zurück. Auf eine Bewegung seiner Hand hin verschwanden die Fesseln, mit denen die neu geschaffenen Sklavenhalterdämonen an die Tische gebunden waren. Die Wesen setzten sich auf und stiegen vom Tisch. Sie wurden in die Ecke gewiesen, wo der Kleidungshaufen lag. Nachdem sie sich angezogen hatten, verließen sie schweigend den Raum, vermutlich um sich die Waffen zu holen, die in der Schmiede hergestellt wurden. Die Konsuln und die anderen Sklavenhalter folgten ihnen, sodass Wulfgar und Serena allein im Raum zurückblieben.

Wulfgar stand auf, trat zu einem der offenen Buntglasfenster und sah hinaus. Gedankenverloren lehnte er sich gegen den Fensterrahmen und atmete tief durch. Die drei rosaroten Monde standen am Himmel, das Meer war ruhig.

Serena erhob sich ebenfalls und gesellte sich zu ihm. »Sag, mein Geliebter«, fragte sie, »welche Rolle spielt Krassus bei alldem eigentlich?«

Wulfgar holte tief Luft. »Fürs Erste brauchen wir ihn noch«, erwiderte er, ohne den Blick vom Meer der flüstern-

den Stimmen zu wenden. »Aber nicht mehr lange. Ich glaube, für Nicholas war Krassus lediglich ein Werkzeug, das den Sieg sicherstellen sollte. Den Sieg zu erringen ist unsere Aufgabe. Wie Krassus selbst sagte, wird er bald sterben. Danach wird es dann an uns sein, gegen die Erwählten und die Operativa, denen sie sich verschrieben haben, zu kämpfen.«

Er wandte sich vom Fenster ab und ließ den Blick durch den leeren Raum schweifen. »In Kürze werden alle noch vorhandenen Sklaven verwandelt sein. Dann kann der Kampf beginnen. Was mich allerdings beunruhigt, ist, dass wir noch immer nicht im Besitz der anderen Rolle sind. Laut Nicholas und Krassus ist es von großer Wichtigkeit, beide Rollen in Händen zu halten, um uns den Sieg zu sichern – obwohl ich immer noch nicht weiß, warum.«

Der Ausdruck in seinen Augen verriet ihr, wie sehr ihn dies in Unruhe versetzte. »Krassus hat uns doch zum Abendessen eingeladen«, entgegnete sie. »Vielleicht bekommst du heute Abend endlich die Antwort auf all deine Fragen.«

Wulfgar nickte schweigend und verließ mit Serena den Raum, um Krassus' Privatgemächer aufzusuchen. Als sie schließlich vor der Tür ankamen, klopfte Wulfgar dreimal hintereinander.

Ein bewaffneter Sklavenhalterdämon ließ sie ein. Krassus saß allein an einem reich gedeckten Tisch, von dem verführerische Düfte aufstiegen, und starrte nachdenklich aufs Meer hinaus. Als Wulfgar und Serena eintraten, drehte er sich ihnen lächelnd zu. Aus seinen Augen sprach echte Bewunderung für diese beiden prächtigen Wesen, die mitzuerschaffen er die Ehre gehabt hatte. Er winkte sie näher.

»Kommt bitte herein, meine Kinder«, sagte er leise. »Setzt Euch doch zu mir, damit wir von den wundersamen

Dingen sprechen können, die die Zukunft für Euch bereithält.«

Als Wulfgar und Serena am Tisch Platz nahmen, verbeugte sich der Sklavenhalterdämon und verließ das Zimmer, um draußen im Gang Wache zu halten.

DREIUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

»Ich kann es immer noch nicht fassen, dass du wieder da bist!«, rief Shailiha übergläücklich aus – wie es ihrem Bruder vorkam, mindestens zum hundertsten Mal. Von neuem umarmte sie ihn liebevoll, wobei sie ihn fast zerquetschte und Tristan beinah seinen Wein verschüttete. Auf der anderen Seite des Prinzen saß die ebenso begeisterte Celeste, die ihn fest umarmt hielt, als er aus der Trage gestiegen war.

Es war so spät, dass schon bald der Morgen wieder grauen würde, wie Tristan vermutete, der unsäglich erschöpft war. Er hatte bereits mehrere Portionen der wunderbaren Speisen hinter sich, die die Gnomfrauen zubereitet hatten, und das Ganze mit einer beträchtlichen Menge Rotwein heruntergespült. Tyranny und Scars hatten sich nicht lange geziert und ebenfalls tüchtig zugriffen, wobei Scars solche Mengen verschlungen hatte, dass die winzigen Köchinnen immer wieder hatten in die Küche eilen müssen. Natürlich waren die kleinen Frauen darüber in größte Aufregung geraten, aber Tristan hegte nicht den geringsten Zweifel, dass sie insgeheim aufs Höchste entzückt waren.

Als der Prinz an dem massiven Konferenztisch im Saal der Bittsteller in die Runde blickte, kam ihm zu Bewusstsein, was für eine bunt gemischte Gruppe von Menschen hier zusammengekommen war. Sie setzte sich aus ihm selbst, Shailiha – mit Morganna, die in der Nähe auf dem Boden spielte –, Celeste, Abbey, Geldon, Wigg, Faegan, Tyranny und Scars zusammen. Man konnte es natürlich auch anders ausdrücken und sagen, die Gruppe bestehe aus ei-

nem Prinzen, einer Prinzessin, einer Kräuterfrau, einem buckligen Zwerg aus Parthalonien, zwei jähzornigen Magiern, einer dreihundert Jahre alten Schönheit, einer Piratenkapitänin, ihrem gigantischen Obermaat, einem kleinen Kind und nicht zu vergessen Faegans blauer Katze.

Tristan schüttelte den Kopf. Seine Geschichte zu erzählen würde wahrscheinlich bis weit nach Sonnenaufgang dauern. Überdies wollte er unbedingt hören, was sich in seiner Abwesenheit alles ereignet hatte.

Beim Saal der Bittsteller handelte es sich um einen großen Raum, in dem die Bevölkerung von Zeit zu Zeit Gelegenheit gehabt hatte, Tristans Vater und dem Direktorium der Magier ihre Anliegen vorzutragen. Wenn die Bitten ernsthafter Natur und moralisch vertretbar waren, wurden sie gewährt. Die Wände des Saals waren mit dunkelblauem ephyrischen Marmor verkleidet, den Fußboden schmückten gemusterte Teppiche. Über dem Tisch hing ein riesiger Kronleuchter, der zusammen mit zahlreichen Wandfackeln den Raum in helles Licht tauchte.

Als Wigg und Faegan vorgeschlagen hatten, diesen Raum zu benutzen, hatte Tristan rasch zugestimmt. Er wusste, dass die Magier keine Fremden in die unterirdische Festung lassen wollten. Und obwohl Tristan der Piratenkapitänin und ihrem Obermaat vorbehaltlos vertraute, war er der Bitte der Magier nachgekommen.

Tristans Ankunft in der Helferlingstrage hatte gelinde gesagt große Freude ausgelöst. Als sie die Küste erreicht hatten, hatte er K'jarr befohlen, vorauszufliegen und seine Ankunft anzukündigen. Als Folge davon waren alle Bewohner des Palasts gleichzeitig in den Hof gerannt gekommen, um ihn zu begrüßen, darunter auch viele Helferlinge, Männer wie Frauen.

Da Tristan als Erster aus der Trage gestiegen war, hatten sich Shailiha und Celeste sofort auf ihn gestürzt. Dann

hatte ihn der bärenstarke Ox so fest umarmt, dass Tristan kaum noch Luft bekam. Die anderen Krieger waren in Jubel ausgebrochen.

»Ox so froh, Erwählten zu sehen!«, rührte der riesige Helferling. »Ox sich Sorgen gemacht!«

Als Nächster stieg Geldon aus, dann Tyranny und Scars. Als die Kapitänin und ihr Obermaat erschienen, wurde die Lage beinahe ein wenig heikel.

Zunächst einmal hatte es ein Problem mit Scars gegeben. Tristan wusste schon seit einiger Zeit, dass er sich die Achtung des Riesen erworben hatte und dass damit eine gewisse beschützerische Haltung einherging. Als Scars sah, wie sich Ox Tristans bemächtigte, machte er Anstalten, ihn zu befreien. Der in Ox' Armen gefangene Tristan hatte es nur mit Mühe geschafft, eine abwehrende Handbewegung zu machen.

Doch nachdem Ox Tristan losgelassen hatte, hatten sich die beiden Riesen mit drohenden Blicken gemessen. Tristan war rasch zwischen sie getreten und hatte sie einander vorgestellt, worauf sie zu seiner großen Erleichterung voneinander abgelassen hatten. Er wollte sich lieber nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn diese beiden Riesen tatsächlich aufeinander losgegangen wären.

Und dann war Tyranny aus der Trage geklettert. Als Shailiha und Celeste ihre recht provozierenden gestreiften Hosen und die kurze, tief ausgeschnittene Lederjacke, ihre dunklen, zerzausten Haare, die goldenen Ohrringe und das Schwert, das an ihrer Hüfte hing, gesehen hatten, hatten sie die Augenbrauen skeptisch hochgezogen. Shailiha spitzte die Lippen und warf ihrem Bruder einen fragenden, leicht missbilligenden Blick zu. Celeste verschränkte die Arme vor der Brust und trommelte mit dem Fuß auf den Boden.

Als Tyranny aus der Trage kletterte, hielt sie dem Prin-

zen kokett die Hand hin, dem nichts anderes übrig blieb, als sie auch zu ergreifen. Da sie Tristans Unbehagen spürte, beschloss sie, sich dafür zu rächen, dass er sie gezwungen hatte, in der Trage durch die Luft zu fliegen.

Da sie annahm, dass eine der beiden Frauen – vermutlich die Rothaarige – die berühmte Celeste war, beugte sich Tyranny zu Tristan, gab ihm einen Kuss auf die Wange und lächelte die zwei Frauen boshaft an.

Später erzählte der grinsende Wigg dann Tristan, dass das Gesicht des Prinzen knallrot geworden sei. Faegan hatte die Hand vor den Mund gehalten und so getan, als müsse er husten. Nachdem die Frauen einander ziemlich frostig begrüßt hatten, gaben sie alle in den Palast.

Während Tristan aß und trank, erzählte er den anderen in aller Ausführlichkeit von seiner Gefangennahme, der Zeit als Rudersklave und der Begegnung mit Krassus und der Kräuterfrau Grizelda. Anschließend berichtete er, wie Tyranny ihn gerettet hatte, wie sie von Kreischlingen angegriffen worden waren und was sich auf der Sanktuariumsinsel zugetragen hatte. Dann schilderte er den Kampf mit der Piratenflotte und fügte hinzu, dass er die Piraten, statt sie zu töten, auf der Insel, die von einem kleinen Kontingent Helferlingsschiffen bewacht werde, habe aussetzen lassen.

Er unterließ es jedoch, die beiden Magier jetzt zu fragen, was es mit dieser mysteriösen Insel auf sich hatte, denn ihm war klar, dass die zwei geheimniskrämerischen Alten diese Angelegenheit nicht in Anwesenheit von zwei Fremden würde besprechen wollen.

Wigg und Faegan hörten gespannt zu. Gelegentlich stellten sie Fragen, doch den größten Teil der Zeit über schwiegen sie. Als Tristan seinen Bericht beendet hatte, wurde es im Zimmer völlig still. Nur das Schnurren von Nicodemus, Faegans blauer Katze, war zu hören. Nach einer Weile brach Wigg das Schweigen.

»Wie es scheint, haben wir Euch viel zu verdanken«, wandte er sich an Tyranny. »Aber was hat Euch eigentlich dazu gebracht, Jagd auf Sklavenhalterdämonen zu machen? Das scheint mir eine äußerst gefährliche Tätigkeit zu sein, selbst für jemanden, der so tüchtig ist, wie Ihr es offenbar seid.«

Tyrannys Gesicht verfinsterte sich. »Sie haben meinen Bruder entführt«, antwortete sie, »und dabei meine Eltern getötet. Nur ich konnte entkommen. Seitdem suche ich nach meinem Bruder. Mein Familienname ist Welborne. Wir lebten in Farpoint, wo mein Vater eine Fischereiflotte besaß. Scars und ich kennen das Meer der flüsternden Stimmen wie unsere Westentasche.« Sie sah zu Tristan hinüber. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen. »Außerdem«, fügte sie hinzu, »lasse ich mich nicht so leicht fangen.«

Das Gesicht des Obermagiers hellte sich auf. »Die Welbornes aus Farpoint?«, sagte er. »Vor sehr langer Zeit kannte ich einmal eine Familie dieses Namens. Damals gab es einen Freibeuter, der Isaac Welborne hieß und im Dienste des Direktoriums stand. Aber das war während des Krieges gegen die Zauberinnen und liegt nun schon dreihundert Jahre zurück.«

»Isaac Welborne war einer meiner Vorfahren«, sagte Tyranny stolz. »Mein Vater hat oft und gern die Geschichte erzählt, wie Isaac nach dem Ende des Krieges sein beschädigtes Schiff an das neu gebildete Direktorium auslieh, damit man die Zauberinnen auf dem Meer der flüsternden Stimmen aussetzen konnte. Das Schiff war eine Galeone mit dem Namen *Entschlossenheit*.«

Vielleicht lag es nur an den Erinnerungen, die auf diese Weise in ihm geweckt wurden, vielleicht auch an den herzzerreißenden Erlebnissen, die der Obermagier vor kurzem in der Kammer der Buße gehabt hatte – jedenfalls wurden

Wigg die Augen feucht. Er wischte sie sich mit dem Ärmel seines Gewandes trocken.

»Tyranny hat Euch zwei Geschenke mitgebracht«, sagte Tristan leise. »Sie ist wie ich der Meinung, dass sie hierher gehören, in den Palast, wo sie entsprechend geschützt werden können.«

Er nickte Geldon zu und verließ zusammen mit ihm kurz den Raum. Als sie zurückkamen, brachten sie zwei unförmige Pakete mit, die in blutbeflecktes Segeltuch eingeschlagen waren. Sie stellten sie vor Wigg auf den Tisch und setzten sich wieder.

Der Obermagier zog eine Augenbraue hoch. »Was soll das sein?«

»Das lässt sich nur herausfinden, wenn Ihr es öffnet«, erwiderte Tristan lächelnd. »Soviel ich weiß, seid selbst Ihr und Faegan nicht in der Lage, durch Dinge hindurchzusehen.«

Faegan, der auf der anderen Seite des Tisches saß, stieß ein gackerndes Lachen aus. »Seid Euch da mal nicht so sicher.«

Wigg betrachtete die Pakete. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was sie enthalten mochten. Er kniff die Augen zusammen und rief die Magie zu Hilfe. Unverzüglich begannen sich die Knoten der Schnur, die um die Pakete gewickelt war, zu lösen. Tristan schaute zu Tyranny und Scars hinüber, deren Augen so groß wie Untertassen geworden waren.

Als das Segeltuch abgenommen wurde, kam ein abgenutztes Schiffssteuerrad zum Vorschein – dasjenige, das Tristan von der *Rache des Volkes* hatte abmontieren lassen, kurz bevor das Schiff untergegangen war. Das andere Paket enthielt die aus Holz und Messing gefertigte Tafel, auf der nicht nur die Namen all derjenigen aufgeführt waren, die die *Entschlossenheit* befehligt hatten, sondern auch die

mannigfaltigen anderen Schiffe, auf denen im Laufe der Jahrhunderte das Steuerrad benutzt worden war.

Ziemlich weit oben auf dieser Liste stand: WIGG, OBERMAGIER DES DIREKTORIUMS DER MAGIER, KOMMANDANT DER *ENTSCHLOSSENHEIT*. Der letzte Eintrag lautete: TYRANNY AUS DEM HAUSE WELBORNE, KAPITÄNIN DER *RACHE DES VOLKES*.

Dem Magier schossen die Tränen in die Augen, als er mit seinen uralten Fingern über die Eingravierungen fuhr. Dann sah er Tyranny gerührt an.

»Vielen, vielen Dank, mein Kind«, sagte er mit brechender Stimme. »Ich weiß überhaupt nicht, wie ich Euch dafür danken soll.«

Tristan schob die Zunge von innen gegen die Wange und sah zu Tyranny hinüber. »Nun«, begann er, »da gäbe es schon eine Möglichkeit ...«

»Und?«, fragte Faegan misstrauisch.

Tristan bedeutete Tyranny, ihm den Schuldschein zu geben. Als sie das getan hatte, entfaltete er ihn und reichte ihn dem Obermagier.

Als Wigg das Schriftstück las, wurden seine Augen immer größer. Doch dann fiel ihm ein, was Tristan vor kurzem alles erlebt hatte, sodass sich sein Gesichtsausdruck ein wenig abmilderte. Dennoch war er noch nicht davon überzeugt, dass es auch nötig war, solch eine enorme Summe zu zahlen.

Schließlich reichte er das Schriftstück an Faegan weiter, der es, nachdem er es überflogen hatte, mit gackerndem Lachen an Shailiha gab. Zum Schluss hatten es alle am Tisch gelesen. Schweigend warteten die anderen darauf, dass der Obermagier ein Wort sagte. Wigg warf erneut einen Blick auf das Steuerrad und die Tafel, um anschließend die Kapitänin anzusehen.

»Verzeiht, wenn ich das frage, Tyranny«, sagte Wigg,

»aber habt Ihr mir diese Geschenke nur gemacht, um mich milde zu stimmen?«

»Nein«, warf Tristan energisch ein. »Alles das war meine Idee.« Er lächelte. »Obwohl ich dachte, dass es nichts schaden könnte.«

Wigg schüttelte ablehnend den Kopf. »Euch muss doch wohl klar sein, was für eine enorme Summe das ist, Tristan!«, entgegnete er. »Gewiss, das ist genau der Betrag, der einmal auf Euern Kopf ausgesetzt war, insofern mag die Höhe der Summe eine gewisse Berechtigung haben. Aber eine solche Summe ist in der gesamten Geschichte Eutraikiens noch nie da gewesen! Eine derartige Belohnung würde Tyranny zur reichsten Frau – ja, vielleicht sogar zur reichsten *Person* – im ganzen Land machen!«

Doch Tristan hatte nicht vor, einen Rückzieher zu machen. Sie hatte ihm zweimal das Leben gerettet. Und er hatte ihr sein Wort gegeben. Eine Abmachung war eine Abmachung. Er beugte sich über den Tisch und sah Wigg unverwandt an.

»Dann ist es doch sehr günstig, dass wir hier jetzt alle im Saal der Bittsteller sitzen, nicht wahr?«, sagte er zu Wigg. »Welchen besseren Ort könnte es wohl geben, um solch eine Bitte zu gewähren?« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und ließ den Blick über die am Tisch Sitzenden schweifen. »Außerdem möchte ich«, setzte er hinzu, »dass sie noch Weiteres erhält – ganz in unserem eigenen Interesse.«

»Und worum handelt es sich dabei?«, fragte Faegan.

»Ich möchte, dass Ihr zwei ihr einen Kaperbrief ausstellt, so wie Ihr es früher einmal für Isaac getan habt«, erwiderte Tristan. »Die Zeiten, in denen wir leben, sind nicht weniger gefährlich als die damaligen – vielleicht sogar noch gefährlicher. Ich möchte, dass Ihr das Schriftstück sofort aufsetzt und ihr darin bestätigt, dass sie das Recht hat, als Freibeute-

rin in den Gewässern vor der Küste von Eutrakien zu kreuzen und jedes Sklavenhalterschiff sowie jedes Piratenschiff, auf das sie stößt, anzugreifen und zu beschlagnahmen. Trotz der Tüchtigkeit der Helferlingsflotte würde es mich nicht überraschen, wenn es in dem gestrigen Durcheinander zumindest einigen Piratenschiffen gelungen wäre, zu entkommen. Im Gegenzug hat Tyranny drei Viertel ihrer Beute an die Monarchie abzugeben. Mit dem Rest kann sie tun, was sie will.«

Wigg sah Tristan an. »Ist das alles, was Ihr wollt?«, fragte er sarkastisch.

»Nun, da wäre schon noch eine Sache«, antwortete der Prinz, »die nicht weniger wichtig ist.« Er bemerkte, dass Tyranny überrascht dreinblickte. »Ich habe zwar noch nicht mit ihr darüber gesprochen, glaube aber kaum, dass sie etwas dagegen haben würde.« Er richtete den Blick erneut auf Wigg.

»Ich werde ihr ein Dutzend der Schiffe geben, die die Helferlinge den Piraten abgenommen haben und mit nach Eutrakien bringen werden«, fuhr er fort. »Außerdem werde ich meinen Helferlingen befehlen, an diesen Schiffen die nötigen Reparaturen auszuführen, während Tyranny die zusätzliche Mannschaft anheuert, die sie brauchen wird.« Als er zu Tyranny hinüberblickte, strahlte sie ihn an. Tristan zwinkerte ihr zu.

Wie betäubt lehnte sich Wigg auf seinem Stuhl zurück. Faegan grinste über das ganze Gesicht, wie er es immer tat, wenn Wigg in einer verzwickten Lage war.

»Ich hoffe, Ihr habt einen sehr guten Grund für all das«, erwiderte der Obermagier schließlich, dessen Stimme kaum mehr als ein Flüstern war.

»Den habe ich in der Tat«, gab Tristan zurück. Er griff in seinen Stiefel, holte das Stück Pergament heraus und legte es auf den Tisch.

»Ein simples Stück Pergament?«, fragte Wigg verwirrt.
»Das verstehe ich nicht.«

»Ich glaube, es stammt von der Rolle der Destruktiva«, sagte Tristan. »Ich habe es in meinem Stiefel gefunden. Jemand muss es mir heimlich hineingesteckt haben, als ich bewusstlos war. Es hat genau dieselbe Farbe und Textur wie die Rolle der Destruktiva, die ich an Bord des Schiffes auf Krassus' Tisch liegen sehen habe. Es war deutlich zu sehen, dass Stücke davon abgeschnitten worden waren, und ich glaube, dies ist eines davon. Ich vermute, dass Grizelda, Krassus' Kräuterfrau, diese Stücke braucht, um nach der Rolle der Operativa zu suchen. Wenn das zutrifft, haben sie uns einen gewaltigen Schritt voraus, fürchte ich. Möglicherweise konnten sie die andere Rolle sogar schon finden. Jemand versucht, uns zu helfen – so viel scheint sicher zu sein. Aber ich habe keine Ahnung, wer das sein könnte. Jedenfalls wäre das Stück Pergament nicht in unserm Besitz, wenn mich Tyranny nicht gerettet hätte. Vielleicht haben wir ihr mehr zu verdanken, als wir uns im Augenblick vorstellen können.«

Faegan beugte sich mit neugierig funkelnden Augen über den Tisch. »Wollt Ihr damit sagen, dass Ihr tatsächlich eine der Rollen gesehen habt?«

»Ja.«

»Bitte beschreibt sie uns.«

»Sie war ungefähr einen Meter lang und hatte einen Durchmesser von etwa einem halben Meter«, antwortete Tristan. »Sie schien sehr fest zusammengerollt zu sein, und zwar um eine goldene Stange, deren Enden mit Goldknäufen verziert waren. Was ich von dem Pergament sehen konnte, war mit Schrift in alteutrakischer Sprache beschrieben. In der Mitte wurde das Dokument von einem Goldband zusammengehalten, das ebenfalls alteutrakisch beschriftet war. Und wie ich schon sagte, ich hatte den Eindruck, dass am Rand unbeschriftete Teile abgeschnitten

worden waren, vermutlich um Krassus' Kräuterfrau bei ihrer Suche nach der anderen Rolle zu helfen.«

Faegan bat Shailiha, ihm das Pergament zu reichen. Nachdem er es befühlt und beschnuppert hatte, legte er es behutsam wieder auf den Tisch und lehnte sich zurück. Wie so oft in solchen Augenblicken starrte er ins Leere und streichelte zerstreut seine Katze.

»Nun?«, fragte Wigg ungeduldig.

»Das ist das gleiche Material wie das des Großen Buches«, sagte Faegan. »Folglich ist es durchaus möglich, dass entweder diejenigen, die vorausgingen, oder die Häretiker es hergestellt haben. Aber welche dieser beiden Parteien es auch immer angefertigt haben mag – auf jeden Fall bestätigt das Material Tristans Vermutung, dass dieses Stück von der Destruktiva-Rolle stammt.«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Erstaunlich ...«, fügte er leise hinzu.

Wigg bat darum, dass man ihm das Pergamentteil reichte. Nachdem er es untersucht hatte, gab er es Abbey. »Was meinst du?«, fragte er. »Könntest du das benutzen, um die andere Rolle zu finden?«

»Schon möglich«, sagte sie nachdenklich. »Natürlich muss dann alles wie geplant gemacht werden, damit es nicht wieder zu einer Katastrophe kommt.«

»Katastrophe?«, hakte Tristan nach.

»Darüber sollten wir später reden«, antwortete Wigg, der es offenbar vermeiden wollte, die Angelegenheit in Gegenwart von Tyranny und Scars zu besprechen. »Jetzt möchte ich erst einmal bezüglich Eurer Kapitänin eine Entscheidung treffen.«

Der Obermagier dachte eine ganze Weile lang nach. Dann richtete er seine leuchtenden aquamarinblauen Augen auf Tyranny und sah sie durchdringend an. Tristan hielt den Atem an.

»Ich werde Euch alles gewähren, worum Tristan in Euerem Namen gebeten hat«, sagte Wigg feierlich. »Wie der Prinz schon sagte, ist es wahrscheinlich in unserem eigenen Interesse. Zuvor jedoch müsst Ihr zwei Bedingungen annehmen.«

»Unn welche?«, fragte Tyranny.

»Erstens, dass all Eure nautischen Tätigkeiten ausschließlich unter unserer Ägide stattfinden«, antwortete Wigg in strengem Ton. »Das wird auch in Euern Kaperbrief aufgenommen werden. Die Tatsache, dass in Eutrakien das Piratentum wieder aufgelebt ist, klingt gelinde gesagt beunruhigend. Dis bisherigen Dienste, die Ihr der Monarchie unaufgefordert geleistet habt, sind beispielhaft. Deshalb gewähre ich Euch alles, worum der Prinz in Euerem Namen bat. Sollten wir jedoch erfahren, dass Ihr Eure Geldmittel oder Eure neue Flotte dazu benutzt, gegen eutrakische Gesetze zu verstoßen oder Euch über Gebühr zu bereichern, so werden wir rasch und entschlossen gegen Euch vorgehen. Darüber hinaus müsst Ihr Euch verpflichten, mindestens einmal alle drei Monate in den Königspalast zu kommen, um uns unsern Anteil an Eurer Beute zu übergeben und uns einen schriftlichen Bericht vorzulegen.«

Wigg lehnte sich zurück und legte die Hände flach auf den Tisch. »Meine zweite Bedingung lautet, dass Ihr alle Eure Unkosten – sei es nun, um weitere Schiffe zu kaufen, sei es, um die Schiffe instand zu halten oder um Eure Mannschaft zu bezahlen – entweder aus Euerm Anteil an der Beute oder von den Geldmitteln, die Ihr gemäß der Abmachung erhaltet, bestreiten werdet«, fuhr er fort. »Außerdem behalten wir uns vor, dass wir Euern Kaperbrief jederzeit nichtig machen können, falls wir das für nötig erachten. So ist es immer gehandhabt worden, schon damals zu Isaacs Zeiten. Aber jetzt steht Ihr erst einmal in

unseren Diensten, junge Dame, ebenso wie Euer zwar gigantischer, doch sehr schweigsamer Obermaat.«

Tyranny hatte kaum zu hoffen gewagt, dass man ihr alles, was der Prinz verlangt hatte, gewähren würde. Sie sah Scars an, der zustimmend nickte.

»Danke«, sagte sie mit brechender Stimme. »Danke Euch allen.«

»Oh, dankt mir lieber noch nicht«, erwiderte Wigg mit einem Seufzer. »Ich habe seit über drei Jahrhunderten keinen Kaperbrief mehr ausgestellt. Ich weiß nicht einmal, ob ich mich noch an den Wortlaut erinnern kann. Wer weiß? Am Ende schreibe ich Euch noch das Rezept für Fasan in Aspik auf!«

Alle am Tisch lachten. Tristan fand, dass es an der Zeit war, nun das zu enthüllen, was möglicherweise Tyrannys wertvollstes Geheimnis war.

»Es gibt noch etwas, das unsere neue Freundin bereit ist, uns zur Verfügung zu stellen«, sagte er, als es am Tisch wieder still geworden war. »Sie glaubt nämlich, die Inselfestung, auf der Krassus residiert, schon einmal gesehen zu haben. Sie hat die Lage der Insel auf ihren Seekarten eingezeichnet und ist bereit, Duplikate davon für uns anzufertigen.«

»Stimmt das, mein Kind?«, stieß Faegan hervor.

Diesmal ergriff Scars das Wort. »Ja«, antwortete er mit seiner dröhnenden Stimme. »Ich habe den Standort selbst bestimmt und auf den Karten eingezeichnet.«

»Danke, Scars«, sagte Wigg. »Wenn möglich, hätte ich diese Abschriften Eurer Karten so bald wie möglich.«

Die frisch gebackenen Freibeuter nickten.

Bald würde der Tag anbrechen – und alle am Tisch Sitzenden waren merklich erschöpft. Trotzdem gab es noch einige Dinge, die Wigg Tristan unbedingt mitteilen wollte – Dinge, die keinen Aufschub duldeten und nur im kleinen Kreis gesagt werden konnten.

»Geldon«, wandte sich Wigg an den Zwerg, »ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr unsere zwei Gäste in ihre Gemächer führen würdet, damit sie sich endlich ausruhen können. Faegan und ich müssen noch etwas mit dem Prinzen besprechen.«

Geldon, Tyranny und Scars erhoben sich.

»Schlaft gut«, sagte Wigg lächelnd. »Morgen werden wir uns weiter unterhalten.«

Tyranny ging mit breitem Grinsen zu Wigg hinüber und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Der Obermagier verfärbte sich tiefrot. Dann folgte die Kapitänin Geldon und Scars zur Tür. Sie machte jedoch noch einmal Halt und kam zu Tristan zurück.

Sie spuckte sich in die rechte Hand. Der Prinz tat es ihr nach. Dann ließ er seine Hand gegen die ihre klatschen. »Abgemacht«, sagte er.

»Abgemacht«, erwiderte sie. »Und danke.« Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und verließ den Raum.

Als Tyranny und Scars fort waren, drehte sich Wigg dem Prinzen zu und kam sofort zur Sache.

»Während Eurer Abwesenheit hat sich viel ereignet«, sagte er, »und leider nichts Gutes.«

Gespannt hörte Tristan zu, während ihm die anderen berichteten, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Als sie fertig waren, sank der Prinz wie betäubt auf seinem Stuhl zurück. Es gab so viele neue Nachrichten zu verarbeiten, dass sein Verstand gar nicht wusste, wo er anfangen sollte. Dann teilte ihm Faegan noch die allerneueste Neuigkeit mit.

»Die Helferlingspatrouillen haben uns davon in Kenntnis gesetzt, dass die Sklavenhalterdämonen ihre Tätigkeit im Königreich eingestellt zu haben scheinen« sagte der alte Magier. »Jedenfalls haben die Helferlinge keine Sklavenhalterschiffe mehr gesichtet. Fürs Erste sind wir die Mons-

ter offenbar los.« Er dachte einen Augenblick nach, wobei er Nicodemus den Kopf kraulte. »Aber das kann nur eins zu bedeuten haben.«

Tristan verstand sofort, was Faegan meinte. »Wenn sie nicht mehr auf Sklavengang gehen, heißt das: Sie haben Wulfgar gefunden«, sagte er. »Und wenn Krassus sowohl die Destruktiva-Rolle als auch Wulfgar hat, sieht unsere Zukunft sehr düster aus.«

Einen Augenblick lang wandten sich seine Gedanken dem Halbbruder zu, den er nie kennen gelernt hatte, ja, von dessen Dasein er erst vor kurzem erfahren hatte. Was der Magier Krassus Wulfgar wohl antat? Ob sie beide, Wulfgar und der Prinz, bald Todfeinde sein würden? Tristan riss sich von seinen Gedanken los, da er sie allzu schmerzlich fand.

»Was hat es mit der Sanktuariumsinsel auf sich?«, fragte er. »Tyranny sagte, es gebe dort Papiere, die darauf hinzuweisen scheinen, dass das Direktorium etwas mit der Insel zu tun hat. Und ich habe einige außerordentlich schöne Bauten dort gesehen, die leider zum Teil von den Piraten geschändet worden sind. Wie kommt es, dass wir bisher noch nie von diesem Ort gehört haben?«

Seufzend schaute Wigg zu Faegan hinüber und wartete auf die unvermeidliche Reaktion. Er brauchte nicht lange zu warten.

»Ja, bitte klärt uns auf«, sagte Faegan stirnrunzelnd. Offenbar wusste selbst er nichts von der Insel. Und dass man ihn im Dunkeln ließ, war etwas, das Faegan ganz und gar nicht ausstehen konnte – vor allem wenn es dabei um magische Belange ging.

»Die Sanktuariumsinsel wurde nicht vom Direktorium *erschaffen*«, sagte Wigg. »Zumindest nicht in dem Sinne, dass wir sie plötzlich aus dem Meer der flüsternden Stimmen hätten aufsteigen lassen. Diese Fähigkeit besitzen wir leider nicht. Die Insel existierte bereits. Sie war unbe-

wohnt, hatte eine Größe, die für unsere Zwecke ausreichte, und war auf keiner Karte verzeichnet. Deshalb schien sie uns der geeignete Ort zu sein. Faegan war damals schon vom Bund gefangen genommen worden, sodass er keine Kenntnis davon besaß.«

»Aber wozu habt ihr denn solch eine Insel überhaupt gebraucht, Vater?«, fragte Celeste.

»Im Großen Buch fand sich die Anweisung, einen geheimen Ort der Magie zu schaffen«, erklärte Wigg. »Ein *Sanktuarium* für die Operativa sozusagen – daher der Name. Es sollte ein abgeschiedener Ort, ein heiliger Ort sein, der nur von den Erwählten betreten werden dürfte, die eines Tages unter uns weilen würden. Die Gebäude wurden kurz nach der Bildung des Direktoriums errichtet. Als sie fertig waren, entstand ein seltsamer, unbeweglicher Nebel um die Insel. Und bis zum heutigen Tage weiß ich nicht, wie oder warum dieser Nebel überhaupt zustande kam.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich«, sagte Faegan, auf sein erstaunliches Gedächtnis zurückgreifend. »Es gibt eine solche Anweisung im Großen Buch. Allerdings dachte ich immer, sie sei nicht ausgeführt worden.«

Er lehnte sich in seinem Rollstuhl zurück und dachte nach. »Die Sanktuariumsinsel muss der heilige Ort sein, von dem aus der Erwählte eines Tages die beiden Seiten der Magie miteinander vereinigen wird«, rief er nach einer Weile aus. Er richtete seine graugrünen Augen auf Wigg. »Trifft das zu?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Wigg. »Obwohl es bislang keine Möglichkeit gibt, diese Hypothese zu bestätigen. Nun, was können wir aus all dem schlussfolgern, was wir gerade gehört haben?« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und wartete geduldig auf Antwort.

Wieder herrschte Schweigen, bis Morganna, die von ihrem Spielzeug gelangweilt war, anfang zu quengeln. Als

Shailiha sich nach unten beugte, um ihre Tochter auf den Arm zu nehmen, begriff sie, worauf Wigg mit seiner Frage eigentlich hinauswollte.

»Krassus' Festung«, sagte sie so leise, dass es die anderen kaum hören konnten. »Sie stellt das Gegenstück zur Sanktuariumsinsel dar, nicht wahr? Die geheime Zufluchtsstätte der Destruktiva. Das ist der Ort, von dem aus uns die Diener der Häretiker daran hindern sollen, die beiden Seiten der Magie zu vereinigen.«

»Die Zitadelle«, flüsterte Tristan.

»Wie?«, fragte Wigg.

»Die Zitadelle«, wiederholte Tristan. »So heißt die Festung. Das hat Scars aus einem gefangenen Sklavenhalterdämon herausbekommen.«

»Ja, natürlich«, sagte Faegan. »Jetzt verstehe ich alles. Die Sanktuariumsinsel – ein den Operativa geweihter Ort, wo sich Tristan ungestört der Vereinigung der zwei gegensätzlichen magischen Künste widmen könnte. Und die Zitadelle – ein den Destruktiva geweihter Ort – ein Ort der Finsternis, von dem aus dieser Vorgang verhindert werden soll.«

»Genau«, erwiderte Wigg. »Und jetzt befinden sich vermutlich Wulfgar und die Destruktiva-Rolle dort, beide unter Krassus' Kontrolle. Wenn all unsere Schlussfolgerungen zutreffen, dürfte die Auseinandersetzung, die uns bevorsteht, noch gewaltiger sein, als wir zunächst angenommen haben.«

Tristan betrachtete das Stück Pergament, das er unter Lebensgefahr nach Hause gebracht hatte. »Wir müssen die Operativa-Rolle finden«, sagte er nachdenklich. »Nur so haben wir eine Chance herauszufinden, worum es bei alledem geht.« Mit müden Augen sah er zu der Kräuterfrau hinüber. »Könntet Ihr die Rolle wirklich ausfindig machen?«, fragte er.

»Wenn das Stück Pergament, das Ihr mitgebracht habt,

echt ist, ja«, antwortete sie. »Aber auch das wird nicht einfach sein und all meine Kräfte erfordern.«

Sie wandte sich Wigg zu und legte die Hand auf seine. »Aber bevor ich es versuche, muss ich erst ein wenig schlafen.« Sie rieb sich die Stirn. »Wenn Ihr wollt, können wir uns alle mittags im Hof treffen. Dann werden wir sehen, was wir sehen werden.«

»Und was ist mit den Kräutern, die Abbey braucht?«, fragte Tristan Faegan. »Sind sie wieder voneinander getrennt worden? Wird es diesmal gelingen? Oder werden wir alle in die Luft fliegen?«

Faegan, dessen Müdigkeit sich inzwischen ebenfalls bemerkbar machte, schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Die Pflanzen und Wurzeln, die Wigg und ich aus den Kammern der Buße mitgebracht haben, sind endlich trocken, sodass wir sie schon dazu benutzt haben, meine Vorräte voneinander zu trennen und zu bestimmen«, erwiderte er. »Aber ob sie auch wirken werden, steht noch dahin. Das wird sich erst heute Mittag zeigen.«

Wigg stand auf. »Dann würde ich vorschlagen, dass wir uns alle eine Weile hinlegen, damit wir mittags einigermaßen ausgeruht sind.«

Tristan erhob sich ebenfalls. Er hatte das Gefühl, er müsse gleich vor Müdigkeit umsinken. Nachdem er seine Waffen an sich genommen hatte, ging er zu Shailiha und Celeste hinüber und gab jeder einen Kuss.

»Es ist schön, dass Ihr wieder da seid«, flüsterte ihm Celeste ins Ohr. »Und wenn Ihr einmal Zeit habt, würde ich Euch gern etwas sagen.« Sie umarmte ihn und drückte ihn an sich, als wolle sie ihn nie wieder loslassen. Der Myrreduft ihres Haars stieg ihm in die Nase und erinnerte ihn an so vieles, das er bereits verloren geglaubt hatte.

»Es ist auch schön, wieder da zu sein«, antwortete er schläfrig. »Schickt Ihr jemanden, um mich zu wecken?«

Celeste nickte lächelnd.

Er ging zur Tür und wandte sich noch einmal zurück, um allen ein letztes Mal zuzulächeln. Dann verließ er das Zimmer und schritt die leeren Gänge entlang, um sich zu seinen Gemächern zu begeben. Ihm fiel ein, wie belebt der Palast früher gewesen war, während man jetzt nur von Zeit zu Zeit auf einen Helferling stieß, der an einem angewiesenen Punkt Wache stand. Jeder Wachtposten verbeugte sich und schlug die Hacken zusammen, als Tristan vorüberkam, doch der Prinz vermochte die Begrüßung lediglich mit einem Nicken zu erwidern. Endlich gelangte er in seine Gemächer.

Nachdem er seine Waffen auf einen Stuhl hatte fallen lassen, zog er seine Kleidung aus und warf sie beiseite. Dann trat er zu dem offenen Buntglasfenster und blickte kurz hinaus. Die ersten Strahlen der Sonne stahlen sich bereits über den Horizont, die Vögel hatten angefangen zu zwitschern. Von den Lagerfeuern der Helferlinge stieg Rauch auf und schlängelte sich träge gen Himmel. Nach einer Weile schloss Tristan das Fenster und zog die schweren roten Samtvorhänge vor.

Dann schlüpfte er nackt zwischen die kühlen seidenen Laken seines Bettes. Himmlisch, dachte er.

Binnen weniger Sekunden war der Erwählte fest eingeschlafen.

VIERUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

»Komm mit, meine Geliebte«, sagte Wulfgar zu seiner Königin. »Ich will dir noch mehr zeigen.«

Vor ein paar Stunden war die Sonne über der Zitadelle aufgegangen und hatte einen schönen Tag angekündigt. Es herrschte wieder starker Seegang, und die weißen Segel der ständig auf und ab patrouillierenden Kriegsschiffe sprenkelten den Ozean, als schwammen Blütenblätter von Gänseblümchen auf dem Wasser.

Während des Essens am vergangenen Abend hatte Krassus Wulfgar und Serena mit allen Einzelheiten der Aufgabe vertraut gemacht, die ihnen bevorstand. Während er neben seiner Königin einherging, spürte der neue Herr der Zitadelle, wie sein erlesenes Blut angesichts der Aussichten, die sich ihm eröffnet hatten, in Wallung geriet. Und bald, sehr bald schon würde es so weit sein.

Wulfgar führte Serena durch die prachtvollen Gärten im inneren Bezirk der Festung. Während sie einen der vielen Steinpfade entlanggingen, hörten sie die Bienen summen und die Vögel zwitschern. Die Luft war vom Duft der Blumen, Bäume und Sträucher erfüllt. Nachdem sie die Westseite der Anlage erreicht hatten, schritt Wulfgar einen Säulengang entlang und machte schließlich vor einer imposanten Tür Halt, die von bewaffneten Sklavenhalterdämonen bewacht wurde. Als er und Serena sich näherten, verbeugten sich die Sklavenhalter tief. Wulfgar ließ die Tür sich auf magische Weise öffnen, nahm seine Königin bei der Hand und trat mit ihr ein.

Serena hatte schon viele wunderbare Dinge in der Zita-

delle gesehen, nichts aber kam der Pracht gleich, die sich ihrem Blick jetzt darbot. Sie standen in einem riesigen Raum, der nach Westen hin offen war, sodass man den Himmel und das Meer sehen konnte. Der Fußboden bestand aus dunkelgrünem, blassgrau gemasertem Marmor. Die recht niedrige Decke wurde von mehreren schwarzen Säulen gestützt. In einer Ecke dieses Raumes stand Krassus, wie immer in sein blaugraues Gewand gehüllt, und starrte nachdenklich aufs Meer. Als er sie hereinkommen hörte, drehte er sich ihnen zu und verbeugte sich. Serena erwiderte seinen Gruß mit einem Nicken.

Dann hörte sie das Plantschen von Wasser. Sie sah nach rechts und erblickte mehrere Frauen etwa ihres Alters, die bis auf die Blumen in ihrem Haar nackt waren und in stufenförmig gereihten Marmorbecken fröhlich badeten. Aus einer breiten, geschwungenen Rinne in der Wand oberhalb der Becken kam parfümiertes Wasser geplätschert.

Als die Frauen Serena sahen, erhoben sie sich und verbeugten sich. Serena warf Wulfgar einen fragenden Blick zu.

»Das sind deine Dienerinnen«, erklärte er. »Ich habe sie selbst aus den wenigen *R'talis*-Sklaven, die noch am Leben sind, ausgesucht. Ich konnte ihren Geist in unserem Sinn beeinflussen, und habe auch ihnen den Zeitzauber gewährt, damit sie dir in alle Ewigkeit dienen können.«

»Die Geschenke meines Gebieters sind wahrlich überwältigend«, sagte sie lächelnd und küsste ihm die Hand.

»Komm«, sagte er. »Es gibt noch mehr zu sehen.«

Er führte sie zur offenen Seite des Raumes, wo zwei Throne aus schwarzem Marmor standen. Zu beiden Seiten dieser Throne ragte eine riesige, frei stehende Säule aus dunkelrotem Marmor auf, um die sich Girlanden aus violetten Blumen schlangen. Auf jeder Säule stand eine flache schwarze Schale, in der eine helle Flamme loderte.

Vor den Thronen führten breite Stufen aus dunkelgrün-

nem Marmor zum Meer hinunter. Die Treppe wurde von weiteren frei stehenden Säulen gesäumt, auf denen ebenfalls Schalen mit Feuer standen. Unten ging die Treppe in eine weitläufige Terrasse über, die von den Wellen des Meeres umspült wurde.

Die Schleppe ihres prächtigen Gewandes hinter sich herziehend, trat Wulfgars Königin zögernd zu einem der Throne, um den glatten, kalten Marmor zu berühren. Dies schien tief in ihrem Innern etwas auszulösen. Sie spürte, wie ihr das mit zahlreichen Latenzzaubern belegte *R'talis*-Blut heiß durch die Adern jagte. Und wie ihren Gebieter erfüllte auch sie der Drang, ihre heilige Mission in Angriff zu nehmen.

Krassus trat neben sie und berührte sie am Arm, um sie in die Gegenwart zurückzuholen. Nachdem der Magier sie lächelnd zu Wulfgar geführt hatte, blickten die drei aufs Meer hinaus.

»Kommt«, sagte Krassus. Sie gingen zur Terrasse hinunter. Von dort konnte Serena sehen, dass sich die gesamte Flotte der Sklavenhalter zu einem großen, schützenden Ring angeordnet hatte.

»Holt sie herauf, Wulfgar«, sagte Krassus leise. »Holt sie alle herauf, denn Ihr seid jetzt derjenige, der über sie gebietet. Holt sie herauf, damit Eure Königin weiß, wie viele jetzt Eurem Befehl gehorchen.«

Nachdem Wulfgar zustimmend genickt hatte, drehte er sich dem Meer zu und hob die Arme.

Fast im gleichen Augenblick fing die von Sklavenhalterschiffen umgebene Wasserfläche an zu brodeln. Riesige Wasserstrudel schraubten sich in die Höhe. Atemlos beobachtete Serena, wie sich die Strudel immer schneller drehten und in den buntesten Farben zu leuchten begannen. Wulfgar spreizte die Finger.

Daraufhin scherten mehrere Kreischlinge aus einem

Strudel aus und kamen auf die drei zugeflogen. Nachdem sie sie eine Zeit lang umkreist hatten, kehrten sie ins Wasser zurück.

Plötzlich begann ein anderer Teil des Meeres zu brodeln. Serena sah hunderte von bedrohlich wirkenden, flachen Köpfen langsam aus dem Wasser auftauchen. Ihre schräg stehenden Augen waren gelb und hatten schlitzförmige schwarze Pupillen. Jeder der mit dunkelroten Schuppen bedeckten Köpfe war gut zwei Meter breit. Aus den Mäulern schnellten immer wieder rosafarbene, gespaltene Zungen. Während sich die Kreaturen durchs Wasser schlängelten, tauchten von Zeit zu Zeit ihre gegabelten Schwänze aus den Wellen auf.

Plötzlich nahm Serena ein aus der Ferne kommendes, dumpfes Hämmern wahr, das immer lauter wurde und nach einiger Zeit sogar das Getöse der gegen die Terrasse brandenden Wellen übertönte. Als sie aufblickte, sah sie, woher dieser Lärm rührte.

Unzählige weißhäutige Sklavenhalterdämonen standen auf den Decks ihrer Kriegsschiffe und schlugen mit ihren Schwertern begeistert auf ihre Schilde ein.

Wulfgar senkte die Arme und wandte sich seiner Königin zu. Seine Augen strahlten eine Entschlossenheit und Kraft aus, die, das wusste Serena, unbezwingbar waren. Während die Sklavenhalter unablässig auf ihre Schilde hämmerten, wandte sich Serena zum Meer zurück und nahm Wulfgars Hand. Krassus lächelte.

FÜNFUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Als Tristan das Klopfen an der Tür hörte, wünschte er, dass – wer auch immer es sein mochte – er verschwinden und ihn weiterschlafen lassen solle. Warum konnte man ihn nicht in Ruhe lassen? Hatte er nicht schon genug getan?

Er drehte sich auf die andere Seite und hoffte, dass derjenige – wer auch immer es war – wieder gehen würde.

Es klopfte erneut, diesmal nachdrücklicher. Tristan fand, es höre sich eher so an, als ob jemand gegen die Tür trete. Shannon der Kurze, dachte er, den Wigg geschickt hat, um mich zu wecken.

Er schlug die Bettdecke zurück, humpelte mit steifen Bewegungen zum Stuhl in der Ecke, schnappte sich seine Hosen und zog sie an. Dann begab er sich zur Tür und öffnete sie.

Vor ihm stand Celeste und lächelte ihn an. Sie trug schwarze, eng anliegende Reithosen, schwarze Stiefel und eine tief ausgeschnittene, mit Rüschen besetzte gelbe Seidenbluse. Ihr dunkelrotes Haar fiel ihr locker über die Schultern. Als Tristan den vertrauten Myrreduft roch, wurde er ein wenig wacher. Celeste trug ein großes, abgedecktes Silbertablett.

Sie machte einen höchst koketten Knicks. »Soll ich denn den ganzen Tag hier stehen, Eure *Hoheit*, oder lasst Ihr mich herein?«, fragte sie. Sie nickte in Richtung des Tablett. »Immerhin bringe ich Euch hier etwas.«

»Oh, dann kommt herein«, sagte er. Er ging zur gegenüberliegenden Seite des Raums voran, zog die Vorhänge zu-

rück und öffnete die Balkontür. Es war ein heller, klarer Tag.

Celeste folgte ihm und stellte das Tablett vorsichtig auf den Balkontisch.

»Wie spät ist es?«, fragte er verschlafen.

»Fast Mittag. Ihr habt nur fünf Stunden geschlafen, aber das muss heute leider reichen. In einer Stunde sollten wir uns im Hof mit den anderen treffen.«

Sie hob den Deckel des Tablett. »Gesprenkelte Wachtel-eier«, sagte sie lächelnd. »Pochiert, ganz so, wie Ihr es mögt. Zumindest haben mir das die Gnomfrauen in der Küche erzählt. Räucherschinken, Toast aus Weizenbrot mit Blaubeermarmelade und Tee – extra stark und extra heiß. Und von allem so viel, dass es für zwei reicht.«

Sie stemmte die Hände in die Hüften und musterte ihn von oben bis unten. Dann spitzte sie die Lippen und schüttelte den Kopf.

»Ihr seht recht verwahrlost aus«, stellte sie grinsend fest, während sie seine Bartstoppeln, seine strubbeligen Haare und die schmutzigen Hosen betrachtete. »Wollen wir erst essen oder wollt Ihr zuvor noch baden?«

»Essen«, sagte er mit großer Bestimmtheit, während er sich eine Tasse des dunklen heißen Tees einschenkte. Er trank gleich einen Schluck. »Ah, das tut gut«, sagte er. »Ihr seid ein Engel.«

Plötzlich kam ihm zu Bewusstsein, dass er halb nackt war. Er stellte seine Tasse ab und ging zum Stuhl, um seine Weste zu holen. Als Celeste ihm nachsah, bemerkte sie die roten Striemen auf seinem Rücken und riss entsetzt die Augen auf. Als er zu ihr zurückkam, begriff er sofort, was geschehen war.

Also ergriff er ihre Hände. In ihren Augen schimmerten Tränen.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte er sanft. »Jetzt tun sie

nicht mehr ganz so weh wie noch vor einiger Zeit.« Er streckte die Hand aus und strich ihr über die Wange.

»Hat Krassus Euch das angetan?«, fragte sie, während sich ihr Gesicht vor Zorn verfinsterte.

»In gewisser Weise schon. Die Striemen stammen aus meiner Zeit auf dem Sklavenhalterschiff. Einer der Sklavenhalterdämonen hat mich ausgepeitscht.«

Celeste senkte den Blick. »Dann wird er dafür bezahlen müssen«, sagte sie so leise, dass er sie kaum verstehen konnte.

»Das hat er bereits.« Er schob die Hand unter ihr Kinn und drückte ihren Kopf hoch. »Dafür habe ich gesorgt.« Einen Augenblick lang herrschte Schweigen.

»Ihr führt solch ein gefährliches Leben«, stellte sie daraufhin, mit den Tränen kämpfend, fest. »Ihr wärt doch wesentlich sicherer, wenn Ihr hier im Palast bliebet.«

Tristan zog einen seiner Mundwinkel nach oben. »Ich wäre wesentlich sicherer, wenn ich ein ganz anderer Mensch wäre«, antwortete er lächelnd. »Aber dagegen lässt sich nicht viel machen, nicht wahr?«

»Nein«, erwiderte sie mit dem Anflug eines Lächelns. »Vermutlich nicht.«

»Kommt und esst etwas«, sagte er und führte sie in den Sonnenschein hinaus. »Ich jedenfalls habe einen Bärenhunger.«

»Das ist doch eigentlich ein Dauerzustand bei Euch«, spöttelte sie, als sie einander gegenüber am Tisch Platz nahmen.

Während sie in der Sonne saßen und aßen, berichtete ihm Celeste einiges über Abbey, während der Prinz sich über seine Erlebnisse mit Krassus und den Piraten auf der Sanktuariumsinsel ausließ. Im Laufe ihres Gesprächs fiel Tristan immer stärker auf, dass Celeste sich merklich verändert hatte. Sie schien lebendiger, frischer und auch glück-

licher als früher zu sein, was er ihr auch in aller Offenheit mitteilte. Ein nachdenklicher Ausdruck trat in ihr Gesicht.

»Hat dies etwas mit dem zu tun, worüber Ihr mit mir sprechen wolltet?«, hakte er nach.

Celeste stellte ihre Teetasse ab und sah ihm in die Augen. »Ich bin endlich frei«, sagte sie leise.

»Frei?«, wiederholte er.

»Frei von Ragnar«, antwortete sie. »Natürlich werde ich die Zeit mit ihm nie vergessen. Aber meine entsetzlichen Erinnerungen und Alpträume suchen mich nicht mehr heim. Während Ihr weg wart, ist er mir im Traum erschienen. Das Ganze war so wirklich, dass ich mir ganz sicher war, wach zu sein, und auch annahm, er müsse irgendwie von den Toten auferstanden. Er wollte mich wieder missbrauchen und mich dann anschließend in die Höhle zurückbringen. Doch als ich aus meinem Traum erwachte, hat sich mein Geist endlich gewehrt, bis schließlich meine ganze Wut aus mir herausströmte. Das hat irgendetwas in mir ausgelöst, sodass der Bann der Angst, unter dem ich bisher stand, gebrochen ist.« Sie nahm seine Hand und umschloss sie zärtlich mit ihren Fingern.

»Ich bin endlich frei, Tristan«, sagte sie. »Frei, um zu leben, zu lachen und zu lieben.« Gespannt suchte sie sein Gesicht ab, um herauszufinden, was er empfand. »Jetzt ist alles ganz so, wie es sein sollte, das heißt wie es zwischen einem Mann und einer Frau sein sollte«, setzte sie hinzu.

Tristan floss das Herz über. Er stand auf, zog sie hoch und schloss sie fest in die Arme. Als sie schließlich den Kopf hob und zu ihm aufsaß, bemerkte er, dass ihr wieder Tränen in den Augen standen.

»Ist es schon zu spät?«, fragte sie leise.

Zunächst begriff Tristan nicht, was sie meinte. »Zu spät wofür?«, fragte er, während er ihr die Tränen aus den Augen wischte.

»Bedeutet Euch Tyranny etwas?« Ihr Körper zitterte leicht, ihre Stimme war kaum zu hören. »Ist es zu spät für unsere Liebe?«

Er schloss die Augen und zog sie noch enger an sich. »Wisst Ihr es denn noch immer nicht?«, fragte er. »Ich habe Euch vom ersten Augenblick an geliebt, von dem einen Augenblick an, da ich Euch davor bewahrt habe, in den Abgrund zu springen, und Euch in die Augen gesehen habe.« Er spürte, wie sich ihr Körper gegen den seinen drängte, sah ihren geöffneten Mund – da wusste er, dass es nun an der Zeit war, den Worten Taten folgen zu lassen. Also beugte er sich hinab – und ihre Lippen verschmolzen miteinander.

Er sah ihr tief in die Augen. Sie lächelte, weinte, lachte und weinte schon wieder. Während ihr die Tränen über das Gesicht strömten, legte sie den Kopf gegen seine Brust und klammerte sich fest an ihn. Sanft drückte er ihr Gesicht nach oben und presste seine Stirn gegen die ihre.

In diesem Augenblick begriff Tristan, dass er noch nie richtig geliebt hatte. Ganz gewiss nicht auf diese Weise, ganz gewiss nicht so, dass ihm das Herz überfloss.

»Und was, glaubst du, wird dein Vater zu alldem sagen?«, fragte er lachend.

»Keine Ahnung.« Sie brach ebenfalls in Lachen aus. »Aber ich weiß, dass ich dich von ganzem Herzen liebe. Daran wird nichts auf der Welt jemals etwas ändern, das verspreche ich dir.«

»Ich liebe dich ebenso von ganzem Herzen«, erwiderte er leise.

Sie holte tief Luft und machte sich von ihm los. »Ich muss gehen«, sagte sie. »Und du musst dich waschen!« Der Blick ihrer saphirblauen Augen schien ihm bis ins Herz zu dringen. »Wir sehen uns dann gleich im Hof.«

Sie lächelte ihm noch einmal zu und trat zur Tür, um ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen. Noch lange, nachdem

sie verschwunden war, hing der Myrreduft ihres Haares in der Luft.

Tristan trat wieder auf den Balkon hinaus und betrachtete die Reste des Frühstücks, das sie ihm gebracht hatte. Dann starrte er auf die friedliche Landschaft hinaus. Langsam fuhr er sich mit den Fingerspitzen über die Lippen, die eben noch von Celeste geküsst worden waren. Da flüsterte ihm eine innere Stimme die Erkenntnis zu, die ihm sein Gefühl schenkte – und auf die er so lange gewartet hatte.

So fängt es also an.

SECHSUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Als Tristan, der sich in aller Eile gebadet und angezogen hatte, in den Hof kam, stand die Sonne fast im Zenit. Abbey, Wigg, Faegan, Celeste und Shailiha warteten bereits auf ihn. Caprice, Shailihäs violett-gelblicher Flatterer des Feldes, hockte ruhig auf dem ausgestreckten Arm der Prinzessin. Tristan vermutete, dass Shailiha Morganna inzwischen in der Obhut der Gnomfrauen gelassen hatte. Als er auf die Gruppe zutrat, lächelte er Celeste viel sagend an.

Beim Anblick Tristans runzelte Wigg die Stirn und räusperte sich laut. »Und jetzt, da wir endlich vollzählig sind ...«

Tristan hielt mitten im Schritt inne. Er warf einen Blick auf Wigg, seufzte und spitzte die Lippen.

Der Obermagier wandte sich Abbey zu. »Bist du bereit?«, fragte er.

Die Kräuterfrau fuhr sich nervös durch das dichte, grauschwarze Haar und nickte. »Vielleicht haben wir diesmal mehr Glück.« Sie blickte zu Faegan hinüber. Der Unvergleichliche hing um seinen Hals und funkelte in der Sonne.

»Doch in Anbetracht der Tatsache, dass wir immer noch nicht genau wissen, was es mit den Furien auf sich hat, würde ich vorschlagen, einige Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen«, fügte sie hinzu. »Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass die Furien nur dann auftreten, wenn das Blut der Erwählten in die Prozedur eingebunden ist, aber wir müssen auch einräumen, dass wir das Ganze noch nicht völlig durchschauen. Ich bin in keiner Weise erpicht darauf, noch einmal so etwas wie neulich zu erleben. Deshalb möchte ich etwas vorschlagen.«

Faegan blickte von seinem Stuhl zu ihr hoch. »Und was ist das?«, fragte er.

»Könntet Ihr auf magische Weise etwas erschaffen, das meine Seherflamme einschließt?«, fragte Abbey ihn. »Etwas, das stark genug wäre, um mich notfalls vor den Furien zu schützen, durch das ich aber trotzdem hindurchgreifen kann, um mein Vorhaben durchzuführen?«

Faegan nickte. »Es gibt tatsächlich eine Variante des magischen Geflechts, die dafür geeignet wäre.«

Er hob die Arme, worauf das vertraute azurblaue Licht erschien. Das Licht formte sich zu einem schimmernden, durchsichtigen Würfel, der vor ihnen auf dem Gras des Hofes ruhte. Der nach oben offene Würfel war etwa fünf Meter hoch und auf jeder Seite fünf Meter breit.

Tristan vermutete, dass Faegan den Würfel oben absichtlich offen gelassen hatte, damit die Energie, falls es wieder zu einer Explosion kommen sollte, ohne Schaden anzurichten gen Himmel schießen konnte.

Faegan senkte die Arme. »Das müsste reichen«, sagte er nachdenklich. »Ich habe das Geflecht so stark wie möglich gemacht, aber auch so, dass Ihr noch an Eure Seherflamme herankommt. Ihr müsst Euch jedoch darüber im Klaren sein, dass ein Geflecht – so konstruiert, dass man hindurchgreifen kann – zwangsläufig einen Teil seiner Kraft einbüßt.« Er schieg einen Augenblick. »Ich hoffe sehr, dass es genügen wird«, fügte er hinzu.

»Dann werde ich jetzt anfangen«, sagte Abbey mit ruhiger Stimme. Sie streckte Faegan die Hand hin. »Darf ich um die Kräuter bitten?«

Faegan band den Lederbeutel, der an seinem Gürtel hing, ab und reichte ihn Abbey. Anschließend wandte sich die Kräuterfrau Wigg zu. »Und um das Fragment von der Destrukiva-Rolle?«

Als Wigg das Pergamentstück aus seinem Gewand zog

und es betrachtete, huschte ein besorgter Ausdruck über sein Gesicht.

»Sag, Abbey«, fragte er, »brauchst du das ganze Stück, um die andere Rolle zu sehen?«

»Die Größe des betreffenden Gegenstands ist zwar schon von einiger Wichtigkeit, allerdings nicht so entscheidend wie die Qualität und Menge der Kräuter«, antwortete sie. »Warum?«

»Weil ich es für den Fall, dass es wieder zu einer Explosion kommt, vorziehen würde, nur die Hälfte des Pergaments zu riskieren. Glaubst du, es gelänge auch nur mit einem Teil davon?«

»Möglicherweise. Das werden wir aber erst wissen, wenn wir es ausprobieren.«

Wigg nickte und sah Faegan an. »Was meint Ihr?«, fragte er.

»Ich meine, dass wir nun beginnen sollten«, erwiderte Faegan. »Aber wir sollten den anderen auch den zweiten Grund verraten, warum wir das Pergament teilen wollen.«

»Und welcher ist das?«, erkundigte sich Shailiha.

»Nun«, erklärte Faegan, »wir glauben zwar, dass das Pergament von der Destruktiva-Rolle stammt, aber wir wissen nach wie vor nicht, wer es Tristan in den Stiefel gesteckt hat, geschweige denn, warum. Da vermutlich nur Krassus und diese Frau namens Grizelda Zugang zu der Rolle hatten, müsste es vernünftigerweise einer von ihnen gewesen sein. Aber warum hätten sie so etwas tun sollen? Sie wollen uns doch ganz gewiss nicht bei unserer Suche nach der Operativa-Rolle helfen. Andererseits gibt es etwas anderes, das Krassus und seine Kräuterfrau *sehr gern* möchten«, fügte er hinzu.

»Nämlich?«, fragte Celeste.

»Dass wir sterben«, warf Tristan ein. Er sah den Magier im Rollstuhl an. »Darauf wollt Ihr doch hinaus, nicht

wahr? Ihr und Wigg glaubt, Krassus und Grizelda hätten das Pergament so verzaubert, dass es uns vernichtet, wenn wir versuchen, die andere Rolle damit zu finden. Ein Zauber, der in dem Augenblick ausgelöst wird, da Abbey ihre Seherflamme entzündet.« Zornig schüttelte er den Kopf. »Wie konnte ich nur so blind sein!«, stöhnte er. »Das hätte uns alle umbringen können.«

»Seid nicht so streng mit Euch selbst«, erwiderte Wigg, indem er dem Prinzen die Hand auf die Schulter legte. »Faegan und ich sind auch erst vor einer paar Stunden auf diese Möglichkeit gekommen: als wir das Pergament untersucht haben.«

Tristan machte ein finsternes Gesicht. Doch plötzlich begriff er, dass die Überlegung der Magier nicht ganz stimmig war. »Aber wie konnte Krassus denn wissen, dass ich entkommen würde?«, fragte er.

»Nach dem, was Ihr uns erzählt habt, konnte er das überhaupt nicht wissen«, antwortete Faegan. »Aber Ihr seid ein einfallsreicher Mensch und Euer Ruf eilt Euch voraus. Wir glauben, dass er das Pergament für den Fall, dass es Euch doch noch gelingen sollte zu entkommen, verzaubert und in Euren Stiefel gesteckt hat. Denkt doch einmal nach! Warum sonst hätte Krassus Euch die Rolle zeigen sollen? Doch nur, damit Ihr das Stück in Euerm Stiefel mit der Rolle in Verbindung bringt, was Ihr ja auch getan habt. Wenn es Euch nicht gelungen wäre, zu fliehen, wäre das Ganze ohne Belang gewesen. Für den Fall, dass Ihr es doch schaffen solltet, zu entkommen, hat er entsprechende Vorbereitungen getroffen. In Anbetracht der verzweifelten Lage, in der wir uns befinden, musste er zweifellos damit rechnen, dass wir uns seines kleinen Geschenks schnellstens bedienen würden, ohne vorher über die Folgen nachzudenken.« Faegan holte tief Luft. »Und diese Rechnung wäre fast aufgegangen.«

Entmutigt schüttelte Tristan den Kopf. »Und was tun wir jetzt?«, fragte er.

»Genau das, was wir vorhatten«, antwortete Wigg. »Vorausgesetzt, Abbey ist nach wie vor dazu bereit. Nach allem, was gerade gesagt worden ist, könnten wir es ihr nicht verübeln, wenn sie sich weigerte.«

»Der zweite Grund, warum Ihr das Pergament teilen wollt, ist also der, dass die tödliche Wirkung verringert werden soll, falls Krassus das Stück wirklich verzaubert hat, ja?«, mutmaßte Tristan.

»Ganz recht«, erwiderte Wigg. Er warf Abbey einen besorgten Blick zu. »Willst du es also immer noch versuchen?«

Abbey schüttelte den Kopf. »Wie stark ist denn Euer magisches Geflecht?«, fragte sie Faegan.

»So stark wie nur möglich«, antwortete Faegan. »Aber ich kann für nichts garantieren.«

Abbey rieb sich seufzend die Stirn. Dann sah sie zu Wigg hoch und lächelte ihn an. »Das habe ich nun also davon, dass ich mit dir nach Tammerland gekommen bin«, sagte sie. Sie wandte sich zu Faegan zurück und zog die Augenbrauen hoch. »Könnt Ihr denn nicht noch etwas mehr tun, um mich zu schützen?«, fragte sie. »Euerm legendären Hirn wird doch wohl noch eine Idee kommen, wie?«

Faegan blickte zum Himmel und dachte eine Weile nach. »Es könnte tatsächlich noch etwas geben«, gab er schließlich zurück.

»Und?«, wollte Wigg wissen.

»Wenn ich sehe, dass der Würfel zu zerfallen beginnt, könnten Wigg und ich versuchen, ihn wieder aufzubauen«, antwortete Faegan, »obwohl es dann vielleicht auch schon zu spät ist.«

Er sah Abbey unverwandt in die Augen. »Traut Ihr mir zu, dass ich es schaffe, Euch am Leben zu erhalten?«, fragte er in ernstem Ton.

Abbey war nach wie vor unschlüssig. »Habe ich eine andere Wahl?«, fragte sie schließlich resigniert. Als keiner der Magier antwortete, stieß sie ein kurzes, höhnisches Lachen aus. Dann beugte sie sich zu Wigg und flüsterte ihm ins Ohr: »Wenn du zulässt, dass ich sterbe, dann bringe ich dich um.«

Faegan lachte laut auf. »Wenn Ihr sterbt, dürft Ihr ihn gern umbringen«, sagte er. »Nun denn, wollen wir anfangen? Aber zunächst einmal schlage ich vor, dass Ihr anderen Euch in eine sichere Entfernung zurückzieht. Wigg, wenn Ihr so freundlich sein würdet!«

Wigg nickte und drehte sich der neuen Ziegelmauer zu, die er und Faegan heute Morgen herbeigezaubert hatten, nachdem sie zu ihren beunruhigenden Schlussfolgerungen gelangt waren.

Wigg hob den Arm und schleuderte einen azurblauen Blitz gegen die Mauer. Als der Blitz die Mauer traf, verteilte sich das Licht über die ganze Mauer. Der Obermagier ließ den Arm sinken.

»Nur eine weitere kleine Vorsichtsmaßnahme, falls etwas schief gehen sollte«, stellte Faegan augenzwinkernd fest. »Nun denn, ich möchte, dass außer Abbey und mir alle hinter dieser Mauer in Deckung gehen.«

Wigg beobachtete, wie daraufhin jeder hinter der Mauer verschwand. Dann gab er Abbey einen Kuss auf die Wange. »Viel Glück«, sagte er leise. Anschließend gesellte er sich zu den anderen. Die Mauer war gerade so hoch, dass die vier hinübersehen konnten.

Nachdem sich Faegan vergewissert hatte, dass die anderen in Sicherheit waren, sah er die Kräuterfrau an. »Bitte gebt mir das Pergamentstück.« Als sie es ihm gereicht hatte, teilte er es unter Zuhilfenahme von Magie in zwei Hälften. »Ihr könnt nun anfangen«, sagte er. »Und möge das Jenseits uns schützen!«

Abbey holte tief Luft. Dann öffnete sie den Lederbeutel, den sie von Faegan erhalten hatte, und holte zwei Flaschen aus Rauchglas heraus. Nachdem sie der ersten Flasche eine Prise Kräuter entnommen hatte, streckte sie den Arm zögernd durch das magische Geflecht, ließ die Kräuter auf den Boden des Würfels fallen und zog den Arm zurück.

Sie schloss die Augen und neigte den Kopf.

Unverzüglich loderte eine goldgelbe Flamme auf und schlängelte sich langsam auf die Öffnung des Würfels zu. Abbey griff erneut durch das Geflecht, um zusätzliche Kräuter in die Flamme zu werfen. Die Seherflamme schoss noch weiter in die Höhe und nahm eine tiefere Farbe an. Abbey trat ein Stück zurück, hob den Arm und befahl der Flamme, sich in zwei ungleiche Hälften aufzuteilen. Die schmalere Hälfte winkelte sich bald ab, bis sie schließlich parallel zur Erde brannte.

Abbey öffnete die andere Flasche, maß sorgfältig einige Kräuter ab und warf sie in die abgeknickte Flamme.

Die beiden Flammen vereinigten sich wieder. Nachdem Abbey die zwei Flaschen vor sich auf die Erde gestellt hatte, nahm sie das Stück Pergament in beide Hände und hob es in die Höhe.

Im Feuer entstand ein viereckiges azurblaues Fenster, innerhalb dessen langsam ein Bild Gestalt annahm. Faegan rollte seinen Stuhl näher an den Würfel heran und spähte in das Fenster.

Nach und nach schälte sich eine Straßenszene heraus. Das Ganze sah aus wie irgendein Platz. Aber in welcher Stadt lag er? Und in welchem Land? In Eutrakien oder in Parthalonien? Doch dann sah Faegan etwas, das er kannte: die Statuen.

Das war der Platz der Gefallenen Helden! Die Rolle der Operativa befand sich also hier, unmittelbar vor ihrer Nase!

Doch plötzlich begann das Pergamentstück in Abbeys Hand zu zittern und eine azurblaue Färbung anzunehmen. Außer sich vor Angst drehte sich die Kräuterfrau Faegan zu.

»Weg von hier!«, schrie sie. Rasch schob sie den Arm in das Geflecht und ließ das Pergament hineinfallen. Dann schürzte sie ihre Röcke und rannte auf die schützende Mauer zu. Nachdem Faegan seinen Schock überwunden hatte, schwebte er in seinem Stuhl über den Hof und gesellte sich zu den anderen hinter die Mauer.

Entsetzt beobachteten sie, wie das Pergament im Würfel anfang, seltsame feine Lichtstrahlen auszusenden, die von kreischenden Lauten begleitet wurden, die derart aufschriitten, dass die sechs hinter der Mauer den Schmerz in ihren Ohren kaum zu ertragen vermochten.

Die Strahlen wurden immer dicker und länger, bis sie schließlich gegen die Innenwände des Würfels stießen, von denen sie jedoch wieder abprallten. Einige der Strahlen schossen durch die Öffnung des Würfels und fuhren kreisend gen Himmel. Der gesamte Würfel zitterte und bebte aufs Heftigste.

Dann bekamen die Wände des Würfels Risse, die länger und länger wurden. Faegan schwebte mit seinem Stuhl über die Mauer und hob die Arme. Dann schleuderte er einen azurblauen Blitz gegen den sich auflösenden Würfel, um zu versuchen, ihn wieder aufzubauen. Vor Anstrengung zitterte Faegan geradezu.

Voller Angst beobachtete Tristan, wie die Wände des Würfels immer rissiger wurden. Wigg rannte hinter der Mauer hervor und schleuderte einen weiteren azurblauen Blitz gegen den Würfel, doch auch dies vermochte die Auflösung des magischen Geflechts nicht aufzuhalten. Tristan begriff, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die Lichtstrahlen freigesetzt wurden.

Der Prinz hörte, wie Faegan Wigg etwas zuschrie. Der

Obermagier nickte. Dann schickten sie beide zugleich azurblaue Blitze aus, um den Würfel samt Pergament in die Höhe zu heben. Unter Einsatz all ihrer Kräfte bewegten sie ihn tatsächlich über den Hof und ließen ihn auf den Nordflügel des Palasts zuschweben.

Als Tristan begriff, was die Magier vorhatten, klappte ihm der Unterkiefer herunter. Waren die beiden denn verrückt geworden?

Mit einer letzten Kraftanstrengung schoben die Magier den Würfel auf ein großes Doppelfenster aus Buntglas zu. Der Würfel durchbrach das Fenster, als bestünde es aus Papier, und setzte seinen Weg fort.

Entgeistert sah Tristan zu, wie innerhalb des Palastes kreischende Lichtstrahlen hin und her schossen. Er hörte, wie Möbel zertrümmert wurden, Glas zersplitterte, Innenwände einstürzten. Teile des Palastdachs zerbarsten, Marmorbrocken wurden in die Luft geschleudert. Einige der Lichtstrahlen zischten durch das Fenster über den Hof und schlugen im gegenüberliegenden Teil des Palasts ein.

Dann war endlich alles vorüber. Der ganze Hof war in Staubwolken gehüllt, überall lagen Trümmer. Schwärme von besorgten Helferlingskriegern kamen mit gezogenen Dreggans angefliegen und landeten im Hof. Hustend rannten Tristan, Shailiha und Celeste hinter der Mauer hervor, um sich zu den Magiern zu gesellen.

»Faegan!«, rief Tristan aus. »Was im Namen des Jenseits war denn das?«

»Das ist im Augenblick unwichtig!«, gab der Magier zurück und fuchtelte aufgeregt mit den Armen. So erregt hatte ihn Tristan noch nie erlebt. »Die Rolle der Operativa befindet sich auf dem Platz der Gefallenen Helden, da bin ich mir ganz sicher! Aber sie wird irgendwohin transportiert! Und sie scheint in etwas eingewickelt zu sein, als versuche ihr gegenwärtiger Besitzer, sie zu verbergen! Das

ist vielleicht unsere einzige Chance, sie an uns zu bringen!«

Dann sah er Abbey an. »Ich möchte, dass Ihr hier bleibt«, befahl er. »Fürs Erste habt Ihr alles getan, was in Eurer Macht steht. Ihr anderen kommt mit mir! Wir müssen sofort zu den Stallungen!«

Doch Tristan hatte noch eine Frage. Er packte Faegan beim Arm. »Was ist mit den Helferlingen? Sollten die nicht mitkommen?«

»Nein«, erwiderte Faegan. »Bei dieser Sache müssen wir sehr behutsam vorgehen.« Als er zu Shailiha hinübersah, bemerkte er, dass Caprice noch immer auf ihrem Arm saß. Rasch winkte er die Prinzessin zu sich.

Faegan flüsterte ihr etwas zu. Shailiha hob den Arm, auf dem Caprice saß, und schloss die Augen. Kurz darauf schwang sich der Flatterer in die Luft und flog davon.

Schweigend sah Abbey zu, wie Wigg, Tristan, Shailiha und Celeste vom Hof eilten. Und Faegan schwebte ihnen in seinem Stuhl hinterher. Binnen kürzester Zeit waren sie alle verschwunden.

Völlig erschöpft starrte Abbey auf den dampfenden Schutt und versuchte zu ergründen, was gerade geschehen war. Das Ganze war ihr vollkommen schleierhaft. Sie warf einen besorgten Blick in die Richtung, in der ihre Freunde verschwunden waren.

Dann ging sie mit schleppenden Schritten in den Palast zurück.

SIEBENUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Während Tristan, der auf Pilger saß, am Rande des Platzes der Gefallenen Helden wartete, beschlich ihn eine böse Vorahnung. Es würde ungemein schwierig werden, die Rolle zu finden. Möglicherweise nämlich war sogar Krasus hier. Als er den Himmel absuchte, entdeckte er Caprice, die anmutig durch die Luft schwebte. Es war immer riskant, einen Flatterer in die Nähe der gewöhnlichen Bürger kommen zu lassen, aber Faegan war offenbar der Ansicht, dass zu viel auf dem Spiel stand, um auf die Talente des Schmetterlings zu verzichten.

Auf dem Weg zum Platz hatte ihnen Faegan seine Befehle erteilt. Tristan, Wigg, Celeste und Faegan würden sich dem Platz aus unterschiedlichen Richtungen nähern und dann an seinem Rande auf ihren Pferden warten. Shailiha sollte zur Mitte des Platzes gehen und dort warten. Caprice würde alles von oben beobachten und, so hofften sie, Shailiha Mitteilung machen, sobald sie die Rolle entdeckte. Wenn Shailiha sich in Bewegung setzte, würden ihr die anderen rasch folgen, um aus verschiedenen Richtungen auf die Rolle zuzustreben.

Vorausgesetzt, sie befindet sich überhaupt noch hier, dachte Tristan.

Von dort, wo er sich befand, konnte er Wigg, Faegan und Celeste ausmachen, die über den Platzrand verteilt nervös auf ihren Pferden saßen. Sie trugen dunkelblaue Konsulgewänder, damit man sie nicht erkannte. Zur großen Bestürzung der Magier hatte es Tristan abgelehnt, ein solches Gewand anzuziehen, mit der Begründung nämlich, dass es

ihn daran hindern würde, schnell an seine Waffen zu gelangen.

Voller Bewunderung schaute er zu Faegan hinüber. Seit dem Kampf mit den Sklavenhalterdämonen auf dem Kai von Farpoint wusste Tristan, dass es für den verkrüppelten Magier äußerst schmerzhaft war, auf einem Pferd zu sitzen. Doch irgendwie schaffte es Faegan, den Schmerz aus seinem Bewusstsein auszuklammern und unter Kontrolle zu halten. Und der Prinz wusste, dass der neugierige Magier um nichts in der Welt darauf verzichtet hätte, hier mit dabei zu sein.

Er griff hinter seine rechte Schulter, um seinen Dreggan und drei seiner Wurfmesser zu lockern, damit sie nicht klemmten, wenn er sie brauchte. Dann stützte er den Arm auf den Knauf seines Sattels und heftete den Blick auf seine Schwester.

»Bist du bereit?«, fragte Marcus seine Schwester in ermunterndem Ton. Er merkte nämlich, dass sie große Angst hatte.

Rebecca wäre es inzwischen lieber gewesen, wenn Marcus die Sache mit der albernem alten Rolle einfach gelassen hätte. Sie wusste aber auch, dass heute der Tag war, auf den er mit allen Kräften hingearbeitet hatte, und dass es kein Zurück gab, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Sie lehnte sich gegen die Ziegelmauer der Gasse, um ihren Klumpfuß zu entlasten, und warf einen Blick auf die Schubkarre, in der die in den gestohlenen Teppich eingewickelte Rolle lag. Vielleicht ist das die beste Lösung, dachte sie bei sich. Wenigstens würde sie von heute an nicht mehr dabei zusehen müssen, wie die Rolle leuchtete. Zaghaft blickte sie hoch und sah ihrem Bruder in die hoffnungsvollen grünen Augen.

»Glaub schon«, erwiderte sie. »Was soll ich tun?«

Marcus lächelte. »So ist's brav«, sagte er. Er zeigte auf den Platz hinaus in die Richtung der Bude, an der er seiner Schwester vor einiger Zeit die Kehlerche gekauft hatte.

»Erinnerst du dich an diesen Stand?«, fragte er. »Und an den Vogel, den ich dir dort geschenkt habe?«

Sie biss sich auf die Unterlippe und nickte.

»Bald wird ein Mann mit einem Pferd zu diesem Stand kommen. Er ist groß und fett und hat einen weißen Schnurrbart. Am Sattel des Pferdes werden mehrere Beutel festgebunden sein. Wenn ich glaube, dass er allein ist, werde ich mit der Schubkarre zu ihm gehen, mich kurz mit ihm unterhalten und dann die Schubkarre gegen das Pferd eintauschen. Das ist alles. Aber wenn ich den Platz mit dem Pferd verlasse, musst du etwas für mich tun. Du musst genau aufpassen und darauf achten, ob mir jemand folgt. Wenn du sicher bist, dass ich verfolgt werde, kommst du sofort zu mir gerannt. Dann hieve ich dich aufs Pferd, und wir machen uns aus dem Staub. Wenn aber niemand hinter mir her ist, treffen wir uns später am üblichen Ort. Hast du verstanden?«

Rebecca nickte. Ihr Fuß tat weh, und sie sehnte sich danach, dass das alles endlich vorüber war. »Wo soll ich mich hinstellen?«, fragte sie.

»Erinnerst du dich an die Stelle, die ich dir heute Morgen gezeigt habe? An der Ecke?«

»Ja.«

»Stell dich dort hin. Von da aus müsstest du alles gut sehen können.«

Marcus warf einen Blick auf den Platz. Wenn der Artefakthändler wirklich kam, würde er bald auftauchen. Erst vor einer Stunde hatte die Rolle von neuem geleuchtet, und Marcus war ebenso erpicht darauf wie seine Schwester, sie endlich loszuwerden.

Marcus beugte sich nach unten, nahm Rebecca bei den Schultern und sah ihr in die angsterfüllten braunen Augen.

»Das schaffst du doch, nicht wahr?«, sagte er und blickt ihr forschend ins Gesicht. »Deine Aufgabe ist furchtbar wichtig. Ohne dich könnte ich die ganze Sache nicht durchziehen.«

Rebecca sah zu ihrem Bruder hoch und rang sich ein Lächeln ab.

Wieder blickte Marcus unruhig auf den Platz hinaus. »Ich glaube, jetzt solltest du gehen«, sagte er. »Und versuch, nichts von dem zu vergessen, was ich dir gesagt habe. Bald ist alles vorüber und wir sind frei.«

Nachdem Rebecca tief Luft geholt hatte, trat sie von der Mauer weg und hinkte in den Sonnenschein hinaus. Nach wenigen Schritten hielt sie inne und wandte sich zu ihrem Bruder zurück. Marcus hielt den Atem an.

Dann drehte sie sich um und ging weiter. Er sah ihr nach, bis sie von der Menschenmenge auf dem Platz schließlich verschluckt wurde.

Schwer atmend lehnte sich Marcus gegen die Mauer und schloss die Augen. Er hoffte inständig, dass er gerade das Richtige getan hatte. Dann wandte er sich der Vogelbude zu, betastete das Messer in seiner Tasche und wartete.

Janus packte Worth beim Kragen und knallte ihn gegen die Wand des leeren Artefaktenladens. Worth zitterte vor Angst. Grizelda grinste.

Dann richtete der bemalte Janus den Blick auf die drei schweren Lederbeutel, die in der Nähe auf dem Fußboden lagen.

»Es ist so weit«, flüsterte er. »Jetzt werde ich endlich das bekommen, um dessentwillen ich die ganze lange Reise hierher gemacht habe.«

Er griff nach seinem Gürtel, nahm die beiden Eisenkugeln ab und hielt sie Worth vors Gesicht.

»Mit denen treffe ich ganz genau«, zischte er. »Sozusagen mit tödlicher Sicherheit. Und meine Freundin und ich werden in der Nähe sein. Also lass dir ja nicht einfallen, uns zu hintergehen, sonst wird dein Kopf sehr schnell auf das Pflaster dieses Platzes purzeln.« Er grinste. »Dann könnte man dich auch als gefallenen Helden bezeichnen! Welch köstliche Ironie! Hast du meine Anweisungen verstanden, du Fettsack?«

Worth, dem der Schweiß über das ganze Gesicht strömte, nickte.

Janus ließ Worth los. Dann wuchteten er und der Händler die schweren Geldsäcke nach draußen und packten sie auf das wartende Pferd.

Marcus spähte aus dem Halbdunkel der Gasse nach draußen. Auf die Minute genau kam Worth mit einer kastanienbraunen Stute auf den Vogelstand zu. Am Sattel waren drei prall gefüllte Säcke festgebunden.

Marcus zwang sich, noch etwas zu warten, bevor er mit der Schubkarre nach draußen ging. Sollte der Artefaktenhändler ruhig ein wenig schwitzen. Auf diese Weise würde Marcus leichter mit ihm fertig werden, falls Worth plötzlich irgendwelche neuen Ideen entwickelt haben sollte.

Marcus packte die Griffe der Karre und schob sie langsam und vorsichtig ins Licht hinaus.

Als der Junge auf ihn zusteuerte, schien der Ladenbesitzer vor Freude fast außer sich zu geraten. Marcus setzte die Schubkarre ab und sah sich um.

Dann blickte er Worth durchdringend an. »Habt Ihr nun alles dabei?«, fragte er.

»Äh, ja ... ja, natürlich«, stammelte Worth. »Die ganzen dreizehntausend.«

Marcus trat zum Pferd, öffnete einen der Beutel und schob die Hand bis nach unten hinein, um aufs Geratewohl eine Münze herauszuziehen.

Nachdem er sie sorgfältig im Sonnenlicht untersucht hatte, biss er hinein, um nachzuprüfen, ob sie echt war. Dann wiederholte er die Prozedur bei den anderen zwei Beuteln. Als er endlich zufrieden war, band er die Beutel wieder zu und sah den schwitzenden Händler an.

»Jetzt seid Ihr dran«, sagte Marcus.

Niemand brauchte Worth zu erklären, was der Junge damit meinte. Der Artefaktenhändler ging zur Schubkarre und schlug den Teppich so zurück, dass ein großer Teil der prächtigen Rolle sichtbar wurde. Marcus zuckte innerlich zusammen. Ob nun Gier, Dummheit oder sonst irgendein törichter Grund dahintersteckte, jedenfalls war dieser Idiot viel zu unvorsichtig und hätte seinen neu erworbenen Schatz nicht so weit aufdecken dürfen. Aber das sollte nicht mehr Marcus' Problem sein.

Siegesgewiss sah der Junge Worth in die Augen.

Sie ist hier, Herrin.

Wo?

In der Mitte des Platzes, bei dem Stand mit den gefangenen Vögeln, in einer Schubkarre versteckt. Ihr müsst Euch beeilen.

Gut gemacht.

Shailiha raffte ihr Gewand hoch, schaute rasch umher und steuerte auf die Bude zu.

Im gleichen Augenblick setzten sich ein seltsam gekleideter Mann mit bemaltem Gesicht und eine grauhaarige alte Frau in zerlumptem Kleid in Bewegung und strebten ebenfalls auf die Bude zu.

Tristan zögerte keine Sekunde. Sobald er sah, dass sich seine Schwester in Bewegung setzte, ritt er auf den beleb-

ten Platz hinaus. Als er sich umsah, bemerkte er, dass Faegan, Wigg und Celeste ebenfalls auf Shailiha zuritten. Tristan beobachtete, wie Shailiha vor einem Verkaufsstand Halt machte und sich suchend umschaute.

In diesem Augenblick entdeckte der Prinz die Rolle. Sie schien zum Teil in etwas eingewickelt, das ein Teppich sein mochte, und lag in einer alten, klapprigen Schubkarre. Ein fetter, rotgesichtiger Mann beugte sich gerade nach vorn und war im Begriff, sich mit der Schubkarre samt Rolle davonzumachen. Tristan wusste, dass er sich jetzt beeilen musste. Er gab Pilger die Sporen und trieb ihn zum Galopp an.

Faegan hatte die Rolle ebenfalls erblickt und ritt auf den Mann mit der Schubkarre zu. In diesem Augenblick schien der Kerl allerdings etwas zu bemerken und fing an zu rennen, die Schubkarre so schnell, wie er konnte, vor sich herschiebend. Faegan hob den Arm und schleuderte einen magischen Blitz nach dem Mann, der diesen zwang, die Schubkarre loszulassen. Bestürzt musste Worth zusehen, wie der Gegenstand, den er so heiß begehrte, sich in die Luft erhob und davonschwebte.

Viele der Umstehenden schrien auf, als sie die azurblauen magischen Blitze sahen, und stoben voller Angst auseinander.

Während Tristan auf die Mitte des Platzes zujagte, fiel ihm plötzlich ein Junge auf, der gerade mit entsetzt aufgerissenen Augen auf ein kastanienbraunes Pferd stieg. Am Sattel des Pferdes hingen drei prall gefüllte Leinenbeutel, die ziemlich schwer aussahen. Der Junge gab seinem Pferd die Peitsche und versuchte zu entkommen.

Tristan riss Pilger herum und jagte hinter dem Jungen her, der gerade an einer Bude von Vogelkäfigen vorbeikam.

In diesem Augenblick glitt das überladene Pferd des Jungen aus und stürzte in die Bude. Krachend zersplitterte das

Holzgerüst des Stands. Viele der Vogelkäfige gingen zu Bruch und die Lerchen flogen in alle Richtungen davon.

Von dem Geflatter um ihn herum überrascht, bäumte sich Pilger auf. Wie immer in solchen Augenblicken verlagerte Tristan sein Gewicht sofort nach vorn und stieg gelassen zusammen mit seinem Pferd in die Höhe, ohne zu bemerken, dass zwei blitzende Kugeln auf ihn zugesaut kamen, und ohne zu wissen, dass der Hengst, den er so sehr liebte, ihm gleich das Leben retten würde.

Die von Janus geschleuderten Kugeln sollten dem Prinzen den Kopf von den Schultern reißen, und wenn Pilger sich nicht im letzten Augenblick noch aufgebäumt hätte, wäre genau dies auch passiert. Statt den Prinzen trafen die Kugeln jedoch den Hengst.

Die Schnur mit den Kugeln wickelte sich um Pilgers erhobene Vorderbeine und zerknackte sie, als wären es Streichhölzer. Als Pilger wieder auf den Vorderbeinen landete, drangen die zersplitterten Knochen durch die Haut. Mit lautem Schmerzensschrei sank Pilger auf die linke Seite, Tristans Bein unter sich begrabend.

Nach wie vor verstand Tristan nicht so recht, was eigentlich gerade passiert war. Verzweifelt versuchte er, sich zu befreien. Dies gelang ihm jedoch nicht. Als er instinktiv nach seinen Waffen griff, stellte er zu seinem Entsetzen fest, dass sie verschwunden waren. Sie mussten ihm bei seinem Sturz vom Rücken gefallen sein und lagen außer Reichweite.

In diesem Augenblick sah er das bemalte Gesicht, das höhnisch auf ihn herabblickte.

Der Mann war wie ein Harlekin angezogen und hielt einen glänzenden Dolch in der Hand. Ohne eine Wort zu sagen, ging er um Pilger herum, baute sich vor dem hilflosen Prinzen auf und hob grinsend den Dolch, dessen Klinge in der Mittagssonne funkelte.

Später sagten die Magier, dass der azurblaue Blitz, der gerade über den Platz zischte, zu den hellsten gehörte, die sie je gesehen hatten. Der Blitz schlug in Janus' Rücken ein und explodierte mit einer solchen Gewalt, dass er fast auch noch Tristan umgebracht hätte. Janus wurde buchstäblich in Stücke gerissen, nach allen Seiten flogen Organe und Knochen davon.

Als Tristan die Augen öffnete, stellte er fest, dass er mit Blut und Innereien bespritzt war. Neben ihm lag der Dolch, mit dem er eben beinahe umgebracht worden wäre und den die abgetrennte Hand des Harlekins immer noch umklammerte.

Dann spürte er, wie sich zwei kräftige Hände unter seine Arme schoben und ihn unter Pilger hervorzogen. Benommen stand er auf wackligen Beinen da und sah sich um.

Der Platz war fast völlig leer. Nicht weit von Tristan entfernt stand Celeste. Von den versengten, geröteten Fingerspitzen ihrer rechten Hand stieg kräuselnd Rauch auf. Neben ihr stand Shailiha, einen todtraurigen Ausdruck im Gesicht. Auf ihrem ausgestreckten Arm saß Caprice und klappte langsam die großen, durchscheinenden Flügel auf und zu.

Neben Tristan hockte Wigg, der den Jungen, der vorhin versucht hatte, auf dem Pferd zu entkommen, am Kragen festhielt. Die drei Leinenbeutel schwebten in der Luft. Ein kleines Mädchen mit einem Klumpfuß klammerte sich verzweifelt an den Jungen und schluchzte hysterisch.

Neben Shailiha befand sich Grizelda, Krassus' Kräuterfrau, die in ein magisches Geflecht gesperrt war. Sie fuchtelte wütend mit den Armen und stieß die entsetzlichsten Verwünschungen aus. Mit einer Handbewegung sorgte Wigg dafür, dass sie die Sprache verlor.

Als Tristan weiter umherschaute, bemerkte er, dass der fette Mann, der versucht hatte, mit der Rolle zu entkom-

men, tot auf dem Pflaster lag. Aus seinem Rücken ragte ein Messer. Der Prinz spürte, wie sich eine Hand tröstend auf seine Schulter legte.

Da sah er auf und bemerkte Faegan vor sich, der immer noch auf seinem Pferd saß und die Rolle der Operativa im Arm hielt. Doch wie alle anderen hatte auch der Magier keinen triumphierenden, sondern einen bekümmerten Gesichtsausdruck.

»Was ist denn nur?«, fragte Tristan leise, da er spürte, dass irgendetwas nicht stimmte.

»Pilger«, lautete die schreckliche Antwort.

Schlagartig verflüchtigte sich Tristans Benommenheit. Er wirbelte herum und sah den Hengst auf dem Boden liegen, ein Anblick, der ihm das Herz zerriss. Um die Beine des Pferdes hatte sich eine Waffe gewickelt, die Tristan ganz und gar unbekannt war.

Beide Vorderbeine des Hengstes waren zerschmettert und bluteten. Als das Pferd, das unter grauenhaften Schmerzen leiden musste, bemerkte, dass Tristan es ansah, wieherte es leise. Der Prinz sank auf die Knie und nahm Pilgers Kopf sanft in den Schoß.

Mit ernstem Gesicht übergab Wigg den Jungen und das Mädchen Faegans Obhut. Dann schob er die Hände unter die Ärmel seines Gewandes und trat neben Tristan.

Mit tränenüberströmtem Gesicht blickte Tristan auf und sah seinen alten Freund und Mentor flehend an. Im Innersten seines Herzens kannte er die Antwort jedoch bereits.

Mit Tränen in den Augen schüttelte Wigg langsam den Kopf.

Von Kummer überwältigt, drückte Tristan Pilgers Kopf an sich. »Könnt Ihr es schmerzlos machen?«, fragte er mit brechender Stimme.

Der Obermagier legte Tristan die Hand auf die Schulter. »Selbstverständlich«, erwiderte er leise.

Sanft strich Tristan Pilger über das samtige Maul – wie er wusste, zum letzten Mal.

»Ich werde dich nie vergessen«, flüsterte er. Pilger wieherte leise, als hätte er die Worte des Prinzen verstanden.

Ohne aufzublicken, nickte Tristan. Wigg hob den rechten Arm.

Der gescheckte Hengst schloss die Augen.

Tristan hob sein tränenüberströmtes Gesicht gen Himmel und weinte wie ein Kind.

ACHTUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

»Komm wohlbehalten wieder zu mir zurück, mein Geliebter«, sagte Serena zu Wulfgar. Sie legte sich die Hand auf den Bauch und sah Wulfgar in seine haselnussbraunen Augen. »Ich und deine ungeborene Tochter werden sehnsüchtig auf deine Rückkehr warten.«

Wulfgar stand neben ihr auf der Terrasse, von der aus man auf den Ozean sah. Er streckte die Hand aus und strich ihr über die Wange. »Wünsch mir Glück!«, sagte er leise. »Denn bald wird alles beginnen.«

Dann drehte er sich Krassus zu. Der todkranke Magier saß auf einem Stuhl und ließ sich von den Strahlen der untergehenden Sonne bescheinen.

»Wir beide danken Euch für all Eure Gaben«, sagte Wulfgar. »Falls ich Euch nicht wiedersehen sollte, so seid versichert, dass ich nicht ruhen werde, bis ich alles, was mir aufgetragen wurde, vollbracht habe. Dank Euch werden die Erwählten bald ein Schicksal erleiden, das selbst sie sich nie hätten vorstellen können.«

Lächelnd blickte Krassus zu den zwei prachtvollen Geschöpfen empor, die er erschaffen hatte. »Nicht mir solltet Ihr beide für Eure Gaben und für die Mission, mit der Ihr betraut worden seid, danken, sondern der Gilde der Häretiker, denn diese sind in all ihrer erhabenen Weisheit diejenigen, die letztlich nicht nur für Eure Kräfte, sondern auch für die Mission verantwortlich sind, die durchzuführen Ihr die Ehre habt.« Der Magier rang nach Atem und ließ den Blick über das Meer schweifen.

»Und weint nicht um mich«, fügte er leise hinzu. »Ich

bin dankbar, dass ich diesen Tag noch erleben durfte und Euch alle Wunder dieses Ortes anvertrauen konnte.« Er hob den Kopf und blickte sehnsüchtig gen Himmel.

»Bald werde ich mich zu ihnen gesellen. Das ist meine Belohnung, auf die ich mich sehr freue.«

Wulfgar trat zu dem Magier hinüber, beugte sich nach unten und küsste ihn zärtlich auf die zerfurchte Wange. Dann drehte er sich zu seiner Königin zurück und umarmte sie.

Serena wusste bereits, dass alle Sklaven inzwischen verwandelt worden waren, bis auf vierzig, die an Bord von Wulfgars Flaggschiff gebracht und dort in Ketten gelegt worden waren. Ebenso war ihr bekannt, dass eine ausgewählte Gruppe von Sklavenhalterdämonen wie auch die Konsuln hier zurückbleiben würden, um die Zitadelle zu bewachen. Mittlerweile hatte Wulfgar alle Latenzzauber Serenas geweckt. In seiner Abwesenheit würden seine Diener Serenas Befehlen so widerspruchslos gehorchen, als kämen sie von ihm selbst.

Krassus war zunächst dagegen gewesen, dass Wulfgar jetzt schon aufbrach, da sich die Rolle der Operativa noch nicht in ihrem Besitz befand. Doch Wulfgar besaß inzwischen eine derartige Macht, dass ihm der Magier nichts mehr vorschreiben konnte. Außerdem waren die Konsuln vor kurzem zu Krassus gekommen, um ihm mitzuteilen, dass die Destruktiva-Rolle plötzlich und unerwartet aufgeleuchtet hatte, und der Magier wusste genau, was das zu bedeuten hatte.

Krassus spürte, dass Wigg und Faegan das Pergament benutzt hatten. Inzwischen waren sie höchstwahrscheinlich durch den Zauber, mit dem er das Pergament belegt hatte, umgekommen. Wenn die Magier der Festung tot waren, hatten sich Wulfgars Aussichten auf Erfolg noch einmal um ein Beträchtliches erhöht, zumal keiner der Erwählten in Magie ausgebildet war. Doch Gewissheit, so hatte er zu Wulfgar gesagt, könne es erst geben, wenn er in Eutrakien

angekommen war. Dennoch deutete jetzt alles darauf hin, dass Wulfgar und Serena die Zukunft gehörte. Deshalb hatte er sich schließlich damit einverstanden erklärt, dass Wulfgar schon jetzt aufbrach.

Der neue Herr der Zitadelle schnalzte mit den Fingern, woraufhin sofort zwei bewaffnete Sklavenhalterdämonen angeeilt kamen. Sie eskortierten ihn zum Ende der Terrasse und geleiteten ihn die zum Meer führenden Stufen hinunter, wo ein Beiboot vertäut war. Nachdem die drei ins Boot gestiegen waren und einer der Sklavenhalter abgelegt hatte, ruderten die zwei Kreaturen ihren Herrn zu dem wartenden Flaggschiff hinüber.

Serena schirmte die Augen mit der Hand ab, um sie vor der Sonne zu schützen, und blickte aufs Meer hinaus. Der Anblick, der sich ihr bot, war wahrhaftig Ehrfurcht gebietend.

Die vor Anker liegende Sklavenhalterflotte erstreckte sich fast so weit, wie das Auge reichte. Jedes Schiff war schwer mit Waffen und Vorräten beladen. Auf den Decks waren tausende und abertausende von Sklavenhalterdämonen zu sehen. Die Schiffe, deren Segel noch eingeholt waren, schaukelten mit einer Friedlichkeit im Wasser hin und her, die im krassen Widerspruch zur tödlichen Natur ihres Zwecks stand.

Unzählige Kreischlinge verdunkelten die Oberfläche des Wassers. Und unterhalb von ihnen glitten Meeresschlängler, nur als Schatten wahrzunehmen, durch die Wellen.

Serena beobachtete, wie die Segel von Wulfgars Flaggschiff gehisst wurden und sich im Wind blähten. Dann setzte sich das Schiff in Bewegung, um in westlicher Richtung aufs offene Meer hinauszufahren. Die Segel der anderen Schiffe wurden ebenfalls gehisst, bis die gesamte riesige Armada schließlich Kurs auf Eutrakien nahm, während die Kreischlinge und die Meeresschlängler gehorsam im Kielwasser der Schiffe folgten.

Serena und Krassus standen da und sahen der Flotte nach, bis sie am Horizont verschwunden war. Dann wünschte die Königin der Zitadelle dem Magier eine gute Nacht und ging die Marmortreppe hinauf, die zum Thronsaal führte, um sich von dort in ihre Privatgemächer zu begeben.

Krassus blieb auf der Terrasse sitzen, während sich die Nacht herabsenkte. Vor Kälte zitternd, zog er sein graublaues Gewand enger um sich und dachte an alles, was er aufgebaut hatte, sowie an die Wunder, die Wulfgar und Serena noch bevorstanden.

In diesem Augenblick spürte er den Tod nahen.

Seine Lungen barsten und ertränkten ihn in seinem eigenen Blut, das ihm warm aus dem Mund floss und auf den Boden der Terrasse klatschte.

Langsam sank Krassus vom Stuhl.

Als er tot war, kam plötzlich Wind auf. Dann zerrissen gewaltige Blitze den nächtlichen Himmel. Der heulende Wind nahm zu und wühlte das Meer auf, sodass die Wellen heftig gegen die Terrasse schlugen.

Nach einer Weile legte sich der Wind wieder, und es hörte auf zu blitzen. Übergossen von blassem, rosarotem Mondlicht lag die Leiche des Magiers reglos auf der Terrasse.

Serena löschte alle Öllampen bis auf eine und schickte sich an, ins Bett zu gehen. In diesem Augenblick sah sie die gelben Blitze am Himmel und wusste sofort Bescheid. Sie hob die Hand und ließ die durchsichtige Wand, die ihr einst den Zutritt zum Balkon versperrt hatte, verschwinden. Dann trat sie mit ihrer Lampe auf den Balkon hinaus und sah auf den Ozean. Als der Wind und die Blitze endlich nachließen, lächelte sie in sich hinein.

Sie holte Luft und blies das Licht aus.

FÜNFTER TEIL

Vergeltung

NEUNUNDFÜNFZIGSTES KAPITEL

Ich tue dies nicht um meiner selbst willen, sondern für all diejenigen, die vor mir kamen und die versucht haben sicherzustellen, dass die Destruktiva eines Tages die Oberhand gewinnen, die in ihrem Streben jedoch gescheitert sind.

Wulfgar

Froh, endlich wieder zu Hause zu sein, saß Tristan an einem der Tische der Palastküche und trank Wein. Es war früher Abend, Wigg und Faegan waren bei ihm, zusammen mit dem Jungen, der Marcus hieß. Gleich hinter ihnen befand sich der schwere Küchenherd, über ihnen hingen Töpfe und Pfannen aus Kupfer von der Decke.

Beim Anblick der verdreckten, halb verhungerten Kinder hatten die Gnomfrauen darauf bestanden, den beiden sofort etwas zu essen zu geben, was auch immer die Magier dazu sagen mochten. Nach wie vor hingen die wunderbaren Düfte der Speisen, die sie zubereitet hatten, in der Luft.

Tristan quälte sich. Der Verlust Pilgers war ein Schock gewesen, von dem er sich nicht so schnell erholen würde, das wusste er. Wenigstens aber war der Hengst nicht umsonst gestorben, denn es war ihnen ja gelungen, die Rolle der Operativa an sich zu bringen. Jetzt lag das Dokument wohl verwahrt in der Halle der Blutregister unterhalb des Palasts. Doch bevor sich die beiden Magier an die Untersuchung der Rolle machten, wollten sie noch einiges herausfinden, und zwar so schnell wie möglich.

Nachdem Tristan Pilger den Sattel und das Zaumzeug abgenommen hatte, hatte Wigg den Kopf gesenkt und den Pferdekadaver auf magische Weise in Flammen aufgehen lassen. Zunächst hatte es Tristan nicht über sich gebracht, dabei zuzusehen. Doch schließlich hatte er sich dazu gezwungen, um dem Gefährten, der so vieles mit ihm durchgemacht hatte, unter Tränen die letzte Ehre zu erweisen.

Dann hatte Wigg auch die Leiche des Artefaktenhändlers und die Überreste des Harlekins eingeäschert. Am Rande des Platzes hatten sich zahlreiche erschrockene Bürger gedrängt, von denen jedoch keiner gewagt hatte, näher zu kommen.

Auf dem Weg zum Palast hatte Wigg dem Prinzen berichtet, was sich auf dem Platz zugetragen hatte. Wigg hatte als Erster Rebecca davonrennen sehen. Dass ein so kleines Mädchen offenbar von Angst gehetzt über den Platz lief, hatte sogleich seinen Verdacht erregt. Deshalb war er ihr nachgeritten und hatte sie sich geschnappt. Was den Artefaktenhändler betraf, so war es offenbar Grizelda gewesen, die ihm den Dolch in den Rücken gestoßen hatte. Sie wussten immer noch nicht, wer der bizarre Harlekin gewesen war, hofften aber, von der Kräuterfrau auch dazu bald Aufschluss zu bekommen. Fürs Erste befand sie sich unten in der Festung hinter Schloss und Riegel.

Das Mädchen mit dem Klumpfuß war von dem, was sie erlebt hatte, zu entsetzt gewesen, als dass sie den Magiern jetzt schon hätte Rede und Antwort stehen können. Deshalb hatten Shailiha und Celeste um die Erlaubnis gebeten, die Kleine mitnehmen zu dürfen, um sie zu baden, ihr etwas zu essen zu geben und sie, soweit es in ihren Kräften stand, zu beruhigen.

Jetzt warteten die Magier darauf, den Jungen, der Marcus hieß, ausfragen zu können. Auf dem Weg zum Palast hatte man sein Messer entdeckt und es ihm abgenommen. Seit sie in der Palastküche saßen, war der verdreckte, kraushaa-

rige Rotschopf dabei, Unmengen von Essen in sich hineinzustopfen.

»Also gut«, hob Wigg an. »Wie ist nun dein Name?«

»Zuerst mal das Wichtigste«, antwortete Marcus in so überheblichem Ton, als gehöre ihm der ganze Palast. Auch während er sprach, hörte er nicht auf zu essen. »Wo sind meine dreizehntausend Kisa?«

Nachdem er sich eine dreifache Portion Lamnbraten in den Mund geschoben hatte und das Ganze mit einem weiteren Glas Ziegenmilch heruntergespült hatte, wischte er sich den Mund mit dem Ärmel ab. Dann warf er einen gierigen Blick auf Tristans Weinkelch.

»Gebt mir einen Schluck Wein, dann bin ich auch bereit, Euch zu verraten, wer ich bin«, erwiderte er selbstsicher. »Das ist das Wenigste, was Ihr tun könnt. Schließlich habe ich nicht gerade darum gebeten, hierher gebracht zu werden.«

Faegan stieß ein Schnauben aus und schüttelte grinsend den Kopf. Der Obermagier hingegen fand das Ganze nicht sonderlich lustig.

Da er wusste, dass Marcus noch hungrig war, ließ Wigg das Essen und die Getränke in die Luft aufsteigen und zur Küchentür hinaussegeln. Der Junge riss die Augen auf. Dann verschränkte Wigg die Arme vor der Brust und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. In diesem Augenblick fielen draußen im Gang die Teller und Schüsseln mit Essen zu Boden, um scheppernd zu zerspringen. Das gute Essen war hinüber, die Getränke verschüttet.

Reglos starrte Marcus den Magier an, als sei dieser gerade von einem der Monde herabgestiegen. Wigg beugte sich vor und sah den Jungen streng an.

»Da ich jetzt deine ungeteilte Aufmerksamkeit besitze, wollen wir es noch einmal versuchen«, sagte er mit leiser Stimme. »Wie lautet dein Familienname?«

Marcus senkte den Kopf und machte ein finsternes Gesicht. Dann legte er seine fettigen Hände in den Schoß. »Stinton«, antwortete er schließlich. »Das Haus Stinton.«

»Und wo kommst du her?«

»Aus Ilendium.«

Wigg zog eine Augenbraue hoch. »Und das Mädchen, mit dem du zusammen bist, ist deine Schwester, nicht wahr?«

Marcus nickte. »Rebecca«, sagte er, um leise hinzuzufügen: »Ich nenne sie Becca.«

»Verstehe«, sagte Wigg etwas freundlicher. »Und was ist mit euern Eltern? Sie müssen sich doch Sorgen um euch machen.«

»Beide sind tot. Die großen Vögel, die eines Nachts kamen, haben sie umgebracht. Becca und ich sind Waisen.«

Als Marcus die »großen Vögel« erwähnte, sah Wigg zu Tristan und Faegan hinüber, die beide nickten. Zweifellos meinte Marcus damit Nicholas' Brutlinge, die geflügelten Wesen, die kurz vor der Errichtung der Tore der Dämmerung die Stadt Ilendium brutal zerstört hatten.

»Das tut mir Leid«, sagte Faegan von der anderen Seite des Tisches. Allmählich empfand er echte Bewunderung für den frechen Jungen, auch wenn dieser ein Dieb war. Der Kleine wusste sich offenbar zu helfen.

»Wie kommt es, dass ihr zwei nicht ebenfalls getötet wurdet?«, fragte Faegan.

»Becca und ich waren zum Sippora gegangen, um zu angeln. Das taten wir manchmal, besonders wenn Vater nicht viel Geld nach Hause brachte. An dem Tag hatten wir viele Fische gefangen, sodass wir erst spät nach Hause kamen. Als wir eintrafen, war die ganze Stadt zerstört.«

»Das tut mir sehr Leid«, sagte Wigg in ernstem Ton. »Aber was meinst du damit, dass dein Vater manchmal nicht viel Geld nach Hause brachte? Was hatte er denn für einen Beruf?«

Marcus lächelte und antwortete mit stolz geschwellter Brust: »Mein Vater war Taschendieb – der beste in ganz Eutrakien. Er war in der Lage, einem Mann die Hand in die Unterhose zu stecken und ihm die Geschlechtsteile herauszuholen, bevor der Betreffende überhaupt den Luftzug spürte. Und ich bin genauso gut, auch wenn ich selbst es bin, der das sagt.«

Seufzend griff sich Wigg mit der Hand an die Stirn, schloss die Augen und stützte den Ellbogen auf den Tisch. Dann schüttelte er langsam den Kopf.

Tristan musste ein Grinsen unterdrücken.

»Und wo hast du die Rolle her?«, fragte Wigg, ohne aufzublicken.

»Wir haben die beiden in den Trümmern der Marmordenkmäler oder was immer das war gefunden«, erwiderte Marcus. Es war deutlich, dass er keine Ahnung hatte, was es mit den Toren der Dämmerung auf sich gehabt hatte.

»Da war alles so heiß, dass es eine Woche gedauert hat, bis Becca und ich dort richtig herumstöbern konnten«, fuhr er fort. »Wir haben bloß nach Essen gesucht.« Er lächelte wieder. »Aber was anderes gefunden.«

Wiggs Kopf fuhr hoch. »Du hast gesagt *die beiden*. Willst du damit sagen, dass da noch alle beiden Rollen vorhanden waren?«

»Ja. Aber sie waren so schwer, dass ich nur eine mitnehmen konnte. Und Becca hat es nicht geschafft, die andere zu tragen, vor allem wegen ihres schlimmen Fußes nicht. Später bin ich dann noch einmal hingegangen, um die andere Rolle zu holen, aber da war sie schon weg. Offenbar ist mir jemand zuvorgekommen.«

»Wie hast du die Rolle denn nach Tammerland geschafft?«, fragte Tristan.

»Mit dem Ruderboot, das wir immer zum Angeln benutzt haben. Es gehörte meinem Vater. Als wir den Sippora

runtergefahren sind, haben wir auch geangelt, um überhaupt was zu essen zu haben.«

»Und hast du von Anfang an die Absicht gehabt, die Rolle zu verkaufen?«, fragte Tristan, dessen Bewunderung für Marcus ebenfalls immer größer wurde.

»Natürlich. Wozu hätte ich sie denn sonst behalten sollen?«

Tristan lächelte. »Und wie hast du den Artefaktenhändler ausfindig gemacht?«

»Das war nicht schwer. Ich habe einfach rumgefragt. Heute war ich mit ihm verabredet, um ihm die Rolle zu übergeben und dafür die Kisa zu bekommen. Er war der Einzige, dem ich traute. Aber jetzt wird er keine Geschäfte mehr machen können, nicht wahr? Den Rest der Geschichte kennt Ihr.« Marcus' Gesicht verdüsterte sich. »Das mit Euerm Pferd tut mir Leid«, fügte er hinzu.

»Danke«, erwiderte Tristan.

Wigg wusste nun alles, was er wissen wollte. Er stand auf und ging zur Wand, um an einer samtenen Klingelschnur zu ziehen. Kurz darauf erschien ein Helferlingskrieger.

»Bring diesen jungen Mann hier in die Gemächer der Prinzessin, damit er fortan wieder mit seiner Schwester zusammen sein kann«, befahl Wigg. »Sorg dafür, dass er gewaschen wird und anständige Kleidung bekommt. Ich möchte, dass einer von euch ihn und seine Schwester im Auge behält. Die beiden scheinen einen ausgesprochenen Hang zu Diebereien zu haben.«

Der Krieger schlug die Hacken zusammen. »Wie Ihr wünscht.«

Marcus, der zum ersten Mal einen Helferling sah, machte große Augen und stand nur sehr zögernd vom Tisch auf. Bevor er ging, drehte er sich noch einmal zurück und sah Wigg an.

»Ich schlage Euch ein Geschäft vor«, sagte er.

Wigg schüttelte seufzend den Kopf. »Ich bin der Obermagier des Direktoriums«, erwiderte er. »Und es ist nicht meine Angewohnheit, mit Taschendieben Geschäfte zu machen. Am allerwenigsten mit so jungen.«

»Könnt Ihr Beccas Klumpfuß heilen?«, fragte Marcus. »Solange ich zurückdenken kann, ist es ihr Traum gewesen, in den Saal der Bittsteller zu gehen und Euch um Hilfe zu ersuchen. Wenn Ihr sie heilt, könnt Ihr die Säcke mit den Kisa behalten.«

»Soweit ich mich erinnere, besitzt du das Geld gar nicht mehr«, antwortete Wigg. »Das haben wir jetzt in Verwahrung. Aber mir ist Rebeccas Fuß schon aufgefallen. Wenn es in unserer Macht steht, ihr zu helfen, werden wir das tun. Aber jetzt geh, Marcus. Wir müssen uns um wichtige Dinge kümmern.« Wigg nickte dem Helferling zu, der Marcus aus dem Raum führte.

»Ich nehme an, die *wichtigen Dinge* betreffen Grizelda«, sagte Faegan.

»So ist es«, erwiderte Wigg. »Das dürfte noch höchst interessant werden.«

Die drei erhoben sich und machten sich auf den Weg in die Festung.

Unterwegs bat Tristan darum, noch kurz in die Große Halle gehen zu dürfen, da er wissen wollte, wie viel Schaden Krassus' zerstörerische Lichtstrahlen dort angerichtet hatten. Der Anblick, der sich ihnen bot, war gelinde gesagt niederschmetternd.

Krassus' machtvolle Lichtstrahlen hatten die Wände an vielen Stellen zum Einsturz gebracht und große Löcher in die Decke gerissen, durch die man den abendlichen Himmel sehen konnte. Überall lagen Glasscherben, Schutt und zertrümmerte Möbel. Ein Trupp von männlichen und weiblichen Helferlingen war bereits mit Aufräumarbeiten be-

schäftigt. Tristan war klar, dass es einige Zeit dauern würde, bis der Saal wieder in seinem früheren Glanz erstrahlte, falls das überhaupt zu bewerkstelligen war.

Langsam schritt Wigg durch den Schutt. Unter seinen Stiefeln knirschte Glas. Er schüttelte den Kopf und drehte sich mit einem tiefen Seufzer zu Faegan und Tristan zurück.

»Höchst bedauerlich«, sagte er. »Aber in dem Augenblick fiel mir einfach nichts anderes ein, um die Lichtstrahlen zu bändigen. In gewisser Weise haben wir aber großes Glück gehabt, denn schließlich hätten die Strahlen auch den ganzen Palast in Schutt und Asche legen können.«

»Euer Plan hat jedenfalls gut funktioniert«, stellte Faegan fest. »Wenn die Strahlen etwas Weicheres als Stein getroffen hätten, wären die Folgen katastrophal gewesen.« Nachdem die drei noch einen letzten Blick in die Runde geworfen hatten, setzten sie ihren Weg zur Festung fort.

Als sie zur Tür der Zelle gelangten, in der Grizelda eingesperrt war, kniff Faegan die Augen zusammen und schloss sie auf magische Weise auf. Als die Kräuterfrau die drei eintreten sah, verzog sie höhnisch den Mund.

Seit jenem Tag auf Krassus' Flaggschiff hatte sich die Alte kaum verändert. Tristan betrachtete ihr ungepflegtes langes Haar, ihre große Hakennase und das zerlumpte, schmutzige braune Gewand, in das ihr hagerer Körper gehüllt war. Sie starrte den Prinzen mit giftigem Blick an.

»Guten Abend«, sagte Tristan höflich. »Ich hoffe, Eure Unterkunft sagt Euch zu. Zumindest wird hier niemand zum Rudern gezwungen. Aber gewiss ließe sich etwas in der Art einrichten, falls Ihr Euch als widerspenstig erweist.«

»Seid Ihr also doch entkommen.« Grizelda verzog höhnisch das Gesicht. »Meinen Glückwunsch. Aber meine Gefangennahme wird Euch nichts nützen, Erwählter. Niemals

werde ich die Dinge preisgeben, die Ihr wissen wollt. Ich diene jetzt einem neuen Herrn, den ich nicht verraten werde. Eure Tage sind gezählt. Bald werde ich wieder frei sein. Dann werdet *Ihr* in einem magischen Geflecht hocken.« Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, spuckte sie gegen die Innenseite ihres Käfigs.

»Eure Manieren lassen einiges zu wünschen übrig«, stellte Tristan fest. Er wandte sich kurz den Magiern zu. »Ein charmantes Wesen, was?«

Faegan und Wigg traten neben Tristan. »Hält Krassus Wulfgar in der Zitadelle gefangen?«, fragte Faegan ohne Umschweife. »Ist der verlorene Bruder der Erwählten zu den Destruktiva bekehrt worden?«

Grizelda grinste. »Diese Frage werde ich schon darum beantworten, weil ich so gern den Ausdruck in Euern Gesichtern sehen möchte. Außerdem könnt Ihr ihn jetzt ohnehin nicht mehr aufhalten.« Sie machte eine Pause, um das, was sie gleich sagen würde, schon im Vorhinein auszukosten.

»Ihr irrt Euch, wenn Ihr annehmt, Wulfgar werde in der Zitadelle gefangen gehalten«, sagte sie schließlich. »Mittlerweile ist er mit großer Sicherheit sowohl der Herr der Zitadelle wie auch der Sklavenhalterdämonen und all der anderen Wesen, die für ihn erschaffen wurden.« Sie streckte einen ihrer langen dünnen Arme aus und zeigte anklagend auf die drei Männer, die vor ihr standen.

»Lästerer!«, flüsterte sie gehässig. »Möchtegernzerstörer der heiligen Seite der Magie! Nie werdet Ihr Wulfgar bezwingen, denn er verfügt bereits über eine Macht, von der Ihr nur träumen könnt! Bald wird er die Dinge so ins Lot bringen, wie es schon vor Äonen hätte geschehen sollen. Es sind da Dinge in Gang gesetzt worden, die Ihr, die Ihr den schwachen Operativa anhängt, noch nicht einmal ansatzweise begreifen könnt. Dinge, zu denen selbst Nicholas nicht in der Lage war. Wulfgar wird Euch zerschmet-

tern, dessen könnt Ihr sicher sein, und keine Macht auf Erden kann ihn aufhalten.«

»Warum habt Ihr Euch den Destruktiva verschrieben?«, fragte Wigg.

Grizelda lächelte. »Ihr wisst doch sicher, was Latenzzauber sind?«

Wigg nickte.

»Krassus hat meine gemischtblütige Signatur mit Latenzzaubern belegt, die meinem Blut und meinem Geist Erleuchtung gebracht haben«, sagte sie voller Stolz. »So wie er das inzwischen auch bei Wulfgar getan hat. Und vielleicht macht Wulfgar dasselbe auch bei Euch.« Sie legte eine Pause ein und lächelte von neuem. »Vorausgesetzt, dass er Euch nicht auf der Stelle tötet.«

Sie sah den Prinzen an und grinste. »Offenbar wird sich bald herausstellen, ob erlesenes Blut dicker ist als Wasser.«

»Wer war der Harlekin?«, erkundigte sich Tristan. »Den hatte ich noch nie gesehen.«

»Lediglich ein Diener von Krassus, einer mit nicht erlesenem Blut«, erwiderte Grizelda. »Er war zwar ganz nützlich, aber ohne jede Bedeutung. Ich kann auch nicht behaupten, es täte mir Leid, dass er tot ist.«

»Welchem Zweck dienen die Schriftrollen der Alten?«, fragte Wigg.

Grizelda schüttelte entschlossen den Kopf. »Habt Ihr nicht gehört, was ich sagte?«, entgegnete sie. »Keine weiteren Fragen!«

Wigg sah Faegan an.

»Wollt Ihr oder soll ich?«, fragte Faegan.

»Ich mach schon«, antwortete Wigg. »Da sie nur gemischtblütig ist, dürfte es nicht allzu schwer sein.«

Der Obermagier trat näher an den leuchtenden Käfig heran. Die Kräuterfrau riss die Augen auf und wich in die hinterste Ecke des Käfigs zurück.

Wigg schloss die Augen. Tristan begriff, was der Obermagier jetzt vorhatte: Er drang in den Geist der Alten ein, um auf diese Weise an die nötigen Einzelheiten zu gelangen. Fasziniert sah Tristan dieser Prozedur zu. Als Grizelda spürte, wie das Bewusstsein des Magiers in das ihre eindrang, huschte ein entsetzter Ausdruck über ihr Gesicht. Und dann ging auf einmal alles fürchterlich schief.

Die Kräuterfrau presste die Hände gegen den Kopf und fing an zu schreien. Wigg öffnete die Augen und unterbrach den Zauber sofort, doch da war es bereits zu spät. Entsetzt beobachtete Tristan, wie die Alte heftig den Kopf schüttelte und wieder und wieder gellend aufschrie. Er traute seinen Augen nicht.

Ihr Gesicht löste sich auf. Während sich Grizelda vor Schmerzen krümmte, rannen ihr die Haut und das Fleisch in dampfenden Rinnsalen vom Gesicht, bis der nackte weiße Schädel zum Vorschein kam. Ihre grünen Augen verflüssigten sich und troffen ihr aus den Augenhöhlen. Dann fiel sie tot auf den Boden des Käfigs. Aus allen Öffnungen des zerstörten Gesichts ergoss sich Blut, das dampfende Pfützen auf dem Boden des magischen Geflechts bildete.

Wigg wurde ganz bleich. Wie betäubt starrte er in den Käfig. »Was habe ich getan?«, stieß er hervor. »Was im Namen des Jenseits ist geschehen?«

Faegan rollte seinen Stuhl näher an den Käfig heran, um das brodelnde Blut und die Überreste von Krassus' Kräuterfrau eingehend zu betrachten. Dann sah er zu Wigg hoch.

»Das war nicht Eure Schuld«, sagte er. »Es wäre ohnehin passiert, ganz gleich, wer von uns in ihren Geist eingedrungen wäre.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte Tristan.

»Ich vermute, dies war eine weitere Vorsichtsmaßnahme

von Krassus, die uns daran hindern sollte, der Wahrheit zu nahe zu kommen«, antwortete Faegan. »Seht Ihr, wie ihr Blut dampft? Sie hat zugegeben, dass Krassus ihre Signatur mit einem Latenzzauber belegt hat, um sie auf die Seite der Destruktiva zu bringen. Nun, ich glaube, dass er ihr auch noch einen weiteren Latenzzauber verpasst hat, der so beschaffen war, dass er ihr Blut zum Kochen brachte, sobald jemand versuchte, in ihren Geist einzudringen. Besonders das Blut ihm Gehirn, wo all die Antworten gespeichert waren, die wir jetzt nicht mehr erhalten werden.« Er schwieg einen Augenblick und dachte nach.

»Ganz schön schlau«, setzte er hinzu. »Im Großen Buch werden solche Latenzzauber erwähnt, die das Blut zum Kochen bringen, aber damit kenne ich mich nicht aus. Andernfalls hätte ich den Vorgang vielleicht aufhalten können, obwohl ich bezweifle, dass uns das, was noch von ihr übrig war, viel genützt hätte.«

Tristan riss seinen Blick von der grauenhaften Leiche im Käfig los und sah die Magier an. »Krassus ist uns immer um einen Schritt voraus, nicht wahr?«, fragte er mit trauriger Stimme.

Der Obermagier schob die Hände unter die Ärmel seines Gewandes und nickte. »Und wenn Grizelda die Wahrheit gesagt hat, gehört Wulfgar jetzt bereits den Destruktiva an und kehrt mit seinen Sklavenhalterdämonen gerade nach Eutrakien zurück.«

»Glaubt Ihr denn, was sie gesagt hat?«, fragte Tristan.

Wigg stieß einen tiefen Seufzer aus und nickte. »Ich glaube es, und zwar einfach darum, weil es zu gefährlich wäre, es nicht zu tun.«

Schweigend sahen sich die drei an. Dann machten sie sich auf den Rückweg zum Palast.

Es mussten Pläne geschmiedet werden, und die Zeit wurde immer knapper.

SECHZIGSTES KAPITEL

Tristan stand auf einem grasbewachsenen Hügel und ließ den Blick über das Cavalon Delta und das dahinter liegende Meer schweifen. Genau wie in den letzten sieben Tagen wehte ein starker Wind. In der Nähe stand, von dem treuen Ox angeführt, ein Trupp Helferlingskrieger neben der Trage, in der Tristan hergebracht worden war.

Vor vier Tagen war die Helferlingsflotte mit den beschlagnahmten Piratenschiffen im Schlepptau eingetroffen, sodass jetzt mehr als vierhundert Schiffe in der Nähe der Küste vor Anker lagen. Die roten Flaggen, die einst an den Hauptmasten der Piratenschiffe geflattert hatten, waren entfernt und die Schiffe instand gesetzt worden.

Tyranny hatte sich geweigert, wie eine feine Dame tatenlos im Palast herumzusitzen, und war trotz ihrer Aversion gegen Helferlingstragen an diesen Ort zu kommen, natürlich zusammen mit Scars. Tristan war vor drei Tagen zu ihnen gestoßen. Er hatte Tyranny nicht nur die versprochenen Kisa mitgebracht, sondern auch den Kaperbrief, den der Obermagier ausgestellt hatte. Geld und Brief befanden sich bereits an Bord der Fregatte, die sie sich als Flaggschiff ausgesucht hatte.

Im Grunde war Tristan froh gewesen, hierher kommen zu können, denn in Tammerland gab es wenig für ihn zu tun. Grizelda und der Harlekin waren tot, Marcus hatten sie bereits befragt, sodass es also niemanden mehr gab, den sie sich hätten vornehmen müssen. Da Wigg, Faegan und Celeste die Einzigen von ihnen waren, die Alteutrakisch verstanden, hatten sich diese drei in die Tiefen der Festung zurückgezogen, um die Geheimnisse, die die Schriftrollen der Alten bargen, zu entschlüsseln. Sie wollten unbedingt dahinterkom-

men, welchem Zweck sie dienten und warum Wulfgar mit der Sklavenhalterflotte auf dem Weg zu ihnen war.

Lächelnd ließ Tristan den Blick über Tyrannys Flotte schweifen. Die Hauptsegel der zwölf Fregatten, die sie sich ausgesucht hatte, waren alle mit einer Abbildung des Unvergleichlichen geschmückt, die in hellroter Farbe auf das Segeltuch gemalt worden war. Überdies flatterte an jedem Hauptmast die blau-goldene Kriegsflagge des Hauses Galand.

Als er den Hügel hinunterblickte, sah er Tyranny und Scars auf sich zukommen. Die Freibeuterin lächelte zu ihm hoch.

»Traax sagte, dass wir Euch hier finden würden«, erklärte sie, während sie sich neben ihn stellte, um auf die Schiffe hinauszublicken. Der Wind zerzauste ihr das kurze dunkle Haar. »Wir brechen bald auf«, sagte sie mit etwas unsicherer Stimme. »Ich will aus dem Delta raus sein, bevor der Abendwind sich legt.«

»Verstehe«, erwiderte Tristan.

Scars streckte Tristan eine seiner Pranken hin und sah ihn mit einem Blick an, in dem sich Traurigkeit und Bewunderung mischten. »Es war mir ein Vergnügen«, sagte er aufrichtig.

Tristan ergriff die Hand des Riesen und drückte sie fest. »Mir auch«, sagte er. Dann lächelte er. »Solltet Ihr auf Sklavenhalterdämonen stoßen, so reißt ein paar für mich auseinander, ja?«

Scars nickte lächelnd. Dann machte er kehrt und ging langsam zur Küste hinunter, wo Tyrannys Beiboot vertäut war.

»Habt Ihr schon einen Namen für Euer neues Flaggschiff gefunden?«, fragte Tristan.

»Ja«, erwiderte sie. »Es heißt *Vergeltung*. Sehr passend, findet Ihr nicht?«

»In der Tat«, entgegnete er leise. »Wohin wollt Ihr zuerst?«

»Nach Farpoint, um die Sklaven zurückzubringen und die zusätzliche Besatzung anzuheuern, die wir brauchen, um die Schiffe vollständig zu bemannen. Das dürfte nicht lange dauern. Danach werde ich dann aufs offene Meer segeln, um weiter nach meinem Bruder zu suchen und für Euch und die Magier Patrouillendienst zu machen. Sollten wir auf Sklavenhalterdämonen oder Piraten stoßen, werden wir kurzen Prozess mit ihnen machen, das verspreche ich Euch.« Sie senkte den Blick und scharrte nervös mit dem Fuß hin und her.

»Sie ist wunderschön«, sagte sie schließlich. »Celeste – und sie kann sich wirklich glücklich schätzen.«

Tristan, der nicht recht wusste, was er darauf entgegnen sollte, nickte nur.

Dann blickte Tyranny wieder auf und lächelte. »Aber das ist kein Abschied für immer«, fuhr sie fort. »So leicht werdet Ihr mich nämlich nicht los. Schließlich bin ich verpflichtet, alle drei Monate in den Palast zu kommen, um die Beute zu teilen und Bericht zu erstatten. Ich werde Euch also regelmäßig auf den Wecker fallen. Zumindest vorübergehend.«

Sie trat näher an ihn heran, sah ihm tief in die Augen und küsste ihn sanft auf die Wange.

»Lebt wohl, Erwählter«, sagte sie leise. »Ich werde Euch nie vergessen.« Dann drehte sie sich um und folgte Scars zur Küste.

Tristan beobachtete, wie die beiden in das Beiboot stiegen und der gigantische Obermaat sie zum Schiff hinüberraute. Kurz darauf wurden die Segel der *Vergeltung* gehisst, und die Fregatte glitt anmutig aus dem Delta, gefolgt von den elf anderen Schiffen der neu gebildeten Freibeuterflotte, um nach Südosten in Richtung Farpoint davonzusegeln.

Als die Helferlinge mit dem Prinzen nach Tammerland zurückkehrten, war die Nacht bereits hereingebrochen. Tristan ging in den Palast, um sich von dort nach unten in die Festung zu begeben. Nach einer Weile machte er vor der Tür der Halle der Blutregister Halt.

Kurz bevor Tristan zur Küste aufgebrochen war, hatten ihm Wigg und Faegan mitgeteilt, sie wollten es so einrichten, dass die Türen in der Festung vorübergehend ohne magische Hilfe geöffnet werden konnten, damit Celeste jederzeit Zutritt zu den Gemächern hatte, ohne dass die Anwesenheit eines Magiers erforderlich gewesen wäre. Auch die unzähligen Schubläden mit den Blutsignaturen wollten sie entsprechend entzaubern, damit sie notfalls schnell jemanden losschicken konnten, um das eine oder andere Dokument für sie zu holen. Da die Zeit nun drängte, bemühten sich die Magier, so wirksam wie nur möglich zu arbeiten.

Tristan hoffte, dass die beiden Alten ihr Vorhaben verwirklicht hatten, ebenso wie er hoffte, sie nicht hier anzutreffen. Er griff nach dem goldenen Türknauf und drehte ihn, worauf sich die massive Mahagonitür gehorsam öffnete. Es war niemand im Raum.

Wie er erwartet hatte, war der riesige Saal dennoch hell erleuchtet. Als er nach rechts blickte, entdeckte er, was ihn hier hergeführt hatte: das Große Buch des Unvergleichlichen.

Der massive weiße Lederband lag aufgeschlagen auf seinem Podest und wurde wie immer von oben angestrahlt. Während Tristan liebevoll mit der Hand über die alten, zerknitterten Seiten fuhr, versuchte er, alles, was ihm widerfahren war, zu begreifen und gleichzeitig die Enttäuschung zu unterdrücken, die er in seinem Herzen spürte. Er starrte auf die wunderschön geschriebenen alteutrakischen Worte, deren Bedeutung sich ihm völlig entzog.

Natürlich hatte er gewusst, dass er nicht in der Lage sein würde, die Schrift zu lesen, ohne den Unvergleichlichen um den Hals zu haben. Deswegen war er aber auch nicht hergekommen. Doch aus irgendeinem Grund hatte er plötzlich den unerklärlichen, unwiderstehlichen Drang verspürt, in der Nähe des Großen Buches zu sein. Und während er jetzt dastand und das Buch betrachtete, kam ihm auf einmal zu Bewusstsein, dass er zum ersten Mal mit dem Band allein war.

Nach einer Weile wandte er den Blick vom Großen Buch ab und blickte zu den zahllosen Schubfächern hinüber, in denen die Blutsignaturen aufbewahrt wurden. Nachdem er sie eine Zeit lang angestarrt hatte, beschloss er, einen Versuch zu wagen.

»Prinz Tristan aus dem Hause Galland«, sagte er laut, so wie er es schon oft von Wigg und Faegan gehört hatte. Gehorsam öffnete sich eine der Schubladen, ein Pergamentbogen stieg daraus auf und kam durch die Luft geschwebt, um auf dem Konferenztisch, der in der Nähe stand, zu landen. Tristan setzte sich.

Nachdem er tief Luft geholt hatte, betrachtete er die azurblaue Signatur auf dem Pergament. Sie war erst vor recht kurzer Zeit entstanden, und zwar als Wigg und Faegan herauszufinden versucht hatten, ob Nicholas tatsächlich Tristans Sohn war. Sogleich erkannte der Prinz die weichen, geschwungenen Linien im oberen Teil wieder, die von seiner Mutter Morganna stammten, während die härteren, spitzeren Linien im unteren Teil auf das Blut seines Vaters, Nicholas I., zurückgingen. Aber niemand sonst auf der Welt besaß eine Blutsignatur, die azurblau war.

Bis auf Nicholas, rief er sich in Erinnerung. Doch dieser war tot. Während er die azurblauen Linien betrachtete, stieg von neuem der Widerwille in ihm auf, den er seit einiger Zeit gegenüber seinem eigenen Blut empfand.

In diesem Augenblick konnte er leise die Tür quietschen hören. Er drehte sich um und sah Wigg in der Türöffnung stehen.

»Tristan«, sagte der Magier leise. »Ist alles in Ordnung?«
Der Prinz nickte.

»Ich bin zufällig hier vorbeigekommen und sah die offene Tür«, fuhr Wigg fort, während er neben Tristan Platz nahm. Der Magier warf einen Blick auf das Pergament.
»Was tut Ihr denn hier so allein?«

Als sich Tristan Wigg zuwandte, bemerkte dieser die Unruhe in den Augen des Prinzen. »Ich muss Euch etwas mitteilen, Wigg«, sagte der Prinz. »Ich habe mich verändert. Und ich muss mit irjendjemandem darüber sprechen.«

»Ich bin ganz Ohr«, erwiderte der Magier.

»Zum Teil geht es um mein azurblaues Blut«, fuhr Tristan fort, »das ich mittlerweile geradezu hasse. Nicht nur, dass meine Feinde mich sofort daran erkennen können, es vermittelt mir auch ein Gefühl, vom Rest der Welt getrennt zu sein. Und die Tatsache, dass es azurblau ist, hält Euch und Faegan dazu auch noch davon ab, mich in Magie auszubilden oder mir wenigstens zu gestatten, den Unvergleichlichen zu tragen, damit ich endlich das Große Buch lesen kann. Und solange dies der Fall ist, bin ich nicht in der Lage, die Aufgabe zu erfüllen, die mir vom Schicksal zugeteilt wurde.« Er rieb sich verzweifelt die Stirn.

»Ich mache es Euch ja nicht zum Vorwurf, dass Ihr mich nicht in Magie ausbildet«, sagte er. »Wie könnte ich das? Aber manchmal gibt mein Blut mir das Gefühl, ein Ausgestoßener zu sein, vor allem wenn ich mich unter den Menschen befinde, die ich am meisten liebe. Ich habe nichts dagegen, erlesenes Blut zu besitzen, ganz im Gegenteil. Und ich brenne nach wie vor darauf, in Magie unterwiesen zu werde. Aber ich werde noch verrückt, wenn es uns nicht bald gelingt, mein Blut in seinen früheren Zustand zurück-

zuverwandeln.« Er lehnte sich gegen seinen Stuhl und starrte zur Decke hoch. Plötzlich kam ihm zu Bewusstsein, dass es ihm allein dadurch, dass er all diese Dinge jemandem erzählt hatte, den er mochte, ein wenig besser ging.

»Ich verstehe«, sagte Wigg. »Aber leider haben wir einfach noch nicht die Zeit gehabt, um nach einer Lösung Eures Problems zu suchen. Und um die Wahrheit zu sagen, wir wissen eigentlich auch nicht, wo wir danach suchen sollen. Aber ich bin mir sicher, dass es diese Lösung irgendwo gibt. Und eines Tages werden wir sie finden. Im Augenblick jedoch haben wir andere, weit größere Sorgen.«

Tristan legte die Unterarme auf den Tisch und sah dem Magier in die Augen. »Ihr sprecht von der Rolle der Operativa, nicht wahr?«, fragte er. »Was habt Ihr in Erfahrung gebracht?«

Wiggs Gesicht verdüsterte sich. »Wir würden es vorziehen, das allen zugleich mitzuteilen, sobald wir uns sicher sind«, antwortete er. »Wie Ihr wisst, wurde Celeste seinerzeit von Ragnar gezwungen, Alteutrakisch zu lernen, zu welchem Zweck, entzieht sich unserer Kenntnis, aber zweifellos ist dies das einzig Gute, das all diese qualvollen Jahre erbracht haben. Jedenfalls sitzen sie, Faegan und ich jetzt seit einer Woche daran, die Rolle zu entschlüsseln. Etwas derart Erstaunliches ist uns noch nie untergekommen. Der Text eröffnet völlig neue Perspektiven auf die Magie, die uns bisher verschlossen waren. Aber bitte geduldet Euch noch ein wenig. Wir hoffen, dass wir bis morgen früh alles geklärt haben. Und wenn sich das, was wir vermuten, bewahrheitet, dann droht uns die größte Gefahr, der wir je begegnet sind.« Ein kurzes Schweigen trat ein, derweil Tristan über die Worte des Magiers nachdachte.

»Ihr habt angedeutet, dass Ihr auch noch über etwas anderes mit mir sprechen wolltet«, sagte Wigg schließlich. »Worum geht es dabei?«

Tristan schloss für eine Weile die Augen, um sich innerlich zu wappnen.

»Ich liebe Eure Tochter«, sagte er leise. »Vergebt mir, Wigg, aber es ist so.«

Wigg lächelte. »Ich weiß«, erwiderte er in sanftem Ton.

»So?«

»Natürlich. Jeder im Palast weiß es. Und jeder weiß auch, was sie für Euch empfindet. Nur ein Blinder würde nicht bemerken, wie ihr zwei euch ständig ansieht.«

»Ich weiß, wie verstört sie war«, sagte Tristan zerknirscht, »und deshalb habe ich auch versucht, mich von ihr fern zu halten. Aber jetzt geht es ihr nach ihrer eigenen Aussage wesentlich besser, und in der Tat habe ich sie noch nie so lebendig und gelöst erlebt. Und ich habe sie vom ersten Augenblick an geliebt. Schon in jener Nacht auf den Klippen ist dieses Gefühl wie eine Flamme in mir aufgeloedert, und auch seitdem hat es mich nicht mehr verlassen.«

Wigg streckte die Hand aus und legte sie Tristan auf die Schulter.

»Meinen Segen habt ihr jedenfalls«, sagte der Magier leise. »Nichts könnte mich glücklicher machen, als euch zwei zusammen zu sehen. Sie liebt Euch, Tristan, und zwar mit einer Inbrunst, wie ich sie in meinem langen Leben selten erlebt habe.«

Als Tristan hochblickte, sah Wigg, dass dem Prinzen Tränen in den Augen standen. Da der Magier merkte, dass auch er kurz davor war, feuchte Augen zu bekommen, stand er rasch auf, räusperte sich ein wenig und strich sein Gewand glatt.

»Nun denn«, sagte er, »jetzt muss ich wieder zu Faegan und Celeste. Die beiden werden sich gewiss schon fragen, wo ich geblieben bin.« Er zog eine Augenbraue hoch. »Und Ihr wisst ja, wie boshaft Faegan sein kann.«

Als sich Wigg zum Gehen wandte, streckte Tristan die

Hand aus und nahm den Magier sanft beim Arm. »Danke«, sagte er leise.

»Es gibt keinen Grund, mir zu danken«, erwiderte Wigg. »Ich bezweifle, dass es irgendeine Macht auf der Welt gibt, die euch zwei voneinander fern halten könnte. Das Einzige, was ich von Euch verlange, ist, dass Ihr sie weiterhin gut behandelt.«

»Das werde ich«, erwiderte der Prinz.

Nachdem ihm Wigg noch einmal freundlich zugelächelt hatte, verließ er den Raum.

Aufgewühlt saß der Prinz eine Zeit lang da, bis er das Pergament endlich in die Schublade zurückbeordnete und sich auf den Weg in seine Gemächer machte.

Bald würden er und die anderen erfahren, was die Magier über die Schriftrollen der Alten zu sagen hatten.

EINUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Wulfgar stand auf dem Vorderdeck seines Kriegsschiffs und sah zu, wie sich die Wellen mit lautem Getöse am Bug brachen. Er spürte, wie sein langes, sandfarbenes Haar im Nachtwind flatterte, während das Schiff unermüdlich durchs Meer pflügte.

Bisher war ihre schon sieben Tage dauernde Reise ohne Zwischenfälle verlaufen. Nach wie vor wehte ein kalter frischer Wind, sodass seine Flotte gut vorankam. Die im Kielwasser der gewaltigen Armada folgenden Kreischlinge und Meeresschlängler hatten mit ihrer Geschwindigkeit gut mitgehalten. Auf den Decks patrouillierten Sklavenhalterdämonen, deren weiße Haut im Licht der Schiffslaternen schimmerte. Tief atmete Wulfgar die würzige Meeresluft ein.

Während er beobachtete, wie sich das rosarote Licht der drei Monde in den aufgewühlten Wellen brach, kehrten seine Gedanken zu Serena und Krassus zurück. Er zweifelte nicht daran, dass der kranke Magier inzwischen gestorben war. Wenn Blitze zucken und starker Wind aufkommt, so ist dies ein Zeichen dafür, dass er verschieden ist, hatte er zu Serena gesagt. Lass seine Leiche von den Sklavenhaltern in ein kleines Boot legen. Dann sollen sie es in Brand setzen und aufs Meer hinaustreiben lassen. Wulfgar und Serena verdankten Krassus unendlich viel, und er verdiente es, dass sie ihn in guter Erinnerung behielten. Dann wandten sich Wulfgars Gedanken jedoch seiner schönen Königin zu.

Er liebte sie heiß und innig und vermisste sie wie sonst nichts auf der Welt. Seit sie sich den Destruktiva verschrie-

ben hatte, war sie stets an seiner Seite gewesen. Er vermisste ihren Anblick, ihren Geruch und auch ihre zarten Berührungen. Er sehnte sich danach, sie in seinen Armen zu halten und wieder und wieder zu nehmen, bis sie vor Lust schrie. Und auch seine ungeborene Tochter vermisste er bereits, obwohl man Serena noch gar nicht anmerkte, dass sie schwanger war. Er würde Nicholas' Werk zügig beenden und im Triumph nach Hause in die Zitadelle zurückkehren.

Nicholas, dachte er. Der Neffe, den er nie kennen gelernt hatte. Was musste er für ein prachtvolles Geschöpf gewesen sein! Wie gerne wäre er ihm begegnet, um sich mit ihm zu unterhalten und Pläne mit ihm zu schmieden. Bis zu einem gewissen Grad konnte Wulfgar sogar nachvollziehen, dass Krassus seinen Tod so bereitwillig hingenommen hatte, ja, fast erpicht darauf gewesen war, bedeutete dies doch, Nicholas wieder zu sehen.

Plötzlich wurde es völlig windstill. Wulfgar wusste, dass sie ihr erstes Ziel erreicht hatten, auch wenn nirgendwo Land in Sicht war.

Wulfgar wandte sich an seinen Obermaat. »Refft die Segel, bindet das Steuerrad fest und signalisiert den anderen Schiffen, das Gleiche zu tun«, befahl er. »Und lass die vierzig *Talis*-Sklaven aus dem Unterdeck holen.« Er machte eine Pause und lächelte. »Wir werden gleich Gäste haben.«

Der Obermaat nickte und ging davon, um den Befehl auszuführen.

Dann tauchte wie aus dem Nichts grauer Nebel auf und hüllte die gesamte Flotte ein. Die Temperatur sank rapide ab, sodass Wulfgar sehen konnte, wie ihm der Atem in weißen Wölkchen aus dem Mund hauchte.

Der Nebel zog sich zu hunderten von dicken Säulen zusammen, die aus dem Meer aufstiegen. Und dann verwandelten sich diese Säulen – ganz wie Krassus es vorausgesagt

hatte – in gigantische Hände, die die Schiffe beim Bug und Heck packten.

Verzückt betrachtete Wulfgar diese Manifestation der Destruktiva. Für seinen erleuchteten Geist war das nicht nur ein prächtiges Schauspiel, sondern auch etwas, aus dem sich Vorteile ziehen ließen – und er würde der erste Mensch in der Geschichte dieser Welt sein, der genau das tat.

Als sich Wulfgar umdrehte, erblickte er die vierzig *Talis*-Sklaven, die inzwischen aufs Oberdeck gebracht worden waren. Zitternd vor Angst und Kälte standen sie in vier Zehnerreihen da.

Wie Wulfgar erwartet hatte, fing das Meer um die Schiffe herum an zu brodeln, als stiege etwas aus der Tiefe auf. Dann tauchten an der Oberfläche des Ozeans Gesichter auf. Das waren die Nekrophagen, die uralten Totenfresser.

Und ich bin der einzige Mensch auf Erden, der weiß, was es mit ihnen auf sich hat, und der außerdem in der Lage ist, sie in seine Dienste zu zwingen, dachte Wulfgar bei sich, während er gespannt über die Reling spähte.

Er starrte zu den Gesichtern hinunter. Es schienen hunderte zu sein. Das teils meeresgrüne, teils dunkelrote Fleisch der Gesichter war mit Runzeln und Eiterbeulen übersät. Anstelle von Augen und Mündern waren nur dunkle Löcher zu sehen. Und dann erklang wie erwartet die Forderung.

»Entrichtet Euren Tribut, sonst nehmen wir uns eure Körper und eure Schiffe«, flüsterten die Gesichter mit äußerst seltsamen Stimmen. Es waren viele Stimmen, die gleichzeitig und in vollendeter Übereinstimmung sprachen, wenn auch so leise, dass sie kaum zu hören waren.

Der neue Herr der Destruktiva wusste natürlich, dass die Nekrophagen verlangten, mit den vierzig Sklaven, die auf Deck standen, gefüttert zu werden. Vorher würden sie die Schiffe nicht weitersegeln lassen. Wulfgar wusste aber auch, dass die Sache diesmal anders verlaufen würde.

Er beugte sich über die Reling und hob die Arme. »Hört mich an, ihr Totenfresser!«, schrie er über das Meer. »Ich bin bereit, euch euern Tribut zu entrichten! Ihr könnt aber auch einen anderen Weg wählen. Ich schlage euch einen Handel vor – einen, der euch aus eurer jahrhundertelangen Knechtschaft befreien und euch gestatten wird, mir zu folgen!«

Es wurde totenstill. Nach einer Weile setzte das unheimliche Flüstern wieder ein.

»Wer bist du, dass du meinst, mit uns handeln zu können?«, fragten die Stimmen. »Und wer bist du, dass du meinst, uns befreien zu können? Diese Macht besaß nicht einmal Failee, mit der wir vor langer Zeit eine Abmachung getroffen haben. Niemand kann uns von unserer Qual befreien bis auf den, der eines Tages über die Rolle der Destruktiva gebietet.«

»Ebendieser bin ich«, erwiderte Wulfgar. »Außerdem bin ich der einzige Mensch auf Erden, der weiß, wer ihr wirklich seid und warum ihr dazu verdammt wurdet, im Meer zu leben. Ich und die Häretiker brauchen euch, und wenn ihr wollt, kann eure Strafe endlich aufgehoben werden. Aber zuerst müsst ihr mir folgen und mir helfen, meine Mission zu erfüllen.« Wieder trat Schweigen ein.

»Willst du damit sagen, dass die Schriftrollen der Alten auf die Welt losgelassen worden sind?«, fragten die Stimmen, die diesmal noch gedämpfter klangen.

»Ja«, antwortete Wulfgar.

»Wir brauchen einen Beweis«, erwiderten die Stimmen. »Es heißt, dass derjenige, der über die heilige Rolle der Destruktiva gebietet, den Beweis dafür in seinem Blut haben würde. Zeig uns diesen Beweis, sonst verschlingen wir dich, weil du unsere Zeit vergeudet hast.«

Lächelnd kniff Wulfgar die Augen zusammen und hob die Arme. Dann schwebte er über die Reling, um nur wenige Zentimeter über den entsetzlichen Gesichtern in der

Luft zu verharren. Er streckte den rechten Arm aus und ließ einen kleinen Einschnitt entstehen, aus dem ein Blutstropfen austrat, der mitten in der Luft schweben blieb.

Unverzüglich bildete sich Wulfgars Blutsignatur heraus. Mit einer Hebung der Arme bewirkte er, dass die Signatur größer und größer wurde, bis sie den ganzen Nachthimmel einzunehmen schien. Hunderte von Latenzzaubern waren zu sehen, die vom Hauptstrang der Signatur abzweigten, doch unter all diesen Latenzzaubern ragte einer heraus, der von besonderer Länge und Breite war und vor Leben zu pulsieren schien, als könne er es gar nicht erwarten, endlich seine Aufgabe zu erfüllen.

Das war der Latenzzauber, nach dem Krassus und die Konsuln so lange gesucht hatten – der Latenzzauber, den Wulfgar bald auf seine nichts ahnenden Feinde loslassen würde.

»Was sagt ihr nun, Totenfresser?«, fragte Wulfgar.

»Bist du wirklich der *Enseterat*?«, fragten die Stimmen in ehrfürchtigem Ton. »Weilt er endlich unter uns?«

»Der, der der erste *Enseterat* hätte werden sollen, ist tot«, antwortete Wulfgar. »Er war der Sohn des Erwählten. Ich bin der Bruder der Erwählten und habe die Würde des *Enseterat* geerbt, dessen glorreiches Werk ich vollenden werde.«

»Was verlangst du als Gegenleistung für unsere Freiheit, *Enseterat*?«, fragten die Stimmen.

Wulfgar erläuterte ihnen in aller Ausführlichkeit seine Mission und legte ihnen dar, was für eine Belohnung er ihnen zukommen ließe, wenn sie in seine Dienste traten. Abermals trat Schweigen ein.

»Wir werden dir dienen, *Enseterat*«, flüsterten die Nekrophagen schließlich.

Wulfgar warf einen Blick auf die vierzig zitternden Sklaven. »Wollt ihr die Opfergabe bekommen, die ich mitgebracht habe?«, erkundigte er sich.

»Das ist diesmal nicht nötig«, erwiderten die Stimmen.
»Denn jetzt haben wir einen neuen Herrn, und wo wir hingehen, wird es viele solcher Opfergaben geben. Wenn du Erfolg hast, werden wir sie nicht mehr brauchen. Und wenn du scheiterst, werden wir euch ohnehin alle verschlingen.«

»Sehr schön«, antwortete Wulfgar und schwebte auf das Schiff zurück.

Die Nebelhände ließen es los, die Temperatur stieg wieder an. Wulfgar befahl, die Segel zu hissen und die Sklaven wieder unter Deck zu bringen und anzuketten.

Die Flotte setzte ihren Weg fort, gefolgt von den Kreischlingen, den Meereschlänglern und den Totenfressern, die alle unter dem Kommando des *Enseterat* standen. Erwartungsvoll spähte Wulfgar nach Westen.

Alles ging planmäßig vonstatten.

ZWEIUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Nachdem Tristan geschlafen hatte wie ein Toter, stand er auf und öffnete die Balkontür. Draußen war bereits ein herrlicher Tag angebrochen. Während er sich badete und anzog, kam ihm zu Bewusstsein, wie hungrig er war und wie sehr er sich nach Celeste sehnte. Nachdem er dann einen der Gänge des Palastes entlanggegangen und um eine Ecke gebogen war, stieß er buchstäblich mit ihr zusammen. Celeste, die von Abbey und Shailiha begleitet wurde, trug glänzende schwarze Stiefel, eine schwarze Reithose, eine weiße, tief ausgeschnittene Bluse und schwarze Handschuhe. In einer Hand hielt sie einen Korb. Shailiha schob Morganna im Kinderwagen vor sich her, während Caprice gemächlich über ihr kreiste.

Alle drei Frauen strahlten ihn an, als wüssten sie ein Geheimnis, von dem er keine Ahnung hatte. Doch während er ihren Gesichtsausdruck genau betrachtete, ging ihm ein Licht auf.

Celeste hatte ihren Freundinnen von der Veränderung in ihrer Beziehung zum Prinzen erzählt. Nun hatte Shailiha also noch eine Sache mehr, mit der sie ihn aufziehen konnte.

Celeste trat an ihn heran und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Die beiden anderen Frauen grinsten. Tristan errötete tief.

»Ich wusste, dass wir dich auf deinem Weg in die Küche treffen würden«, sagte Celeste. Sie hielt den Korb hoch. »Deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, ein Frühstück für uns zusammenzustellen.«

Tristan zog die Augenbrauen hoch. »Schon wieder? Du

willst mich wohl mästen? Außerdem bin ich auf dem Weg zu den Magiern. Ich muss dringend wissen, was sie über die Rolle in Erfahrung gebracht haben.«

»Ja, mein Prinz, *schon wieder* Frühstück«, erwiderte Celeste mit gespielt grimmiger Miene. »Aber diesmal ein Picknick. Ich dachte, wir könnten vielleicht ausreiten.« Dann verschattete sich ihr Gesicht ein wenig.

»Eigentlich hatten Vater und Faegan diese Idee«, gab sie zu. »Sie haben mich gebeten, dich eine Zeit lang abzulenken, weil sie sich schon dachten, dass du ihnen gleich nach dem Aufwachen mit deinen Fragen in den Ohren liegen würdest. Von meinen Übersetzerpflichten haben sie mich entbunden. Allerdings sollen wir uns alle gegen Mittag auf dem Balkon der Gemächer deines verstorbenen Vaters einfinden. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Auf dem Balkon meines Vaters?«, entgegnete er verblüfft. »Warum in aller Welt nur wollen sie sich dort mit uns treffen?«

Shailiha zuckte die Achseln. »Das wissen wir auch nicht. Aber sie sind in einer äußerst düsteren Stimmung – daran besteht kein Zweifel. Ich würde jetzt vorschlagen, ihr zwei brecht nun auf. Seht aber zu, dass ihr spätestens mittags wieder da seid.«

Tristan hatte es noch nie gemocht, wenn jemand anders den Tag für ihn plante. Andererseits hatte er Celeste ja ohnehin sehen wollen, ganz abgesehen davon, dass ihm der Magen knurrte. Überdies würden die Magier ihn jetzt ohnehin nicht empfangen.

Dann fielen ihm Marcus und Rebecca ein. »Was ist mit den beiden Kindern?«, fragte er. »Wo sind sie?«

»In der Obhut von Shawna der Kurzen und einem Helferling«, teilte ihm Abbey schmunzelnd mit. »Rebecca ist ja sehr süß, aber dieser Marcus scheint ein ganz schöner Wildfang zu sein. Er hat bereits versucht, sich mit einem

Teil des Tafelsilbers davonzustehlen. Aber Ihr kennt ja Shawna die Kurze. Sie hat ihm gehörig die Leviten gelesen. Ich glaube, vor ihr fürchtet er sich inzwischen mehr als vor den Helferlingen. Außerdem vermute ich, dass es Marcus hier nicht sonderlich gut gefällt.«

Tristan seufzte und nickte Abbey zustimmend zu. Dann wandte er sich Celeste zu. »Nun, vielleicht sollten wir dann aufbrechen«, sagte er. Er nahm ihr den Korb ab und hakte sich bei ihr unter. Der Inhalt des Korbs duftete so verführerisch, dass dem Prinzen gleich wieder der Magen knurrte.

Nachdem er sich mit einer übertrieben tiefen Verbeugung von seiner Schwester und der Kräuterfrau verabschiedet hatte, geleitete er Celeste den Gang hinunter, geflissentlich das breite Grinsen übersehend, das sich auf Shailihas und Abbeys Gesicht zeigte.

Binnen kurzer Zeit gelangten sie zu den Stallungen, wo sie auf Geldon trafen, der sich wie gewöhnlich um die Pferde kümmerte. Während der Zwerg für Celeste eine kastanienbraune Stute sattelte, hielt Tristan mit düsterem Gesicht nach einem neuen Pferd Ausschau. Als Geldon Anstalten machte, ihm zu helfen, fasste Celeste den Zwerg schnell beim Arm und legte sich danach den Finger auf die Lippen. Seufzend nickte Geldon. Celeste hatte Recht. Das war etwas, das Tristan würde allein tun wollen – und müssen.

Schließlich suchte er sich einen kräftigen lohfarbenen Hengst aus. Natürlich brachte er es nicht über sich, Pilgers Sattel und Zaumzeug zu benutzen. Als er sich mit den Zügeln in der Hand umdrehte, konnte er sehen, wie Celeste den Korb gerade hinten am Sattel festband. Fragend sah er sie an.

»Besteht da nicht die Gefahr, dass alles zerbricht?«, erkundigte er sich, während er aufsaß. »Oder zumindest durcheinander gerät?«

Celeste lächelte. »Vater hat den Korb mit einem Zauber-

spruch belegt«, erklärte sie. Sie schwang sich in den Sattel und grinste Tristan an. »Wollen wir ein Wettrennen machen?«

Ohne seine Antwort abzuwarten, riss sie ihre Stute herum und galoppierte mit fliegenden Haaren aus dem Stall. Tristan stieß ein Lachen aus und gab seinem Hengst die Sporen, um ihr hinterherzujagen.

Tristan hatte Celeste noch nie reiten sehen und war beeindruckt, wie sicher sie im Sattel saß. Nachdem sie durch den Stallhof galoppiert war, preschte sie über die Zugbrücke. Die Helferlingskrieger, die Wache standen, starrten ihr mit offenem Mund nach. Dann ritt sie so schnell davon, dass sie Tristan beinahe abgehängt hätte.

Tristans Hengst war zwar nicht so schnell wie Pilger, hatte aber einen sicheren Tritt. Es tat Tristan wohl, die Schwierigkeiten im Palast hinter sich zu lassen und den Wind im Gesicht zu spüren.

Celeste lenkte ihre Stute über eine Wiese, setzte über einen Zaun, durchquerte einen kleinen Fluss und ritt eine Zeit lang am anderen Ufer entlang. An einer Biegung des Flusses zügelte sie ihr keuchendes Pferd.

Tristan machte neben ihr Halt. Schwer atmend stützte sich Celeste mit dem Arm auf den Sattelknauf, sah den Prinzen an und stieß ein kurzes Lachen aus.

Tristan saß ab und hielt Celestes Pferd an den Zügeln fest, während sie ebenfalls abstieg. Celeste band den Korb vom Sattel los, und Tristan führte die zwei Pferde zum Fluss, damit sie einen Schluck Wasser trinken konnten. Später, wenn sie nicht mehr so erhitzt waren, würde er ihnen erlauben, ausgiebig zu trinken. Nachdem er die Pferde an zwei Bäumen festgebunden hatte, ging er zu Celeste zurück. Inzwischen hatte sie ihre Handschuhe ausgezogen, eine Decke ausgebreitet und das Essen aus dem Korb genommen.

Tristan legte seine Waffen ab und kniete sich neben Celeste auf die Erde. Es gab wieder Wachteleier – diesmal hart gekochte –, überdies war frisches Obst, Käse, dunkles Brot dabei sowie etwas, das nach ungegorenem Minzbeerensaft aussah.

Er nahm ein Ei und machte sich daran, es zu schälen. Lau wehte der Morgenwind, der Fluss murmelte vor sich hin, die Vögel zwitscherten. Tristan ließ den Blick über die idyllische Szene schweifen und wünschte, für immer mit Celeste hier bleiben zu können, wo es keine Magier, keine Magie und auch keine Feinde gab, die ihnen das Leben schwer machten.

»Du verwöhnst mich«, sagte er. »Daran könnte ich mich wirklich gewöhnen.« Er warf sich das winzige Ei in den Mund.

»Gut«, erwiderte sie, während sie ihm einen Becher mit dem hellgrünen Saft reichte. »Dich zu verwöhnen ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, weißt du. Außerdem muss sich ja jemand um dich kümmern. Schließlich bist du von deiner Zeit in der Gefangenschaft immer noch ganz abgemagert.«

Als sie sah, wie sich seine Miene verdüsterte, bedauerte sie ihre Bemerkung sogleich. Sie streckte den Arm aus und drückte ihm entschuldigend die Hand. Eine Zeit lang herrschte Schweigen.

»Es war schrecklich, nicht wahr?«, fragte sie schließlich leise.

Tristan wandte das Gesicht ab und ließ den Blick über den sich dahinschlängelnden Fluss gleiten. »Ja«, erwiderte er. »Das war es wirklich. Aber ich war doch einer von den wenigen, die Glück hatten. Denn ich wurde gerettet. Und was ich erlitten habe, ist nichts im Vergleich zu dem, was Ragnar dir angetan hat.«

Er schwieg eine Weile.

»Als ich ausgepeitscht wurde, kurz bevor ich das Bewusstsein verlor, habe ich an dich gedacht«, fuhr er fort. »Diese Narben werde ich immer auf dem Rücken tragen. Aber ich hatte mir geschworen, nicht zu schreien, und das habe ich auch nicht getan. Ohne es zu wissen, hast du mir geholfen, das alles durchzuhalten.«

Celeste legte sich auf die Decke, wobei sich ihr schönes dunkelrotes Haar wie ein Fächer um ihr Gesicht ausbreitete. Tristan legte sich neben sie und stützte sich auf den Ellbogen. Er hörte den Wind in den Bäumen rauschen und roch den Myrreduft ihres Haars.

Sie fasste nach oben und spielte an den Schnüren seiner Weste herum. »Was wird mit uns geschehen?«, fragte sie. »Glaubst du wirklich, dass Wulfgar mit seinen Sklavenhalterdämonen kommen wird?«

»Ich weiß nicht, was ich von einem Bruder glauben soll, den ich nie kennen gelernt habe«, erwiderte er nachdenklich. »Geschweige denn von einem, der sich angeblich den Destruktiva verschrieben hat. Aber eines weiß ich: Wenn es einen Ausweg für uns gibt, dann werden dein Vater und Fagan ihn finden. Du hast ihnen doch bei der Übersetzung geholfen. Kannst du mir nicht irgendetwas über die Rolle erzählen?«

»Ich wünschte, ich könnte es«, antwortete sie traurig. »Aber ehrlich gesagt, die Sachen, die ich übersetzt habe, waren nichts als Kauderwelsch für mich. Es waren fast ausschließlich magische Formeln, die ich nicht verstand. Mir ist ganz und gar schleierhaft, was die beiden Magier uns heute mitteilen wollen, obwohl es sicher nichts Erfreuliches ist.«

Als Tristan ansetzte, ihr von dem Gespräch zu erzählen, das er letzte Nacht mit ihrem Vater geführt hatte, legte ihm Celeste sanft die Fingerspitzen auf die Lippen und sah ihn mit verschleiertem Blick an. Ihr Atem beschleunigte sich,

die Lippen öffneten sich. Tristans Herz schlug schneller. Er war sich sicher, dass er noch nie in seinem Leben eine derart schöne Frau gesehen hatte.

Celeste hob den Kopf und küsste Tristan auf die Lippen. Gleichzeitig ließ sie ihre Hand nach unten gleiten und berührte ihn.

»Bitte!«, sagte sie leise.

Tristan beugte sich über sie und strich ihr mit der Hand durch das dichte Haar. »Bist du sicher?«, fragte er.

»Ich bin mir in meinem ganzen Leben noch nie so sicher gewesen«, erwiderte sie und sah ihn jetzt voller Verlangen an.

»Bitte, Tristan ... mein Geliebter ... bitte bring meiner Lust das Fliegen bei ... das Fliegen mit Flügeln, die nur du ihr wachsen lassen kannst ...«

Er beugte sich weiter nach unten und berührte ihre Lippen mit den seinen.

Der Wind wehte durch die Bäume, und sie hörten, wie die Vögel sangen.

Als Tristan später erwachte, stellte er fest, dass sie beide unter der Decke lagen. Neben ihm schlummerte Celeste, deren nackter warmer Körper sich an ihn schmiegte. Was zwischen ihnen vorgefallen war, war wunderbarer gewesen, als er es sich je hätte vorstellen können.

In diesem Augenblick bemerkte er das sanfte azurblaue Licht, das sie beide umgab. Doch es verschwand so schnell, dass er zu dem Schluss gelangte, es sich nur eingebildet zu haben.

Er schloss die Augen und schlief wieder ein.

DREIUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Gleich nach ihrer Rückkehr in den Palast begaben sich Tristan und Celeste in die Gemächer des verstorbenen Königs. Alle anderen waren bereits da. Während der Prinz durch die Räume schritt, befiel ihn tiefe Trauer. Er hatte diese Gemächer lange nicht aufgesucht – jetzt riefen sie ihm aufs Schrecklichste in Erinnerung, was er seinem Vater damals hatte antun müssen.

Als Tristan sich dem Balkon näherte, bemerkte er, dass die Magier einen großen Tisch und Stühle nach draußen hatten schaffen lassen. Auf dem Tisch lag die Operativrolle, deren Goldknäufe in der Mittagssonne funkelten. Auf einem kleineren Tisch stand Teegeschirr und Gebäck, was dem Prinzen verriet, dass sie sich wahrscheinlich eine ganze Weile hier aufhalten würden. Er nahm Platz, Celeste setzte sich neben ihn.

Als er umherblickte, sah er Wigg, Faegan, Abbey, Geldon, Traax und Shailiha. Neben seiner Schwester stand Morgannas Kinderwagen, den die Prinzessin mit einer Hand auf und ab schaukelte. Tristan konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, warum sie sich auf dem Balkon seines Vaters versammelt hatten. Gewiss, es war sehr angenehm hier, aber so, wie er die Magier kannte, was das sicher nicht der einzige Grund für ihr Hiersein.

Bevor Tristan dazu kam, Wigg zu fragen, was hier eigentlich vor sich ging, räusperte sich der Obermagier bereits, legte die Hände flach auf den Tisch und kam sofort zur Sache.

»Es ist meine traurige Pflicht, Euch alle davon in Kenntnis zu setzen, dass die Gefahr, die uns droht, die gravierend-

ste ist, der wir uns jemals gegenüber sahen«, sagte er, während die Augen aller anderen auf ihn gerichtet blieben.

»Ich werde es so einfach wie möglich ausdrücken«, fuhr Wigg fort. »Wulfgar, der Halbbruder von Tristan und Shailiha, ist in diesem Augenblick wahrscheinlich auf dem Weg nach Eutrakien, zusammen mit einer Armee von Sklaventhaler-dämonen. Faegan und ich glauben darüber hinaus, dass er die Absicht hat, die Kugel der Operativa für immer zu zerstören. Binnen weniger Tage könnte alles, was wir kennen und lieben, von der Oberfläche der Erde verschwunden sein.«

Wie betäubt lehnte Tristan sich auf seinem Stuhl zurück. Er konnte sich noch deutlich an den Tag in den Bergen erinnern, an dem Wigg die beiden Kugeln der Magie für ihn heraufbeschworen hatte. Die Kugel der Operativa war hell, leuchtend und golden gewesen, während die der Destruktiva schwarz gewesen war und von zerstörerischer Energie buchstäblich getropft hatte.

»Aber wie kann so etwas vollbracht werden?«, flüsterte der Prinz. »Und warum?«

»Die Schriftrollen der Alten machen es möglich«, antwortete Faegan. »Um die ist es bei dieser ganzen Sache von Anfang an gegangen.«

»Steht *das* in den Rollen?«, fragte Shailiha. »Wie man die Kugeln zerstört?«

»Das«, antwortete Wigg, »und noch vieles andere mehr. In gewisser Weise ist es einfacher, Euch zu sagen, was die Rollen *nicht* enthalten, als was sie enthalten. Auf der vor Euch liegenden Rolle ist praktisch jeder Latenzzauber der Operativa aufgeführt, den es gibt, so wie sich auf Krassus' Rolle alle Latenzzauber der Destruktiva befinden dürften. Anhand dieser in den Rollen angegebenen Formeln lässt sich jeder bereits in einer Blutsignatur vorhandene Latenzzauber bestimmen. Überdies hat jeder, der sich im Besitz der Rollen

befindet, die Möglichkeit, die dort aufgelisteten Latenzzauber auf eine Blutsignatur zu übertragen und zu wecken.«

»Aber das ist bei weitem noch nicht alles«, sagte Faegan, wobei er sich über den Tisch beugte. »Die Rollen lösen auch viele der Rätsel der Magie, über die wir uns seit Jahrhunderten den Kopf zerbrechen. Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass die Operativa-Rolle von denjenigen, die vorausgingen, stammt, während die andere Rolle auf die Gilde der Häretiker zurückgeht.«

»Was meint Ihr mit *Rätsel der Magie*?«, fragte Abbey.

»Nun, zum Beispiel war uns nie klar, wie Nicholas es eigentlich geschafft hat, den Todeszauber zu umgehen, mit dem die Konsuln der Festung belegt waren«, antwortete Wigg. »Jetzt, nachdem wir die Rolle gelesen haben, wissen wir es. Die genaue Formel für die Aufhebung des Todeszaubers dürfte sich in der Destruktiva-Rolle finden.«

»Wulfgar will also die Kugel der Operativa zerstören«, hakte Tristan nach. »Und deshalb brauchte Krassus unbedingt die Rolle der Destruktiva, richtig? Damit er Wulfgars Blut mit dem entsprechenden Latenzzauber belegen konnte!«

Entsetzt sah er die beiden Magier an. »Darum also geht es bei alldem, ja?«, fragte er.

»Genau«, erwiderte Wigg. »Offenbar bestanden Nicholas' Pläne nicht nur darin, die Häretiker auf die Erde zurückzuholen, sondern sie gingen noch viel weiter. Erinnert Ihr Euch, wie Krassus sagte, er wolle Nicholas' Werk vollenden? Jetzt wissen wir endlich, was er damit gemeint hat.«

»Aber wie könnt Ihr so sicher sein, dass Wulfgars Mission in der Zerstörung der Operativa-Kugel besteht?«, entgegnete Tristan. »Wenn es so viele Latenzzauber auf den Rollen gibt, könnte es sich doch auch um etwas ganz anderes handeln.«

»Eine sehr gute Frage«, erwiderte Wigg. »Und in der Tat

müssen Faegan und ich zugeben, dass wir keine zwingenden Beweise für unsere Schlussfolgerungen haben. Trotzdem gibt es einen Umstand, der uns zu der Überzeugung bringt, dass wir Recht haben.«

»Und welcher ist das?«, fragte Celeste.

»Aus all den Formeln auf unserer Rolle ragt eine hinsichtlich ihrer Bedeutung und Komplexität weit heraus: Es ist die Formel für die Zerstörung der Destruktiva-Kugel. Wir müssen deshalb annehmen, dass die in Wulfgars Besitz befindliche Rolle die Formel zur Zerstörung der Operativa-Kugel enthält.«

Tristan spürte, wie eine ganz bestimmte Erinnerung versuchte, sich bemerkbar zu machen. Sie hing mit dem Tag zusammen, an dem ihm Nicholas in der Höhle des Unvergleichlichen seine Pläne dargelegt hatte. Nach einer Weile fiel Tristan endlich ein, worum es dabei gegangen war. Er sah zu Faegan und Wigg hinüber.

»Ihr habt völlig Recht«, sagte er. »Wulfgar hat in der Tat vor, die Kugel der Operativa zu zerstören.«

Wigg sah den Prinzen zweifelnd an. »Und wie kommt Ihr darauf?«

»Weil Nicholas es mir selbst gesagt hat, damals in der Höhle, als er mir enthüllte, wer er war und warum ihn die Häretiker auf die Erde zurückgeschickt hatten«, antwortete Tristan. Der Prinz schloss die Augen und versuchte mit aller Kraft, sich an den genauen Wortlaut von Nicholas' Äußerung zu erinnern.

»*Nach der Rückkehr der Häretiker werden wir alle anderen Menschen auf Erden auslöschen*«, zitierte Tristan schließlich. »*Unsere Welt soll frei von Menschen sein, die nicht ausreichend begabt sind ... Dann werden wir zusammen die Operativa und den ihnen zugehörigen Himmelskörper zerstören, sodass nur noch die wahren, erhabenen Lehren der Destruktiva übrig bleiben, die wir so lieben ...*«

»Der zweite Teil von Nicholas' Plan«, murmelte er. »Aber um ihn verwirklichen zu können, benötigte Krassus zunächst einmal zweierlei. Er brauchte Wulfgar wegen der Qualität seines Blutes und der besonderen Linkslastigkeit seiner Signatur. Und er brauchte die Destruktiva-Rolle, um an die Latenzzauber heranzukommen, die er für Wulfgar benötigte, vor allem an den, der Wulfgar die Fähigkeit verleiht, die Operativa-Kugel zu zerstören.«

»Es gibt aber mit Sicherheit noch einen anderen Grund, warum Wulfgar nach Eutrakien kommen wird«, warf hier Faegan ein.

»Und welchen?«, fragte Tristan.

»Er wird versuchen, uns die Operativa-Rolle wegzunehmen – und sei es nur, um zu verhindern, dass wir Euer Blut mit weiteren Latenzzaubern belegen. Je mehr Macht Ihr gewinnt, desto größer ist die Gefahr für ihn und das, was er vorhat.«

»Und Grizelda und dieser Harlekin sollten die Rolle für ihn ausfindig machen und in die Zitadelle bringen«, setzte Wigg hinzu. »Aber sie sind gescheitert und beide tot.«

»Wie sehen diese Kugeln eigentlich aus?«, fragte Shailiha. »Und welchem Zweck dienen sie? Ich habe Euch zwar schon oft von ihnen sprechen hören, verstehe aber nicht, was es damit auf sich hat.«

»Ich auch nicht«, sagte Celeste.

»Magie ist überall«, erläuterte Wigg, »auch wenn man sie nicht sieht. In dieser Hinsicht ähnelt sie der Luft, die uns umgibt. In Wirklichkeit hat die Magie aber Substanz und Form, genau wie die Luft. Wohlgemerkt, ich spreche hier von der Magie selbst, von dem, was sie *wirklich* ist. Sie besitzt echte Konsistenz, und beide Seiten, sowohl die Operativa wie auch die Destruktiva, können im ganz konkreten Sinne des Wortes gesehen werden. Das ist auch der Grund, warum ich Euch gebeten habe, statt in den Tiefen der Fes-

tung hier auf dem Balkon mit uns zusammenzutreffen – damit wir Euch diese wunderbare Erscheinung vorführen können und Ihr besser versteht, was es mit allen Kräften zu schützen gilt.« Wigg schloss die Augen und reckte die Arme wie flehend zum Himmel.

Der Himmel begann sich aufzuhellen. Blendendes Licht schoss zusammen und fing an, sich langsam zu drehen, bis es schließlich zu einer golden leuchtenden Kugel geworden war, von der sich gelegentlich goldene Energietropfchen lösten und in den Palasthof fielen, wo sie sich in nichts auflösten. Zum zweiten Mal in seinem Leben blickte Tristan voller Ehrfurcht zur Kugel der Operativa hinauf.

Wigg hob von neuem die Arme, worauf ein dunkles Etwas Gestalt annahm, das sich ebenfalls zu drehen begann und bald die Größe der anderen Kugel erreicht hatte, jedoch nicht schön und Ehrfurcht gebietend wie diese wirkte, sondern bedrohlich, ja, sogar entsetzlich.

Die dunkle Kugel versuchte nun, die helle beiseite zu drängen, als wolle sie sich mehr Platz verschaffen. Ab und zu lösten sich dunkle Energietropfchen von der pechschwarzen, glänzenden Oberfläche, während immer wieder helle Blitze durch das Zentrum der Kugel schossen. Die Kugel der Destruktiva, dachte Tristan bei sich. Das ist also die dunkle Seite der Magie in all ihrer gespenstischen Pracht.

Gebannt beobachteten die am Tisch Sitzenden, wie sich die zwei Kugeln am nachmittäglichen Himmel entlangbewegten, immer wieder langsam aufeinander zustrebten, als ob sie einander irgendwie bräuchten, um dann im letzten Augenblick abrupt voreinander zurückzuweichen.

Wigg öffnete die Augen. »Alles in der Natur hat sein Gegenteil«, erklärte er. »Mann und Frau, Licht und Dunkelheit. Dieses Schema zieht sich durch die gesamte uns bekannte Welt. Die beiden Seiten der magischen Kunst bilden da keine Ausnahme. Seit wir von ihrer Existenz wissen, be-

finden sie sich in diesem ständigen Widerstreit.« Er machte eine Pause und ließ den Blick über die erstaunten Gesichter der anderen schweifen.

»Es heißt, dass sich die zwei Kugeln nie berühren dürfen«, fuhr er fort. »Geschähe dies, so hätte es katastrophale Folgen und würde zu einem Riss im Gefüge beider Seiten führen. Falls die Risse groß genug wären, würde das den Untergang der Welt bedeuten, weil die Energien beider Seiten dann auf unkontrollierbare Weise zusammenfließen.« Wigg hob abermals die Arme und schloss die Augen, worauf sich die beiden Kugeln langsam auflösten.

»Was wird mit der Magie geschehen, wenn es Wulfgar gelingt, die Kugel der Operativa zu zerstören?«, fragte Abbe.

Faegan griff nach seiner Tasse, trank nachdenklich einen Schluck Tee und stellte die Tasse auf die Untertasse zurück. »Das wissen wir nicht genau, denn viele Prinzipien der Magie, die wir bisher für unumstößlich gehalten haben, scheinen mittlerweile ins Wanken geraten zu sein – zum Beispiel unsere Vorstellung, dass die eine Seite der Magie nicht ohne die andere existieren kann. Offenbar ist das aber doch möglich. Das hieße dann, dass die Welt – vielleicht für immer – von der dunklen Seite bestimmt werden und Wulfgar zum Herrn haben würde.«

Tristan kam eine Idee. »Warum kommen wir ihm nicht einfach zuvor?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Wie meint Ihr das?«, erwiderte Wigg.

»Ihr glaubt doch, dass die Rolle, die sich in unserem Besitz befindet, die Formel für die Zerstörung der Destruktiva-Kugel enthält, richtig?«

»Ja.«

»Warum können wir dann nicht als Erste zuschlagen und die Destruktiva-Kugel zerstören? Dann wäre Wulfgar machtlos und all unsere Probleme wären gelöst.«

Wigg seufzte. »Daran haben wir auch schon gedacht. Eine äußerst verlockende Idee. Aber das wäre nicht klug.«

»Weshalb?«

»Weil Ihr etwas vergessen habt«, erklärte Wigg. »Im Großen Buch heißt es, dass es Eure Aufgabe sein wird, die beiden Seiten der Magie zum Nutzen der ganzen Menschheit miteinander zu vereinigen. Wenn wir die Kugel der Destruktiva vorsätzlich zerstören, werdet Ihr nie in der Lage sein, die Euch vom Schicksal zugeteilte Mission zu erfüllen.« Wigg seufzte und betrachtete seine Hände.

»Verwirrend, nicht wahr?«, fuhr er kurz darauf fort. »Wie es scheint, sind wir in die unangenehme Lage geraten, *beide* Seiten der Magie erhalten zu müssen, so widerwärtig wir die Destruktiva auch finden. Wulfgar hingegen bleibt von einer solchen Auseinandersetzung völlig unberührt, sodass seine Aufgabe in mancherlei Hinsicht wesentlich einfacher erscheint als unsere.«

»Wie wird es geschehen?«, fragte Geldon.

»Wie wird *was* geschehen?«, entgegnete Wigg.

»Wenn Wulfgar den Latenzzauber zur Zerstörung der Kugel anwendet, meine ich«, antwortete Geldon. »Was wird dann passieren?«

Wigg verschränkte seine langen Finger miteinander. »Das lässt sich unmöglich sagen«, erwiderte er. »Die Operativa-Rolle enthält zwar die Formel, sagt aber nichts über den Vorgang als solchen. Allerdings wird in diesem Zusammenhang etwas erwähnt, das *Isthmus* heißt.«

»Was ist das?«, fragte der Zwerg.

»Das wissen wir noch nicht genau. Vielleicht finden wir es heraus, wenn wir weitere Nachforschungen anstellen. Im Augenblick glauben wir, dass es sich dabei um eine Manifestation der Magie handelt, die es irgendwie möglich macht, die beiden Kugeln teilweise miteinander zu vereinen, ohne dass sie sich wirklich berühren. Und wir nehmen

auch an, dass dieser Isthmus ein Teil dessen ist, was Wulfgar plant. Übrigens – einen Vorteil haben wir bei alledem immerhin gegenüber Wulfgar.«

»Nämlich?«, fragte Tristan.

»Nach unseren Erfahrungen halten sich die beiden Kugeln nur über dem Festland von Eutrakien auf«, antwortete Wigg. »Jeder Versuch, sie übers Meer der flüsternden Stimmen oder die Tolenka Berge zu dirigieren, ist bisher fehlgeschlagen. Warum das so ist, haben wir nie herausgefunden. Aber deshalb kann Wulfgar die Operativa-Kugel nicht einfach zur Zitadelle beordern und sie dort zerstören.«

In diesem Augenblick erklang die kräftige, gebieterische Stimme von Traax. »Wir werden ihn zurückschlagen, das schwöre ich«, sagte der Helferling. »Keine Streitmacht auf Erden kann unsere Krieger besiegen. Wir werden ihm einen Empfang bereiten, den er nie vergessen wird.«

Tristan sah zu Traax hinüber. »Vergebt mir, mein Freund«, sagte er, »aber da täuscht Ihr Euch vielleicht. Ich habe die Sklavenhalterdämonen kämpfen sehen. Sie können zwar nicht fliegen, sind aber doch wilde, grimmige Gegner. Unsere Streitmacht ist in der Schlacht über Farplain drastisch verringert worden. Und was noch schlimmer ist: Die Sklavenhalterdämonen werden von einem mächtigen Magier angeführt.« Nachdem er eine Weile lang nachgedacht hatte, wandte er sich Faegan und Wigg zu.

»Wenn es die Helferlinge nicht schaffen, Wulfgars Landung zu verhindern, könnt Ihr ihn dann mit Euern magischen Kräften zurückwerfen?«, fragte er freiheraus. »Gibt es überhaupt noch irgendeine Möglichkeit für uns, den Kampf zu gewinnen?«

»Das wird sich erst herausstellen, wenn es zum Kampf kommt«, erwiderte Wigg. »Die Macht des *Enseterat* wird in der Tat sehr groß sein.«

Tristan kniff die Augen zusammen. »*Enseterat?* Was ist das?«

»Dieses alteutrakische Wort haben wir in der Rolle gefunden. Es bedeutet *Herr der Destruktiva*, ein Titel, den sich Wulfgar inzwischen zugelegt haben dürfte. Auch von den Erwählten und ihren neuen Namen ist in der Rolle die Rede.«

Tristan blickte zu seiner Schwester hinüber. »Und wie lauten die?«, fragte er.

»Ihr, Tristan, seid der *Jin'Sai*, das heißt, der *Vereiniger der Künste*«, sagte Wigg, »während Shailiha als *Jin'Saiou* bezeichnet wird, das ist die weibliche Form dieses Ausdrucks.«

»Aber warum haben uns diejenigen, die vorausgingen, diese Namen gegeben?«, wollte Shailiha wissen.

»Wie es bei so vielen anderen magischen Zusammenhängen geschieht – das wissen wir nicht«, antwortete Faegan. »Vielleicht soll es ein Erkennungszeichen für spätere Zeiten sein, wenn Ihr den Versuch unternimmt, die beiden Seiten der Magie zu vereinen, vielleicht hat es aber auch andere, tiefere Gründe. Das wird sich erst im Laufe der Zeit herausstellen. Und Zeit ist gerade das, was wir nicht haben.«

Trotz allem, was Tristan gehört hatte, der Prinz war fest entschlossen, sofort Maßnahmen zu ergreifen.

»Wir müssen die Flotte ausschicken«, stellte er fest. »Und ein Warnsystem einrichten, damit wir sofort erfahren, wenn Wulfgar und seine Sklavenhalter ankommen.«

»Daran haben wir auch schon gedacht«, sagte Wigg. »Was schlägt Ihr vor?«

Tristan wandte sich Traax zu. »Ihr müsst in konzentrierter Formation segeln, damit die gesamte Flotte von einem Moment zum nächsten einsatzbereit ist. Ich will dass die Flotte manövrierfähig ist, ohne die Küste im Rücken zu haben. Verlasst das Delta und nehmt Kurs nach Osten, ent-

fernt Euch aber nur so weit von Tammerland, dass Eure besten Langstreckenflieger es ohne Zwischenstopp erreichen können. Wenn Ihr vor Anker gegangen seid, schickt einige Schiffe weiter nach Osten, um Ausschau zu halten. Sobald sie die Sklavenhalter gesichtet haben, lasst mir eine Nachricht zukommen. Wenn es uns gelingen sollte, Wulfgars Flotte zu zerstören und ihn an der Landung zu hindern, sind wir vielleicht auch in der Lage, die Operativakugel zu retten.«

Tristan sah die Magier an. »Einverstanden?«, fragte er. Die zwei nickten.

Tristan dachte kurz nach, dann wandte er sich Traax zu. »Erinnert Ihr Euch an einen Offizier namens K'jarr?«, fragte er. »Er hat während der Schlacht mit den Piraten einen Geist und eine Tapferkeit gezeigt, die mich sehr beeindruckt haben.«

»Selbstverständlich«, antwortete Traax lächelnd. »Einer meiner besten Männer. Noch etwas jung und ungestüm, aber sehr tüchtig.«

»Gut«, antwortete Tristan. »Wenn Ihr zur Flotte zurückkehrt, dann sorgt dafür, dass er stets an Eurer Seite bleibt. Er darf an keinem der Patrouillenflüge teilnehmen. Wenn ich zu Euch stoße, habe ich wahrscheinlich eine eigene Aufgabe für ihn. Außerdem möchte ich, dass Ihr eine besondere Art von Trage bauen lasst. Näheres erkläre ich Euch aber später.«

Traax neigte leicht den Kopf. »Ich lebe, um zu dienen«, sagte er, um mit einem Lächeln hinzuzufügen: »Es wird alles so gemacht, wie Ihr befiehlt, *Jin'Sai*.«

Als Tristan hörte, wie ihn jemand zum ersten Mal mit diesem Namen ansprach, schüttelte er seufzend den Kopf. Er hatte noch nie etwas für Titel übrig gehabt, und jetzt hatte er sogar noch einen weiteren erhalten. Er sah zu Shailiha hinüber, die ihm zulächelte.

»Und was werdet Ihr tun?«, fragte Tristan die Magier.

»Was wir schon seit einer Woche tun«, antwortete Wigg.
»Insbesondere werden wir nach einem Weg suchen, um den Latenzzauber abzuwehren, mit dessen Hilfe Wulfgar die Kugel zerstören könnte. Aber ich muss Euch allen hier ganz offen sagen, dass infolge der Qualität seines Blutes und seiner magischen Kräfte die Wahrscheinlichkeit, dass wir ihn aufhalten können, nur sehr gering ist. Und wenn wir scheitern, wird in Kürze vielleicht alles, was wir kennen und lieben, untergehen.« Eine Weile lang herrschte Totenstille.

Tristan sah zu Traax hinüber. »Geht jetzt«, befahl er.
»Brecht mit der Flotte auf, aber lasst eine ausreichend große Anzahl von Truppen hier, die notfalls den Palast verteidigen könnten. Befolgt meine Anweisungen auf das Genaueste. Ich erwarte dann, Nachricht von Euch zu erhalten.«

Traax nickte und erhob sich. Er trat zur Balkonbrüstung, spannte seine Flügel auf und schwang sich in die Luft.

Tristan ging ebenfalls zur Balkonbrüstung und sah Traax nach, der kleiner und kleiner wurde, bis er schließlich am Himmel verschwand. Der Prinz wusste, dass sie, wenn sie nicht großes Glück hatten, diesen Kampf verlieren würden. Dann fiel ihm der Krieger K'jarr wieder ein. Vielleicht gab es doch noch eine Möglichkeit – eine allerdings, die er den Magiern gegenüber unerwähnt gelassen hatte.

Obwohl all seine Lieben hinter ihm am Tisch saßen, fühlte er sich auf einmal sehr allein.

VIERUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Wieder hustete das kleine Mädchen, das in der einfachen Holzwiege lag und mit dem Tode rang. Die Frau in dem dunkelroten Gewand spürte, dass dieser Anfall der letzte des Kindes sein würde. Die Eltern saßen mit verweinten Augen da und sahen hilflos zu, wie die Kleine um ihr Leben kämpfte.

Die Frau schloss die Augen und versuchte auf magische Weise, dem Kind das Atmen zu erleichtern. Gleichzeitig achtete sie darauf, dass kein azurblaues Licht entstand, damit die Eltern nicht auf ihre geheimen Fähigkeiten aufmerksam wurden. Doch sie wusste, dass auch sie dabei war, diesen Kampf zu verlieren, und das Ende nahe bevorstand.

Fast im gleichen Moment schloss das Kind seine dunkelbraunen Augen. Wie kleine Schmetterlingsflügel flatterten die weichen Augenlider ein letztes Mal. Aus den erschöpften Lungen der Kleinen kam ein leises Röcheln, dann sank der Kopf des Mädchens zur Seite. Die Frau im dunkelroten Gewand stand langsam auf.

Mit Tränen in den Augen zog sie, die Adrian hieß, die fadenscheinige Decke über das Gesicht des Kindes. Dann drehte sie sich zu den Eltern zurück und schüttelte traurig den Kopf.

Außer sich vor Schmerz riss die Mutter das tote Kind aus dem Bett und presste es an sich, als könne sie ihm auf diese Weise das Leben zurückgeben. Adrian überließ die Mutter ihrem Kummer und trat zum Vater. Sein Name war Inar, und er hatte drei Tage lang weder gegessen noch geschla-

fen. Dem Zusammenbruch nah, lehnte er den Kopf gegen die Wand und brach in heftiges Schluchzen aus.

»Seid versichert, dass ich alles getan habe, was in meinen Kräften stand«, sagte Adrian leise.

Sie streckte den Arm aus und drückte dem Mann sanft die Hand, die sich kalt und leblos anfühlte. Der Vater, dem die Tränen übers Gesicht rannen, brachte nur ein Nicken zustande.

Da sie wusste, dass es nichts mehr zu sagen gab, verließ Adrian die Hütte und trat auf die Straße hinaus, wo sie von einem leichten Regen empfangen wurde. Sie ging zu ihrem Pferd, das in der Nähe angebunden war, und zog sich im Gehen die Kapuze ihres Gewandes über den Kopf.

Während sie aufsaß, warf sie einen letzten Blick auf die bescheidene Hütte, die sie gerade verlassen hatte. Aus dem Schornstein stieg dünner Rauch auf. Adrian wusste, dass die Haustür, so wie es Sitte war, bald mit einem schwarzen Trauerband geziert sein würde.

Adrian schloss die Augen. Dann schlug sie sie jedoch langsam wieder auf und lenkte ihr Pferd über das glitschige Kopfsteinpflaster der Straße. Wenn die Eltern des Kindes aus irgendeinem Grund die Gelegenheit gehabt hätten, Adrians linken Oberarm zu sehen, so hätten sie dort eine Tätowierung bemerkt: die Darstellung des Unvergleichlichen, ausgeführt in blutroter Farbe. Doch damit wäre nur ein Teil von Adrians Geheimnis enthüllt gewesen, dieses Geheimnisses, das nie preiszugeben sie bereits im Alter von fünf Jahren versprochen hatte, als die Magier des Direktoriums die demütige Bitte ihres Vaters gewährt hatten, seine einzige Tochter in Magie zu unterweisen.

Denn Adrian aus dem Hause Brandywyne war Absolventin einer Einrichtung, die nur wenigen Eingeweihten bekannt war. Einer Einrichtung namens Fledgling House.

Während sie den Hufschlägen ihres Pferdes lauschte, be-

obachtete sie, wie die trostlosen Häuser der Stadt Tanglewood an ihr vorbeizogen. Tanglewood war noch nie eine sonderlich wohlhabende Stadt gewesen, und seit der unerwarteten Rückkehr des Bundes der Zauberinnen und dem Tod der Magier des Direktoriums hatte sich die Lage hier noch weiter verschlechtert.

Die Häuser in diesem Teil der Stadt bestanden aus dunklem Holz, mit schäbigen Strohdächern. Sie wirkten alle irgendwie gleich und so baufällig, als müssten sie sich aneinander lehnen, um nicht einzustürzen.

Die ganze Nacht über hatte sie versucht, das sterbende Kind zu retten. Obwohl der Tag bereits angebrochen war, wurde die aufgehende Sonne von dunklen Regenwolken verdeckt. Die Stadt um sie herum schien langsam zu erwachen. Hier und da waren gedämpfte Stimmen zu hören, aus vielen Schornsteinen stieg Rauch auf. Bisweilen sah man, wie ein Nachttopf aus einem Fenster gehalten und der Inhalt kurzerhand auf die Straße geschüttet wurde. Männer in abgetragener Arbeitskleidung traten aus den Türen, um ihren Frauen einen Abschiedskuss zu geben und sich an ihr Tagewerk zu machen. Die verführerischen Düfte einfachen, aber guten Essens hingen in der feuchten Morgenluft.

Adrians Magen knurrte, was sie daran erinnerte, wie lange es schon her war, seit sie etwas gegessen hatte. Der Versuch, das kleine Mädchen zu retten, hatte all ihre Kraft in Anspruch genommen, und jetzt war sie erschöpft. Sie griff in die Tasche ihres Gewandes und zählte ihr Geld. Es würde gerade noch reichen, um in einen Gasthof einzukehren, bevor sie sich in ihr Dorf zurückbegab.

Obwohl sie mit zahlreichen Menschen zusammenkam – das heißt, mit all jenen, die ihre Hilfe brauchten –, fühlte sie sich manchmal sehr allein. Sie war jetzt dreißig Jahre alt und kam sich weder jung noch alt vor. Verheiratet war sie noch nicht, aber das beunruhigte sie auch nicht weiter. Sie

war ein Einzelkind gewesen, ihre Mutter war bei ihrer Geburt gestorben. Ihr Vater hatte sie jetzt seit fast einem Jahr nicht mehr in ihrer bescheidenen Hütte – die er mit eigenen Händen für sie gebaut hatte – besucht, was ihr große Sorge bereitete. Er war ein Konsul der Festung, und es hatte oft geheißt, dass er den Obermagier persönlich kenne. Doch seit einiger Zeit ging das Gerücht, Wigg sei tot, ebenso wie alle anderen Magier des Direktoriums. Ein Schauer überlief sie, als sie sich von neuem fragte, was wohl aus ihrem Vater und den anderen Angehörigen seiner Bruderschaft geworden sein mochte.

Seit einiger Zeit schon war sie keinem Mitglied der Bruderschaft mehr begegnet, und das war ungewöhnlich. Sie hatte den Eindruck, nicht nur dem Direktorium, sondern auch der Bruderschaft müsse ein Unglück zugestoßen sein, sodass sie und die anderen Akolythinnen jetzt allein da standen.

Doch Adrian war eine mutige, entschlossene Frau. Ungeachtet der chaotischen Zustände im Land würde sie weiterhin gute Taten tun, wie sie es dem Vorsteher und der Hausmutter vom Fledgling House an dem Tag geschworen hatte, als sie und ihre Klassenkameradinnen aus dieser Ausbildungsstätte entlassen worden waren.

Sie war sehr stolz darauf gewesen, zur ersten Gruppe dieser Art zu gehören, die in die Welt hinausgeschickt wurde. Sie hatte sich immer danach gesehnt, dem Fledgling House eines Tages wieder einmal einen Besuch abzustatten, war aber nie dazu gekommen. Und auch Duncan hätte sie gern wieder gesehen, den Magier mit dem langen grauen Haar, der ihr so viel beigebracht hatte. Desgleichen Martha, Duncans Frau – die freundliche, rundliche Hausmutter, die sich stets fürsorglich um die Mädchen gekümmert hatte. Sie erinnerte sich voller Herzlichkeit an das Paar und hoffte, dass beide wohlauf waren. Fledgling House war das einzige rich-

tige Zuhause gewesen, das sie je kennen gelernt hatte, und Duncan und Martha galten ihr mehr als ihre Eltern, mehr, als ihr Vater und ihre verstorbene Mutter je hätten bedeuten können.

Vielleicht besuche ich sie eines Tages, dachte sie bei sich. Wenn die Zeiten nicht mehr so schlimm sind und meine Gaben nicht mehr so sehr gebraucht werden.

Adrian fasste nach einer Haarsträhne, die sich irgendwie selbstständig gemacht hatte und unter ihrer Kapuze hervorgekommen war, und schob sie sich hinters Ohr. Sie lächelte sanft vor sich hin. Sie wusste, dass sie nicht schön war. Doch sie besaß jene Stärke des Herzens, die ihr verriet, dass das Maß der Weiblichkeit eine weit geringere Rolle spielte als die Qualität ihrer Arbeit im Dienste der Magie. Was ihr in ihrer äußeren Erscheinung fehlen mochte, machte sie nicht nur durch ihre Klugheit, sondern vor allem durch ihre Herzensgüte mehr als wett.

Adrian war ziemlich klein und unansehnlich. Ihre großen, ruhigen Augen waren dunkelbraun. Ihr sandfarbenes, krauses, schulterlanges Haar schien immer irgendwie im Wege zu sein. Sie trug das dunkelrote Gewand der Akolythinnen, das mit einer schwarzen Kordel gegürtet war.

Endlich erblickte sie einen Gasthof. Doch als sie auf ihn zuritt, befahl sie auf einmal ein seltsames Gefühl. Sie zügelte ihr Pferd und machte Halt. Sie atmete immer schwerer und begann merklich zu schwitzen, obwohl es nicht sonderlich warm war. Solch eine Empfindung hatte sie noch nie gehabt. Das Ganze tat nicht weh, sondern war eher so etwas wie ein plötzliches Verlangen. Aber ein Verlangen wonach?

Wie besessen fuhr sie auf einmal herum und blickte über die Dächer der Häuser nach Südosten. Tammerland, dachte sie bei sich. Dort gab es den Königspalast. Und sie verspürte den unwiderstehlichen Drang, sich zu diesem Palast zu begeben.

Doch es war den Akolythinnen verboten, die königliche Residenz aufzusuchen. Es hieß, dass man von den Magiern streng bestraft würde, wenn man es trotzdem tat. Doch wie konnte etwas, zu dem ihr Herz sie antrieb, falsch sein? Sie wusste es nicht, denn was sie erlebte, widersprach in allem ihrer Ausbildung. Sie wusste nur, dass der Drang unwiderstehlich war und es ihr das Herz zerreißen würde, wenn sie diesem Verlangen nicht nachgab.

Wie in einem Traum dirigierte Adrian also ihr Pferd herum und lenkte es auf die Straße, die geradewegs nach Tammerland führte.

Sie konnte nicht wissen, dass alle anderen Akolythinnen dasselbe erlebten wie sie – dass es sie alle unwiderstehlich nach Tammerland zog, Hauptstadt des Landes und Sitz der Magie.

Wigg öffnete die Augen und ließ erschöpft die Arme sinken. Es war kurz nach Tagesanbruch. Er und Faegan hatten die ganze Nacht durchgearbeitet, um einen der Zaubersprüche zur Anwendung zu bringen, die sie auf der Rolle gefunden hatten. Die Lampen der Festung brannten hell, in der Nähe der Magier schwebte die teilweise entrollte Operativa-Rolle und leuchtete azurblau.

»Habt Ihr es geschafft?«, fragte Faegan. Er saß an einem Tisch, der in der Nähe stand, in seinem Rollstuhl. Auf seinem Schoß lag Nicodemus und schnurrte zufrieden.

»Ich denke schon, alter Freund«, erwiderte Wigg müde. Er schlurfte um den Tisch herum und nahm neben Faegan Platz. »Ob es wirklich gelingen kann, das wird sich natürlich erst im Laufe der Zeit herausstellen.«

Faegan beschloss, das Thema zu wechseln. »Habt Ihr schon mit den beiden gesprochen?«, fragte er. »Habt Ihr Tristan und Celeste von der Warnung erzählt, die wir heute Morgen fanden?«

»Nein«, antwortete Wigg mit einem Seufzer. »Ehrlich gesagt, ich weiß auch nicht, wie ich das anstellen soll. Die zwei lieben sich so sehr ...«

Faegans Miene verdüsterte sich. Er rollte seinen Stuhl ein Stück näher an Wigg heran. »Ihr dürft nicht länger warten, Wigg!«, sagte er streng. »Das wisst Ihr genauso gut wie ich! Wenn Ihr Euch nicht dazu durchringen könnt, werde ich es übernehmen. Aber wir müssen es ihnen auf jeden Fall sagen. Ich weiß ja selbst, dass es ihnen das Herz brechen wird und dass die beiden auch schon unendlich viel durchgemacht haben. Nichtsdestoweniger sind wir ihnen das schuldig.«

Der Obermagier blickte auf seine Hände, als hätte er dieses Thema am liebsten ganz fallen gelassen. Tränen traten ihm in die Augen. Tristan und Celeste hatten schon so viel gelitten. Wie konnte er ihnen da so etwas antun? Trotzdem musste er es tun, um der Magie willen.

Entschlossen stand Wigg auf, ging in eine Ecke des Gemaches und zog an einer samtenen Klingelschnur. Kurz darauf klopfte es an der Tür, die sich auf Wiggs Befehl hin öffnete. Ein Helferlingskrieger trat ein und schlug die Hacken zusammen.

»Ich lebe, um zu dienen«, sagte er.

Wigg schaute Faegan an, wusste jedoch, dass dieser keinen Aufschub dulden würde. Faegan erwiderte mit strenger Miene seinen Blick und nickte. Wigg wandte sich dem gehorsam wartenden Krieger zu.

»Hol bitte sofort den *Jin'Sai* und meine Tochter her«, sagte er.

Der Krieger schlug von neuem seine Hacken zusammen und ging davon, um sich auf die Suche nach dem Prinzen zu machen.

Wigg trat bedrückt zum Tisch zurück, ließ sich neben Faegan auf einen Stuhl fallen und wartete.

FÜNFUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Als das vertraut heftige Klopfen an der Tür erklang, richtete sich Wigg starr auf seinem Stuhl auf. Nachdem er Fagan einen Blick zugeworfen hatte, holte er tief Luft und sah zur Tür.

»Herein«, sagte er.

Der Prinz und Celeste traten ein. Aus irgendeinem Grund schien Tristan besonders erpicht darauf zu sein, mit den Magiern zu sprechen. Nachdem er seine Waffen abgelegt und über eine Stuhllehne gehängt hatte, nahm er neben Wiggs Tochter am Tisch Platz.

Wigg holte tief Luft und sah die beiden jungen Leute an. »Ich bin froh, dass ihr hier seid«, sagte er. »Wir müssen mit euch reden. Es hat sich etwas ...«

»Und ich muss auch mit Euch reden«, fiel ihm Tristan aufgeregt ins Wort. »Hättet Ihr mich nicht holen lassen, so wäre ich von selbst zu Euch gekommen.«

»Worum geht es?«, fragte Wigg. »Stimmt etwas nicht?«

»Ich habe eine Idee«, antwortete Tristan rasch. »Und ich fürchte, dass das, was Ihr mit mir besprechen wollt, erst einmal warten muss. Was ich Euch zu sagen habe, ist von größter Wichtigkeit. Aber zuerst teilt mir doch bitte mit, ob Ihr inzwischen eine Möglichkeit gefunden habt, Wulfgar aufzuhalten.«

Wigg lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und zog eine Augenbraue hoch. »Nein«, sagte er. »Dabei wird die Zeit immer knapper.«

Tristan griff in seine Hosentasche, nahm etwas heraus und legte es auf den Tisch. »Das könnte vielleicht die Lö-

sung unseres Problems sein«, sagte er. »Es ist mir gestern wieder eingefallen, als wir alle zusammen auf dem Balkon saßen.«

Faegan betrachtete den Gegenstand, um anschließend den Prinzen anzusehen. »Natürlich erkennen wir das wieder«, sagte er, während er Nicodemus streichelte. »Aber ich verstehe noch immer nicht, was Ihr eigentlich vorhabt.«

»Ihr habt uns gestern erzählt, dass die Kugeln sich nicht über das Meer locken lassen. Und dass wir, wenn es uns gelänge, Wulfgars Flotte an der Landung zu hindern, eine wesentlich größere Chance hätten, ihn von der Zerstörung der Operativa-Kugel abzuhalten, ist das richtig?«

»Jawohl, das trifft zu«, antwortete Wigg, dessen Neugier immer größer wurde. »Aber worauf wollt Ihr eigentlich hinaus?«

Über eine halbe Stunde lang erklärte Tristan nun Wigg, Faegan und Celeste, was er vorhatte und wie er es zu tun gedachte. Als er fertig war, lehnten sich die zwei Magier schweigend zurück und dachten eine Weile über Tristans Plan nach.

»Ich gebe zu, dass Euer Plan einiges für sich hat«, stellte Faegan schließlich fest. »Die Logistik und die Durchführung wären gelinde gesagt äußerst schwierig. Der Zeitplan müsste genau ausgearbeitet sein, doch selbst dann gäbe es keine Erfolgsgarantie. Trotzdem ist dies der beste Plan, der mir bislang untergekommen ist.« Er lächelte den Prinzen an. »Offen gestanden, ich bin beeindruckt.«

»Dem kann ich nur zustimmen«, warf Wigg ein. »Aber sagt, weiß außer uns hier jemand von Euerm Plan?«

»Nein.«

»Gut«, sagte der Obermagier. »Dann sorgt dafür, dass es auch so bleibt. Und lasst das, was Ihr mitgebracht habt, bei uns. Wir werden über Euern Plan nachdenken und Euch wissen lassen, ob er durchführbar ist.«

»Wenn Ihr das für nötig haltet, bitte«, entgegnete Tristan. »Aber Ihr solltet Euch lieber beeilen. Das Warnsignal, das wir von unseren Erkundungsschiffen erwarten, kann jederzeit eintreffen, ob Ihr nun so weit seid oder nicht.«

Zufrieden verschränkte Tristan die Arme vor der Brust. »Nun«, fuhr er fort, »und was wolltet Ihr uns mitteilen?«

Wie es seine Gewohnheit war, schob Wigg die Hände unter die Ärmel seines Gewandes. »Genau genommen zwei Dinge«, erwiderte er, »die beide mit der Operativa-Rolle zu tun haben.«

Tristan und Celeste warfen einen Blick auf die Rolle, die nach wie vor in der Luft schwebte und ein azurblaues Licht ausstrahlte.

»Was ist damit?«, fragte Celeste.

»Könnt ihr euch noch erinnern, dass Faegan und ich euch von etwas erzählt haben, das die Hüterin der schwimmenden Gärten uns gegenüber erwähnt hat? Sie nannte es den Fluss der Gedanken.«

Tristan runzelte die Stirn. »Ja, jetzt erinnere ich mich«, antwortete er. »Obwohl es mir offen gestanden entfallen war. Ihr habt auch nicht viel darüber gesagt.«

»Das lag daran, dass es zu diesem Zeitpunkt auch nicht viel darüber zu sagen gab«, erwiderte Faegan. »Wir wollten uns erst vergewissern, ob sich der entsprechende Zauberpruch tatsächlich auf der Rolle befindet. Und wir haben ihn gefunden.«

»Und was bewirkt dieser so genannte Fluss der Gedanken?«, fragte Tristan.

»Bei richtiger Anwendung kann er bestimmte Gefühle oder Empfindungen hervorrufen, und zwar bei mehreren Personen gleichzeitig«, erwiderte Wigg. »Faegan hat mein Blut heute Morgen mit dem betreffenden Latenzzauber belegt, und gerade habe ich ihn zum ersten Mal angewandt.«

»Zu welchem Zweck?«, wollte Celeste wissen.

»Um alle Akolythinnen des Fledgling House nach Hause zu rufen«, antwortete er. »Die Festung ist viel zu lange leer gewesen. Sie muss wieder dem Zweck zugeführt werden, für den sie gebaut wurde, sie muss wieder Ausbildungsstätte und sicherer Hafen für diejenigen werden, die in unserem Namen durch das Land ziehen und gute Taten vollbringen. Wie ihr beide wisst, sind die Konsuln zu den Destruktiva bekehrt und in die Zitadelle gebracht worden, sodass sie jetzt bedauerlicherweise alle unter Wulfgars Kontrolle stehen. Deshalb haben wir uns des Flusses der Gedanken bedient, um die Akolythinnen herzuholen«, fuhr er fort. »Welchen besseren Ort als die Festung könnte es in unseren unruhigen Zeiten geben, um diese wertvollen Wesen aufzunehmen? Ihre Aufgabe wird es sein, die Stelle der Konsuln einzunehmen, die uns verraten haben.« Er sah Tristan mit traurigem Blick an.

»Das war der lebenslange Traum Eurer Mutter«, fügte er leise hinzu. »Die Gleichstellung der Frau in der Magie. Fagan und ich wollten die Akolythinnen schon früher nach Hause holen, aber erst der Fluss der Gedanken hat uns die Möglichkeit an die Hand gegeben, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen. Wir werden Morgannas Zukunftsvision verwirklichen, sodass sich der Kreis nach über drei Jahrhunderten endlich schließen wird.«

Tristan starrte die beiden Magier an. Dann strahlte er über das ganze Gesicht. Es freute ihn ungemein, dass sie endlich an diesem Scheideweg der Geschichte angelangt waren. »Aber woher wollen wir denn wissen, dass sie auch diejenigen sind, die sie zu sein behaupten? Ein rotes Gewand lässt sich leicht beschaffen. Könnten nicht Verräterinnen unter ihnen sein? Es kommt mir ziemlich gewagt vor, Fremde in den Palast zu lassen.«

»Zunächst einmal werden es natürlich alles Frauen sein«, antwortete Wigg, »von denen die älteste nicht über dreißig

Jahre alt sein darf. Außerdem muss jede von ihnen, wie Ihr ganz richtig festgestellt habt, das rote Gewand mit der Kapuze tragen, das ihre Stellung anzeigt. Aber selbstverständlich sind diese Dinge allein noch kein ausreichender Beweis. Deshalb werden wir ihre Blutsignaturen untersuchen und mit unseren Unterlagen vergleichen, bevor wir sie in die Geheimnisse der Festung einweihen. Wir werden auch nachprüfen, ob sie Latenzzauber im Blut tragen, was nicht der Fall sein dürfte. Sollten wir trotzdem welche entdecken, so werden wir diese Frauen von den anderen absondern und einem Verhör unterziehen.« Der Obermagier hielt einen Augenblick inne und verschränkte seine langen Finger.

»Tristan, wenn Ihr gestattet, würde ich den vor dem Palasteingang stationierten Helferlingen gern die Anweisung erteilen, sich in das Innere des Palastes zurückzuziehen«, sagte Wigg. »Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass die wenigsten Akolythinnen zuvor schon einmal einen unserer geflügelten Freunde gesehen haben, und ich möchte die Frauen nicht verschrecken. Sie werden schon ängstlich und beklommen genug sein. Sie brechen nämlich, indem sie hier herkommen, ihren Eid. Wir können nur hoffen, dass der Fluss der Gedanken stark genug ist und ihnen hilft, diese Empfindungen zu überwinden. Wenn sie hier ankommen, muss ihnen bedeutet werden, dass sie willkommen sind und dass wir es waren, die sie hergerufen haben.«

»Entschuldige, Vater«, warf Celeste ein, »aber bist du sicher, dass dies ein günstiger Zeitpunkt ist, um so etwas zu tun? Was ist denn mit Wulfgar und seiner Flotte?«

»Es ist der günstigste und gleichzeitig der ungünstigste Zeitpunkt«, antwortete Faegan. »Und Wulfgar ist der Grund für das eine wie das andere. Wenn er tatsächlich auf dem Weg hierher ist, wollen wir die Akolythinnen so schnell wie möglich in Sicherheit bringen, damit er sie nicht beeinflussen kann. Und wenn Grizelda gelogen hat und

Wulfgar nicht gegen uns vorrückt, warum sollten wir dann warten? Euer Vater und ich haben lange darüber nachgedacht und dann beschlossen, die Sache zu vollenden.«

Tristan sah Wigg an, dessen Gesicht sich verdüsterte. »Und die andere Sache, über die Ihr mit uns sprechen wolltet?«, fragte Tristan. »Worum geht es dabei?«

Ohne Tristans Frage zu beantworten, schaute Wigg die zwei jungen Leute streng an. »Es tut mir Leid, euch das fragen zu müssen, aber wir müssen wissen, ob ihr zwei euch ... *nah* gewesen seid. Und wenn ja, wie oft.«

Tristan und Celeste starrten ihn schockiert an. »Wie könnt Ihr nur so etwas fragen?«, entgegnete der Prinz. »Außerdem ist jetzt wirklich nicht die Zeit für ...«

»Seid versichert, dass wir unsere Gründe für diese Fragen haben«, fiel ihm Wigg ins Wort. »Es ist sogar von größter Wichtigkeit, dass ihr sie beantwortet.«

Jeden anderen Mann, der ihm eine solche Frage gestellt hätte, hätte Tristan wahrscheinlich sogleich niedergeschlagen. Doch dies hier waren Wigg und Faegan, und die Magier hatten für das, was sie taten, immer ihre Gründe. Trotzdem machte der Prinz ein finsternes Gesicht.

»Einmal«, antwortete er und verschränkte verärgert die Arme vor der Brust. Celeste errötete.

»Wann war das?«, fragte Wigg.

»Gestern Vormittag.«

»Und hat während eures Zusammenseins einer von euch ein azurblaues Licht bemerkt?«

Tristan nahm Celestes Hand und wandte sich zu Wigg zurück. »Es könnte sein, dass ich tatsächlich ein solches Licht gesehen habe«, sagte er zögernd.

»Das ist keine Antwort«, gab Wigg ungehalten zurück. »Entweder Ihr habt eines gesehen, oder Ihr habt keins gesehen.«

»Ich habe ja noch halb geschlafen«, antwortete Tristan.

»Selbst jetzt bin ich mir nicht sicher, ob es ein Traum oder Wirklichkeit war.«

»Worum geht es denn eigentlich?«, fragte Celeste besorgt. »Stimmt irgendetwas nicht?«

Wiggs Gesichtsausdruck wurde ein wenig milder. Er streckte ihr die Hände entgegen. »Bitte steh auf und komm zu mir«, sagte er. Sie gehorchte.

Wigg sah die anderen an. »Seid bitte ganz still«, sagte er. »Was ich gleich tun werde, ist sehr wichtig.«

Er legte Celeste die Hand auf den Unterleib und schloss die Augen. Dann bewegte er sanft die Finger in die eine und andere Richtung, als suche er nach etwas. Nach einer Weile zog er seine Hand zurück, öffnete die Augen und bat Celeste, sich wieder zu setzen.

Faegan beugte sich gespannt über den Tisch und sah Wigg an. »Nun?«, fragte er.

Ein trauriger Ausdruck trat in das Gesicht des Obermagiers. »Ich konnte es nicht feststellen«, antwortete er. »Meine Untersuchung wurde abgeblockt, ganz so, wie es in der Rolle steht.«

Faegan rollte seinen Stuhl zu Celeste. Dann legte er ihr ebenfalls die Hand auf den Bauch und schloss die Augen, um sie nach einiger Zeit mit überraschtem Gesichtsausdruck zu öffnen.

»Versteht Ihr jetzt, was ich meine?«, fragte ihn Wigg. »Es lässt sich einfach nicht feststellen. Meines Wissens ist so etwas noch nie vorgekommen.«

»Aber wie kann das denn nur möglich sein?«, flüsterte Faegan.

Wigg fuhr sich verzweifelt mit den Händen über das Gesicht. »Keine Ahnung«, erwiderte er. »Aber es war deutlich zu merken, dass hier der Einfluss von Tristans Gegenwart am Werk gewesen ist. Habt Ihr das auch gespürt? Es war fast so, als würden unsere magischen Kräfte irgendwie

überwältigt. Offenbar können wir wieder einmal keine eindeutige Antwort finden – wie schon so oft, wenn es um sein azurblaues Blut ging.«

Tristan warf Celeste einen fragenden Blick zu und sah anschließend die Magier an. »Wovon im Namen des Jenseits redet Ihr zwei eigentlich?«, wollte er wissen. »Und was habt Ihr da eben mit Celeste getan?«

»Ihr zwei habt nichts Schlimmes getan«, sagte Wigg in mitfühlendem Ton. »Aber Ihr seid, ohne es zu wollen, in etwas verwickelt worden, zu dem bestimmte Dinge gesagt werden müssen – Dinge, die ihr zwei nicht gern hören werdet und die mit der Rolle zu tun haben.«

Der Obermagier nickte Faegan zu, der daraufhin zurücknickte.

Der verkrüppelte Magier streckte die Arme in Richtung der Rolle aus, die in der Luft schwebte. Unverzüglich löste sich ein kurzer Abschnitt von der Rolle ab und segelte durch die Luft, um über der Mitte des Tisches innezuhalten.

Tristan bemerkte, dass Celeste schon dabei war, die Schrift zu lesen. Plötzlich wich ihr alles Blut aus dem Gesicht und sie schlug entsetzt die Hände vor die Augen. Tristan legte tröstend den Arm um sie.

»Würde einer von Euch mir bitte endlich mitteilen, was hier vor sich geht?«, schrie er die Magier an. »Seht Ihr denn nicht, wie verstört sie ist?«

»Vielleicht wäre es das Beste, Euch den Passus zu übersetzen, da Ihr ja kein Alteutrakisch versteht«, sagte Faegan. Dann sah er zu der leuchtenden Schrift hoch und begann laut vorzulesen.

»Und sollte der Erwählte von seinen Gaben Gebrauch machen, bevor er dafür ausgebildet worden ist, so wird dies die Natur seines Blutes verändern und es azurblau färben. Doch diese Veränderung wird bestimmte Folgen haben. Denn sollte der Same des Erwählten aufgehen im Schoße einer Frau, so

wird das Kind unbeschreiblich entsetzlich sein, die weil das Blut des Jin'Sai verunreinigt ist. Und keine Frau auf der Welt – mit Ausnahme der Zwillingschwester des Jin'Sai – wird eine Blutsignatur besitzen, die stark genug ist zu verhindern, dass das Kind mit einer linkslastigen Signatur geboren wird. So wird es immer sein, bis das Blut des Jin'Sai zurückverwandelt werden kann – in Rot. Deshalb sollte kein Nachfahr des Jin'Sai auf Erden wandeln, und mit keiner Möglichkeit der Magie wird es gelingen festzustellen, ob die Gefährtin des Jin'Sai schwanger ist ...»

Wie betäubt sank Tristan auf seinem Stuhl zurück. Nach einer Weile sah er die Magier an, die besorgt dreinblickten.

»Warum habt Ihr uns das nicht früher gesagt?«, flüsterte er. »Dann hätte sich es sich doch vermeiden lassen ... Deshalb habt Ihr Celeste untersucht, nicht wahr? Ihr wolltet herausfinden, ob sie schwanger ist.« Er hielt einen Augenblick inne. »Ist sie ...«

»Das wissen wir nicht«, fiel ihm Wigg ins Wort. »Wir haben diesen Passus erst heute Morgen auf der Rolle entdeckt und euch dann sofort holen lassen.«

»Aber ich dachte, die Rollen seien nur eine Sammlung von Latenzzaubern«, sagte Tristan. »Wollt Ihr damit sagen, dass sie auch noch andere Dinge enthalten?«

»Ja«, antwortete Wigg. »In den Rollen verbirgt sich mehr, als es zunächst den Anschein hatte. Die unsere enthält nicht nur Latenzzauber, sondern viele zusätzliche Einzelheiten, ähnlich wie das Große Buch.«

»Und Ihr seid nicht imstande festzustellen, ob Celeste schwanger ist?«, fragte Tristan.

»Genau«, antwortete Faegan. »Ganz so, wie es in der Rolle steht. Das wird sich nur anhand der herkömmlichen, natürlichen Anzeichen feststellen lassen. Und dies wird einige Zeit dauern. Zu meinem Bedauern muss ich auch sagen, dass ihr zwei, solange Tristans Blut noch azurblau ist, euch

körperlicher Nähe enthalten müsst. Tut mir Leid, aber das ist nicht anders möglich. Der Magie anzugehören heißt manchmal auch, dass man Opfer bringen muss.«

Celeste nahm endlich die Hände vom Gesicht und sah die am Tisch Sitzenden an. Tristan erwartete, Tränen in ihren Augen zu sehen, doch das war nicht der Fall. Stattdessen hatte ihr Gesicht einen Ausdruck von grimmiger Entschlossenheit angenommen. Sie griff nach Tristans Händen und hielt sie fest.

»Es muss eine Möglichkeit geben, diese Sache in Ordnung zu bringen, und wir werden sie finden«, sagte sie in einem Ton, der ihre Worte trotz seiner Sanftheit wie einen Schwur klingen ließ. Sie sah Tristan tief in die Augen.

»Wenn ich schwanger bin, dann werden wir einen Weg finden, um das Kind sicher zur Welt zu bringen, ungeachtet dessen, was in der Rolle steht. Das schwöre ich dir, mein Geliebter«, sagte sie.

Tristan versuchte, etwas zu sagen, war jedoch so ergriffen, dass er nur zu nicken vermochte.

Dann stieg erneut der Hass, den er für sein azurblaues Blut empfand, in ihm auf.

Er wandte das Gesicht ab und presste die Zähne aufeinander. Jetzt hatte dieses Blut auch noch der Frau, die er liebte, und dem Kind, das sie vielleicht trug, ein solches Leid zugefügt.

Mit Tränen in den Augen nahm er Celeste in die Arme und hielt sie lange fest.

SECHSUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Der Helferlingskrieger namens Osiv bewegte sich mit seinen kräftigen Flügeln durch die Luft und suchte mit scharfen dunklen Augen den Ozean unter sich ab. Etwa fünfzig Meter von ihm entfernt flog in der gleichen Geschwindigkeit sein Mitstreiter Takir. Der mittägliche Himmel war leicht bewölkt, obwohl von Osten schwere dunkle Wolken heranzogen. Osiv wusste, dass sie bald zu ihrem Schiff würden zurückkehren müssen, und zwar schon wieder, ohne etwas entdeckt zu haben.

Wenn Osiv nach unten blickte, konnte er nur die leere Fläche des Meeres der flüsternden Stimmen sehen. Fünf Tage waren vergangen, seit die Flotte in der Nähe der Küste vor Anker gegangen war und man die Erkundungsschiffe ausgeschickt hatte. Das war bereits Osivs und Takirs vierte Mission dieser Art. Gewiss, sie waren auf einige Schiffe gestoßen, aber keines davon war ein Sklavenhalterschiff gewesen.

In diesem Augenblick erspähte Takir eine Fregatte, die, vor dem Wind segelnd, mit großer Geschwindigkeit in Richtung Westen fuhr. Das Schiff war durch keine Flagge gekennzeichnet. Nachdem er Osiv ein Zeichen gegeben hatte, schlugen die beiden Krieger ihre Flügel hinter dem Rücken zusammen und gingen in den Sturzflug über, um die Fregatte näher in Augenschein zu nehmen.

Als Osiv knapp über der Fregatte seine Flügel ausspannte, um seinen Fall abzubremsen, dachte er zunächst, er leide unter einer Wahnvorstellung. Das Schiff schien völlig verlassen. Weder auf den Decks noch in der Takelage

oder im Krähennest waren Matrosen zu sehen. Selbst das Steuerrad des Schiffs war unbemannt. Trotzdem pflügte es, ohne vom Kurs abzuweichen, durch die Wellen, als würde es von den besten Seeleuten gelenkt.

Obwohl er ein Helferlingsoffizier war, lief Osiv ein Schauer über den Rücken. *Ein Geisterschiff*. An den Lagerfeuern der Helferlinge hatte er zwar schon viele Geschichten über solche Schiffe gehört, aber nie damit gerechnet, tatsächlich einem von ihnen zu begegnen.

Er bedeutete Takir, dass sie das Schiff genauer untersuchen sollten. Dann zog er seinen Dreggan aus der Scheide. Takir tat es ihm gleich und folgte ihm vorsichtig zum Schiff.

Nachdem sie auf dem schwankenden Achterdeck gelandet waren, sahen sie sich um. Nach wie vor segelte das Schiff unbeirrt weiter. Die Masten schwankten sanft hin und her, die Planken knarnten, während sich die Wellen am Bug teilten. Ansonsten war nichts zu hören.

Doch plötzlich vernahmen sie ein laut knallendes Geräusch. Mit erhobenem Dreggan wirbelten sie herum.

Alles, was sie sahen, war eine offene Tür, die im Wind hin und her schwang. Von der Tür führten Stufen zum Zwischendeck.

Osiv packte seinen Dreggan noch fester und ging vorsichtig auf die Tür zu. Takir folgte ihm. Als die Treppenstufen verräterisch knarnten, zuckte Osiv zusammen.

Die Gänge unten waren nicht dunkel, wie Osiv eigentlich angenommen hatte, sondern hell erleuchtet, sodass sie sich mühelos zurechtfinden. Was sie entdeckten, schien alles so, wie man es bei einem Schiff auf hoher See erwarten konnte. Die Speisekammer der Kombüse war gut bestückt, und offenbar war es noch nicht allzu lange her, dass hier Matrosen gegessen und etwas gegessen hatten. In einer Ecke standen mehrere Reihen von Fässern mit Trinkwasser, das zum Teil schon aufgebraucht war. In den Mannschafts-

unterkünften hingen die üblichen Hängematten, die im Rhythmus des Schiffs hin und her schaukelten.

Sie setzten ihre Suche fort, ohne auch nur eine Spur von der Besatzung zu entdecken. Trotzdem war alles so, wie es auf einem Schiff zu sein hatte. Osiv überlegte, welches seltsame Schicksal die Mannschaft wohl ereilt haben mochte. Ob die Totenfresser dahintersteckten? Aber wenn dies der Fall war, wo verbarg sich dann das ganze Blut?

Sie gingen wieder an Deck, wo alles noch so war wie zuvor. Die Segel blähten sich im Wind, während das Schiff unbeirrt Kurs auf sein unbekanntes Ziel hielt.

Osiv entspannte sich ein wenig und senkte sein Schwert. Als er sich umsah, erblickte er in der Nähe ein Fass. Er setzte sich darauf und legte seinen Dreggan über die Knie. Takir gesellte sich zu ihm und stützte sich auf seinen Dreggan. Der Wind fuhr mit unheimlichem Stöhnen durch die unbemannten Segel.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Osiv. »Wo sind sie denn alle geblieben? Und dieses Schiff! Es ist immer noch auf Kurs, als sei nichts geschehen. Wie ist so etwas überhaupt möglich?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Takir. »Es ist so, als seien sie alle ...«

Plötzlich hörte Takir den vertrauten, unverkennbaren Laut, der entstand, wenn eine Schwertklinge durch Fleisch und Knochen sauste. Als er seinen Freund ansah, riss er ungläubig die Augen auf.

Osivs Kopf war buchstäblich in zwei Hälften gespalten, die langsam auseinander klappten und ihm auf die Schultern fielen. Osivs Blick wurde starr, aus den beiden Kopfhälften flossen Blut und Hirnmasse auf seine Rüstung.

Dann kippte Osivs Leiche auf das Deck, sein Dreggan fiel klirrend zu Boden.

Instinktiv riss Takir seinen Dreggan hoch und drehte sich

einmal um sich selbst, um nach Osivs Mörder zu suchen. Doch es war niemand da. Um ihn herum war nichts als gähnende Leere.

»Zeigt euch!«, schrie Takir wütend, während er mit seinem Schwert um sich schlug, ohne jedoch etwas zu treffen. Plötzlich sagte ihm irgendetwas, dass er seine Flügel ausbreiten und fliehen sollte, doch der Impuls kam ein wenig zu spät.

»Wenn du darauf bestehst«, sagte von irgendwoher eine kräftige, gebieterische Stimme.

Takir spürte, wie ihn ein eigenartiger Schauer befiel.

Als er nach unten sah, erblickte er einen senkrechten Schlitz in seiner Rüstung, aus dem Blut hervorsprudelte. Wie benommen versuchte er, die Hand dagegen zu pressen, doch dann wurde alles um ihn herum schwarz und er stürzte zu Boden.

Während das Blut der zwei Helferlingskrieger langsam über das Deck floss, erschien ein azurblaues Licht. Nach einer Weile verblasste es jedoch und verschwand schließlich ganz. Stattdessen stand Wulfgar dort.

Nachdem er einen kurzen Blick auf die zwei Leichen geworfen hatte, hob er den Arm. Sogleich materialisierte sich die aus Sklavenhalterdämonen bestehende Mannschaft, alle schwer bewaffnet. Vom Schwert eines Monsters tropfte frisches Blut.

Wulfgar bückte sich und hob den Dreggan auf, der Osiv gehört hatte. Er hielt ihn hoch und betrachtete die in der Sonne funkelnde Klinge eingehend.

»Eine kunstfertige Arbeit«, sagte er halb zu sich selbst. »Diese Schwerter sind wirklich ein Wunder. Es heißt, selbst der *Jin'Sai* trage eines.« Mit höhnischem Lächeln trat er zur Reling und warf die schöne Waffe über Bord. Dann zeigte er auf zwei Sklavenhalter.

»Ihr da!«, befahl er. »Werft die Leichen ins Meer. Und ihr anderen geht wieder euren Aufgaben nach!«

Wulfgars Taktik hatte Erfolg gehabt. Im Stillen dankte er Nicholas für das wertvolle Wissen über die Helferlinge, ihre Fähigkeiten und Gepflogenheiten. Jetzt vermochte er gut abzuschätzen, wie weit entfernt die Helferlingsflotte war, ohne dass seine Gegner den Standort seiner Flotte gekannt hätten. Zwei Flugtage, vermutete er. Ein Tag zu den Erkundungsschiffen, ein weiterer von den Erkundungsschiffen zur Helferlingsflotte. Das hieß, dass sich die Helferlingsflotte in der Nähe der Küste befand.

Wulfgar beobachtete, wie die Sklavenhalter die Helferlingsleichen ins Meer warfen. Das Wasser färbte sich blutig, und er hörte, wie die Körper mit gierigem Grunzen in Stücke gerissen wurden.

»Tut mir Leid, dass es nicht mehr war, meine Kinder«, sagte er lächelnd. »Aber bald werdet ihr euch satt essen können.« Als er nach achtern blickte, sah er das vermeintlich leere Meer hinter sich. Selbst die Kielspur seiner Schiffe war unsichtbar.

Im Stillen dankte er dem verstorbenen Krassus dafür, dass dieser ihn mit dem Latenzzauber belegt hatte, der es gestattete, Dinge und Lebewesen unsichtbar zu machen.

Wulfgar schloss die Augen und hob die Arme, worauf sein Flaggschiff von einem azurblauen Licht eingehüllt wurde. Als das Licht wieder verschwand, war nur noch das kalte, unruhige Meer zu sehen.

SIEBENUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Seite an Seite saßen die dreizehn verwirrten Frauen im Saal der Bittsteller und warteten darauf, dass jede von ihnen vor den Obermagier gerufen wurde. Wigg und Faegan saßen vor ihnen an einem Tisch. Darauf lag ein hoher Stapel von Pergamentbögen, neben dem eine merkwürdige Vorrichtung stand, wie noch keine der Frauen sie je gesehen hatte. Auf der anderen Seite saß eine Gruppe von Frauen, die die eigenartige Prüfung der Magier bereits bestanden hatte.

Während Adrian darauf wartete, an die Reihe zu kommen, ging ihr durch den Kopf, dass bisher all ihre Mitakolythinnen die Prüfung bestanden hatten. Immer noch hingerissen von der Schönheit ihrer Umgebung, ließ sie den Blick erneut durch den prachtvollen Raum schweifen. Gewiss, auch Fledgling House war schön gewesen, aber so etwas wie dies hier hatte sie noch nie gesehen. Die riesigen Buntglasfenster standen einen Spalt offen, um frische Luft und Licht hereinzulassen. Der schwarze, gemaserte Marmorfußboden war mit vielfarbig gemusterten Teppichen bedeckt, am hinteren Ende des Raums stand ein reich verzierter Thron aus Mahagoni. Im Saal roch es leicht muffig, was Adrian vermuten ließ, dass er in der letzten Zeit wenig benutzt worden war. Sie überlegte, wie wohl der übrige Palast aussehen mochte.

Erst heute Morgen waren sie und die anderen Frauen angekommen. Sie waren sich schon auf dem Weg hierher begegnet, und als sie einander ihre Erlebnisse erzählt hatten, hatten sie schnell festgestellt, dass jede von ihnen ebenso

plötzlich von jenem unerklärlichen Drang befallen worden war, sich zum Königspalast in Tammerland zu begeben.

Als der Ältesten von ihnen war Adrian die Aufgabe zugefallen, sie durch das Palasttor zu führen. Dort waren sie von einem buckligen Zwerg begrüßt worden, der sich als Geldon vorgestellt hatte. Er hatte erklärt, dass der Obermagier selbst für diesen Drang hierher zu kommen, verantwortlich gewesen sei – und dass sie also völlig richtig gehandelt hätten.

Erleichtert waren die Frauen dem Zwerg über die Zugbrücke in den Hof und von dort in den Palast gefolgt. Im Saal der Bittsteller hatte Geldon dann ihre Namen auf ein Stück Pergament geschrieben, dieses dem Magier gereicht und die Frauen zu ihren Plätzen geführt.

Adrian, die noch immer von der Pracht ihrer Umgebung gefesselt war, fuhr erschrocken zusammen, als der Obermagier ihren Namen aufrief.

»Adrian aus dem Hause Brandywyne, bitte tretet nun näher.«

Adrian stand auf, holte tief Luft und strich sich das Gewand glatt. Dann ging sie zum Tisch und sah den Obermagier an. Da sie nicht recht wusste, wie sie sich verhalten sollte, machte sie einen Knicks. Der Obermagier lächelte.

»Bitte setzt Euch«, sagte er. »Und habt keine Angst, mein Kind. Euch wird hier kein Leid geschehen, das verspreche ich Euch.«

Adrian nahm auf dem hochlehnigen, gepolsterten Stuhl Platz, der vor dem Tisch des Obermagiers stand.

Wigg blätterte den Pergamentstapel durch, zog schließlich einen Bogen heraus und legte ihn vor sich hin. Nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte, blickte er hoch und lächelte Adrian an.

»Willkommen, meine Liebe. Ich kannte Euern Vater. Er war einer unserer besten Konsuln ...«

War, dachte sie. Das Wort schnitt ihr ins Herz. »Verzeihung, Obermagier, aber wollt Ihr damit sagen ...«

»Pardon, Adrian«, warf Wigg rasch ein, »ich wollte damit nicht andeuten, dass Euer Vater gestorben ist. Um die Wahrheit zu sagen, wir wissen gar nicht, ob er tot ist oder noch lebt. Aber mehr davon später. Nun denn, wie viele Jahre sind vergangen, seit Ihr im Fledgling House Eure Ausbildung abgeschlossen habt?«

Erleichtert stieß Adrian den Atem aus, den sie, ohne sich dessen bewusst zu sein, angehalten hatte. »Neun«, antwortete sie.

»Das heißt, Ihr habt der ersten Klasse angehört, die die dortige Ausbildung absolviert hat, nicht wahr?«

»Ja.«

»Seid Ihr verheiratet?«

»Nein, Obermagier.«

»Habt Ihr Kinder?«

»Nein.«

»Bitte seid so freundlich, uns Eure Tätowierung zu zeigen.«

Adrian zog den linken Arm aus dem Ärmel ihres Gewandes und hob ihn, um Wigg das Abbild des Unvergleichlichen zu zeigen, so wie es schon die Akolythinnen vor ihr getan hatten. Nachdem der Obermagier genickt hatte, schob sie den Arm in den Ärmel zurück.

»Und jetzt gebt uns bitte eine kleine Probe Eurer magischen Kunst«, sagte Wigg.

Adrian sah sich im Raum um. Als sie den kalten Kamin in der Wand sah, hob sie den Arm und spreizte die Finger. Sofort fingen die im Kamin liegenden Scheite an zu brennen. Sie ballte die Finger zur Faust – und das Feuer erlosch. Als sie sich wieder zum Obermagier umwandte, bemerkte sie gerade noch, wie er nachdenklich eine seiner Augenbrauen hochzog.

»Gut gemacht«, sagte er. Faegan, der neben ihm saß, lächelte und streichelte seine blaue Katze.

»Bitte streckt Eure Hand aus«, sagte Wigg, indem er ein leeres Stück Pergament auf den Tisch legte.

Adrian gehorchte. Wigg ließ einen kleinen Einschnitt in ihrem Handgelenk entstehen, aus dem ein Blutstropfen auf das Pergament fiel. Unverzüglich zeichnete der Tropfen ihre Blutsignatur nach. Nachdem die zwei Magier sie eingehend mit dem Dokument verglichen hatten, das Wigg aus dem Stapel gezogen hatte, nickte der Obermagier.

Dann zog Wigg das merkwürdig aussehende Gerät zu sich heran, bei dem es sich um ein Stativ zu handeln schien, auf das oben eine Glaslinse montiert war. Er stellte das Gerät auf Adrians Blutsignatur und spähte durch die Linse. Nach einiger Zeit nickte er wieder und schob das Ganze zu Faegan hinüber, der ebenfalls durch die Linse sah. Als der verkrüppelte Magier nickte, blickte Wigg lächelnd zu ihr hoch.

»Willkommen, Adrian«, sagte er. »Es ist mir eine Freude, Euch endlich einmal kennen zu lernen. Wäre Euer Vater hier, so wäre er gewiss sehr stolz auf Euch, die Ihr eine der ersten Absolventinnen des Fledgling House seid. Bitte setzt Euch dort drüben zu den anderen.«

Adrian nickte und gesellte sich zu den Akolythinnen, die bereits von den Magiern überprüft worden waren.

Es dauerte noch zwei Stunden, bis Wigg und Faegan die restlichen Frauen examiniert hatten, die die Prüfung alle bestanden.

Dann erhob sich Wigg und hielt eine Rede. Er schilderte ihnen in aller Kürze die Rückkehr des Bundes der Zauberinnen und die Zerstörung der Tore der Dämmerung und erläuterte ihnen, wie und warum er sie hier alle zusammengerufen hatte. Eigentlich habe Prinz Tristan sie persönlich begrüßen wollen, sagte Wigg, habe sich dann aber in

einer dringenden Angelegenheit woanders hinbegeben müssen. Außerdem betonte er, dass sie keine Angst vor den bedrohlich wirkenden Helferlingen zu haben bräuchten, die sie bald im Palast zu Gesicht bekämen.

Als er fertig war, schob Wigg die Hände unter die Ärmel seines Gewandes und sah die versammelten Frauen so durchdringend an, als blicke er ihnen direkt ins Herz.

»Von heute an werdet Ihr nicht mehr die Akolythinnen vom Fledgling House heißen«, sagte er feierlich, »sondern die Akolythinnen der Festung. Hiermit verleihe ich Euch alle Rechte und Pflichten, die mit Eurer neuen Stellung einhergehen.« Der Obermagier lächelte.

»Willkommen, meine Damen«, sagte er mit unüberhörbarer Rührung in der Stimme. »Endlich ist der Augenblick gekommen, auf den wir so lange gewartet haben. Das ist wahrhaftig ein historischer Tag.«

ACHTUNDSECHZIGSTES KAPITEL

Von Sorge gequält, lief Tristan auf dem Deck seines Flaggschiffs hin und her. Schon vor Tagen waren die Erkundungsschiffe noch weiter nach Osten vorgestoßen, doch nach wie vor hatten die Patrouillen keine Meldungen gemacht. Es sei nichts als Wasser zu sehen, gaben sie jedes Mal an, wenn sie erschöpft auf ihre Schiffe zurückkehrten.

Habe ich uns alle umsonst hier aufs Meer hinausbeordert?, überlegte er. Hatte die Kräuterfrau Grizelda sie angelogen, um sie auf eine falsche Spur zu locken? Und wenn ja, wo war dann Wulfgar? Traf Wiggs und Faegans Annahme, dass sein Halbbruder die Kugel der Operativa zerstören wolle, überhaupt zu?

Als der Prinz erfahren hatte, dass zwei seiner Krieger vermisst wurden, hatte er sich sofort zur Flotte begeben. Obwohl ihr Verschwinden noch gar nichts bewies, spürte er doch, dass Wulfgar irgendwo da draußen war. Bald, sehr bald würden sich die Dinge zuspitzen.

Wigg, Shailiha, Traax, Abbey und der Krieger K'jarr waren alle mit ihm an Bord der *Wundnarbe*. Vor zwei Tagen hatte Wigg die Akolythinnen in die Festung aufgenommen. Geldon hatte man für den Fall zurückgelassen, dass noch weitere Akolythinnen im Palast eintrafen. Marcus, Rebecca und Morganna waren in der Obhut von Shawna der Kurzen und einem Helferlingskrieger, während Ox und ein Helferlingstrupp den Palast bewachten. Auch Faegan und Celeste waren im Palast zurückgeblieben, um mithilfe ihrer magischen Kräfte die Operativa-Rolle gegebenenfalls zu schützen. Diese Maßnahmen beruhigten den Prinzen

bis zu einem gewissen Grad. Doch je länger er auf das tiefblaue Meer hinausblickte, desto besorgter wurde er.

Traax gesellte sich zu Tristan an die Reling. Schweigend standen die beiden Männer eine Zeit lang nebeneinander.

»Wo im Namen des Jenseits sind sie bloß?«, sagte Tristan schließlich, ohne den Blick vom Meer zu wenden. »Sind Wulfgar und seine Flotte wirklich auf dem Weg hierher? Oder war das alles bloß eine List, die darauf abzielte, dass wir unsere Hauptstreitmacht vom Palast abziehen? Oder wäre es möglich, dass sie bereits an uns vorbeigefahren sind?«

Er wandte sich Traax zu und blickte ihn fragend an. Er gab viel auf die Meinung seines Stellvertreters und wollte hören, wie dieser die Lage einschätzte.

»Das weiß ich nicht, Gebieter«, erwiderte Traax. »Ich kann nur sagen, dass ich an Eurer Stelle genauso gehandelt hätte. Alles andere wird sich zeigen. Wie Wigg schon sagte, uns bleibt nichts anderes übrig, als zu glauben, was die tote Kräuterfrau behauptet hat, weil es viel zu gefährlich wäre, es nicht zu glauben.«

»Ja, ja, ich weiß«, erwiderte der Prinz. »Trotzdem kann ich mich des Gefühls nicht erwehren, dass ...«

Auf einmal verstummte er, als er bemerkte, dass ihm der Atem in weißen Wölkchen aus dem Mund kam. Die Temperatur war derart rapide gesunken, dass sie beide es im ersten Augenblick gar nicht bemerkt hatten. Doch jetzt war es so bitterkalt, dass der Prinz und Traax anfangen zu zittern. Dann verlor die *Wundnarbe* jegliche Schubkraft.

Das Schlimmste befürchtend, blickte Tristan zu den Segeln hoch. Sie hingen alle völlig schlaff herab. Als er aufs Meer hinaussah, stellte er entsetzt fest, dass die Oberfläche glatt wie Glas geworden war. Sein Flaggschiff und die anderen Schiffe der Helferlingsflotte lagen reglos im Wasser.

Inzwischen waren Shailiha, Abbey und Wigg angerannt gekommen. Die Decks wimmelten von Kriegern, die einan-

der etwas zuschrien und mit den Schwertern fuchtelten, ansonsten aber nicht recht wussten, was sie tun sollten.

Tristan wandte sich Traax zu, dessen Gesichtszüge hart wie Granit geworden waren.

»Was hat das zu bedeuten?«, flüsterte der Prinz. »Was geht hier vor sich?«

»Das sind die Nekrophagen, Gebieter«, antwortete Traax mit ernster Miene. »Die Totenfresser. Irgendwie müssen sie uns aufgespürt haben. Und mir ist kein Mittel bekannt, das sie aufhalten könnte.«

Dann schoss dem Prinzen eine Erkenntnis durch den Kopf, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ – es war noch nie vorgekommen, dass sich die Nekrophagen so weit nach Westen gewagt hatten! Er streckte die Hände aus und packte Traax bei den Schultern. Dabei bemerkte er, dass ein seltsam dunkelgrauer Nebel aus dem Meer aufstieg und seine Flotte einhüllte. Ihm wurde klar, dass der Feind bald da sein würde – und dabei würde es sich nicht nur um die Totenfresser handeln!

»Lasst alle Segel einholen!«, rief er. »Und signalisiert den anderen Schiffen, dass sie das Gleiche tun sollen!«

»Aber Gebieter!«, protestierte Traax, was höchst selten bei ihm vorkam. »Das nützt doch nichts und wäre nur Zeitverschwendung. Da ohnehin kein Wind geht, spielt es keine Rolle!«

»Widersprecht mir nicht, sondern befolgt meinen Befehl!«, schrie ihn Tristan wütend an. »Und lasst sofort K'-jarr herholen!«

Traax schlug die Hacken zusammen und erteilte mit lauter Stimme Anweisungen. Dann baute er sich mit gezogenem Dreggan neben seinem Herrn auf.

»Was hat das nun wieder zu bedeuten?«, rief Wigg. »Was geht hier vor?«

Doch bevor Tristan antworten konnte, formte sich der

Nebel zu hunderten von riesigen Händen, die die Schiffe am Bug und am Heck umklammerten. Unter dem großen Druck begannen Teile der Reling zu splintern.

Tristan spürte, wie ihm der Mut sank. Er sah zu den Masten hoch und stellte fest, dass die Helferlinge dabei waren, die Segel so schnell wie es irgend ging einzuholen. Einige waren bereits aufgerollt.

Plötzlich fing das Meer um sie herum an zu brodeln. Als Tristan über die Reling schaute, sah er die entsetzlichen Gesichter der Totenfresser auftauchen. Dann erblickte er den ersten Strudel.

Jenseits der Totenfresser schossen Dutzende von leuchtenden Fontänen aus dem Meer auf, die sich in Schwindel erregendem Tempo drehten. Sie schraubten sich in eine Höhe hinauf, die die der Schiffe weit übertraf. Dann fächereten sich die Strudel am oberen Ende auf und lösten sich in tausende von einzelnen fliegenden Kreaturen auf, deren Gestalt unverkennbar war.

Kreischlinge!

Und dann sah Tristan voller Entsetzen die ersten Sklavenhalterdämonen. Die weißhäutigen Monster schienen auf einmal aus dem Nichts aufzutauchen und sprangen mit erhobenen Schwertern und Dreizacken auf die Decks seiner Schiffe, um sich mit wilden Schreien auf die überraschten Helferlingskrieger zu stürzen.

Tristan versuchte, Wigg und Traax Befehle zuzurufen, doch beide waren bereits in Kämpfen verstrickt. Tristan zog sein Schwert und vermochte gerade noch rechtzeitig den Hieb eines Sklavenhalterdämons abzuwehren, der plötzlich vor ihm auftauchte. Der Prinz wich nach rechts aus und schlitze dem Monster mit der Spitze seiner Klinge den linken Schenkel auf. Als der Sklavenhalter sich vor Schmerz nach vorn krümmte, riss Tristan seinen Dreggan hoch und schlug dem Wesen mit einem einzigen Hieb den Kopf ab.

Tristan drehte sich um und hielt verzweifelt nach Shailiha Ausschau. Als er sie endlich entdeckte, sah er, dass sie ihr Schwert gezogen hatte und sich gegen einen Sklavenhalter wehrte. Das Monster war jedoch bereits dabei, sie immer weiter zurückzudrängen. Tristan fasste über seine Schulter, packte eines der Wurfmesser und schleuderte es durch die Luft. Die Klinge bohrte sich in den Nacken des Sklavenhalters, das Monster stürzte zu Boden.

Wigg war dabei, einen azurblauen Blitz nach dem anderen auf die Sklavenhalterdämonen loszulassen, um möglichst viele von ihnen schon in dem Augenblick, da sie sich materialisierten, zu töten. Dann schien der Kampf abzuebben, sodass Tristan für einen Moment fast glaubte, sie könnten vielleicht doch noch eine Chance haben, das Gemetzel zu überleben. Doch er hatte die Kreischlinge vergessen.

Die unzähligen großen, geflügelten Fische gingen alle zugleich auf die Helferlingsflotte nieder. Den Sklavenhalterdämonen geschickt ausweichend, segelten sie über die Decks und schlugen ihre rasiermesserscharfen Zähne in Segel, Spieren und Helferlinge. Viele der Krieger schwangen sich in die Luft auf und versuchten, sich dort mit den todbringenden Kreaturen auseinander zu setzen. Dabei wurde jedoch schnell klar, dass die Kreischlinge in der Überzahl waren.

Spieren und Takelage fielen krachend auf die Decks, und die Segel, die nicht eingeholt worden waren, wurden eins nach dem anderen zerfetzt. Dutzende von Helferlingskrieger wurden von den Kreischlingen in Stücke gerissen und dann über die Reling gehievt, um von den Totenfressern verschlungen zu werden.

Nachdem sich Traax und K'jarr zu Tristan durchgekämpft hatten, schlugen die drei gemeinsam wild mit ihren Dreggans um sich. Tristan wollte Traax gerade etwas zuru-

fen, als er sah, wie der Krieger plötzlich verblüfft die Augen aufriß. Tristan drehte sich herum. Bei dem Anblick, der sich ihm bot, fiel ihm der Unterkiefer herunter.

Um sie herum materialisierten sich die Kriegsschiffe von Wulfgars Flotte, deren Zahl offenbar in die hunderte ging. Unüberschaubare Schwärme von Sklavenhalterdämonen schwangen sich an Seilen auf die Helferlingsschiffe, während andere über Laufplanken auf die Decks strömten. Tristan erkannte, dass seine Truppen nicht nur hoffnungslos in der Minderzahl, sondern auch vollständig umzingelt waren.

Dem Prinzen sank der Mut, als er daran dachte, wie leicht sie in die Falle gelockt worden waren. Wulfgar muss auch hier sein, ging ihm durch den Kopf, während er mit einem brüllenden Sklavenhalter kämpfte und gleichzeitig mit seinem Dreggan einen Kreischling aus der Luft holte. Aber wenn Wulfgar hier war, warum hatte Wigg dann nicht sein Blut gespürt?

Jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit. Die Aussicht auf Erfolg war zwar gering, doch wenn es geschehen sollte, dann musste es bald geschehen, da sich ihre Überlebenschancen mit jeder Sekunde verringerten. Der Prinz rief Traax einen Befehl zu.

»Traax, macht Wigg, Abbey und Shailiha ausfindig und bringt sie in einer der Tragen in Sicherheit! Lasst die andere Trage leer! Sagt den dreien, es sei Zeit, dann werden sie sofort verstehen, worum es geht! Ich werde so schnell wie möglich zu euch stoßen!«

Traax nickte und verschwand. Tristan griff in seinen rechten Stiefel und holte einen kleinen Beutel aus Ölzeug heraus, den er K'jarr reichte.

»Weißt du noch, wie deine Befehle lauten?«, schrie er dem Helferling zu.

»Ja, *Jin'Sai*«, schrie K'jarr zurück. »Ich werde sie ausführen!«

Trotz des Tumults um sie herum nahm Tristan sich ein wenig Zeit, um K'jarr tief in die dunklen Augen zu blicken. »Von dem, was du jetzt tust, hängt unser aller Leben und das Leben deines Volks ab«, sagte er. »Du darfst nicht versagen!«

K'jarr erwiderte Tristans Blick, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich lebe, um zu dienen!«, rief er.

Dann schob der Krieger den kleinen Beutel unter seine Lederrüstung und schwang sich in die Luft. Tristan kämpfte sich durch Sklavenhalterdämonen und Kreischlinge zum Bug durch, wo die anderen bereits in der Trage auf ihn warteten.

Als Tristan eingestiegen war, erhoben sich die Helferlinge mit den Tragen in die Luft. Einige Kreischlinge versuchten, ihnen zu folgen, wurden jedoch von der Helferlingseskorte zurückgeschlagen. Dann stiegen die restlichen Krieger von den Schiffen auf und schlossen sich den Tragen an. Die auf den blutigen Decks zurückgelassenen Sklavenhalterdämonen brachen in Jubel aus und schwenkten triumphierend die Schwerter.

Während Tristan noch überlegte, ob sein Plan wohl glücken würde, blickte er zu seiner Schwester hinüber. Sie wirkte derangiert und beschmutzt und war am linken Arm verwundet worden, doch Wigg hatte es offenbar geschafft, die Wunde fürs Erste zu schließen. Tristan lächelte ihr zu, und sie lächelte zurück.

Er schaute auf die Flotte hinunter, die gerade auf seinen Befehl hin aufgegeben worden war, und überlegte, ob er das Richtige getan hatte. Er wusste, dass er jetzt nur noch abwarten und zusehen konnte. Seine Hände schlossen sich fest um das Heft seines Dreggans.

In geringer Höhe flog K'jarr über das Wasser und wehrte verzweifelt die Kreischlinge ab, die versuchten, ihn in die

dunklen, aufgerissenen Mäuler der Totenfresser zu treiben. Viermal erwischten sie ihn beinah, doch jedes Mal gelang es ihm, zu entkommen. Der Kampf auf Deck hatte ihn jedoch ermüdet, sodass er nicht sicher war, wie lange er noch in der Lage sein würde, auf eine günstige Gelegenheit zu warten.

Endlich fand er eine Stelle, die frei von Kreischlingen und Nekrophagen war.

Vor dem Bug der *Wundnarbe* schwebend, griff er unter seine Rüstung und holte den kleinen Beutel aus Ölzeug heraus, dessen Inhalt er sorgfältig zwischen Bugspriet und Rumpf stopfte. Dabei achtete er besonders darauf, dass sich das Ganze nicht lockern und herausfallen konnte.

Dann schwang er sich in die Luft und flog den Tragen des *Jin'Sai* hinterher.

Als Wigg meinte, dass sie hoch genug seien, nickte er Tristan zu. Der Prinz gab den Trägern ein Zeichen, die daraufhin in der Luft verharrten. Sie befanden sich unmittelbar über den beiden Flotten. Auf den blutüberströmten Decks der Helferlingsschiffe wimmelte es von Sklavenhalterdämonen, die lärmend ihren Sieg feierten.

Tristan wartete, bis Traax mit den restlichen Truppen zu ihnen gestoßen war. Bestürzt stellte er fest, wie wenige von ihnen überlebt hatten. Dann endlich tauchte K'jarr auf.

»Hast du es geschafft?«, rief Tristan unruhig nach draußen.

»Ja, Gebieter!«, antwortete der Helferling stolz. »Alles erledigt!«

Ein erleichterter Ausdruck huschte über das Gesicht des Prinzen. Ohne Zeit zu verlieren, gab er den Befehl, die leere Trage ein Stück zu entfernen. Dann sah er Wigg und Abbey an. Es war so weit.

»Jetzt seid Ihr dran«, sagte er.

Wigg nickte und blickte zu der leeren Trage hinüber, die die Helferlinge hielten. Nachdem er tief Luft geholt hatte, hob er die Arme in Richtung Trage.

Aus seinen Händen schossen azurblaue Blitze und zischten auf die Trage zu. Sobald das azurblaue Licht die Trage einhüllte, ließen die Helferlinge sie los und flogen davon. Zwei der Krieger hatten schwere Verbrennungen erlitten, aber das ließ sich nicht ändern.

Es war deutlich zu sehen, dass der Obermagier all seine Kräfte anspannte, um zu verhindern, dass die leere Trage ins Meer fiel, und gleichzeitig das magische Geflecht aufrechtzuerhalten, das er um sie gewoben hatte. Seine Arme zitterten und auf seiner Stirn bildeten sich Schweißperlen.

Nachdem Tristan der vor Angst schlotternden Abbey einen ermutigenden Blick zugeworfen hatte, rief er Traax zu: »Jetzt!«

Traax kam auf die Seite der Trage geflogen, auf der Abbey saß. Mit zitternden Knien stand die Kräuterfrau auf und Traax nahm sie in seine starken Arme. Dann flog er mit ihr zu der leeren Trage.

Während sie hunderte von Fuß über dem Meer schwebte, öffnete Abbey vorsichtig den Lederbeutel, der ihr an einer Schnur um den Hals hing. Er enthielt die Zutaten, die sie für ihre Seherflamme brauchte. Sie entnahm ihm eine Prise Kräuter, griff durch das magische Geflecht und warf sie auf den Metallboden der Trage, wo bereits ein kleines Feuer brannte. Dann neigte sie den Kopf.

Unverzüglich loderte die vertraute goldgelbe Flamme auf und verzehrte die Wände und das Dach der Trage, bis nur noch der Metallboden übrig war. Abbey warf weitere Kräuter in die Flamme, die daraufhin noch mehr in die Höhe schoss. Die Kräuterfrau hob den Arm und gab der Flamme den stummen Befehl, sich in zwei Hälften zu spalten, deren eine sich gehorsam abwinkelte.

Nachdem Abbey die erste Flasche mit Kräutern behutsam in den Beutel zurückgetan hatte, holte sie die zweite heraus. Sie öffnete sie, entnahm ihr eine Prise Kräuter und warf sie in die abgewinkelte Flamme. Die beiden Flammen vereinigten sich wieder. Abbey steckte die zweite Flasche in den Beutel zurück und zog einen weiteren Gegenstand heraus, den sie mit geschlossenen Augen in die Höhe hielt.

Es war ein Stück Pergament, das vor kurzem von der Operativa-Rolle abgeschnitten worden war.

Als sich das Sichtfenster in der Seherflamme zu bilden begann, öffnete Abbey die Augen wieder und spähte in das Fenster, wo sie das erblickte, wonach das Stück Pergament in ihrer Hand gesucht hatte, nämlich den Gegenstand, den K'jarr vorhin zwischen dem Bugsprit und dem Rumpf der *Wundnarbe* verborgen hatte.

Dabei handelte es sich um die andere Hälfte des Pergaments, das Krassus mit einem Zauber belegt und im Stiefel des Prinzen versteckt hatte.

Das Pergament, das im Fenster zu sehen war – ebendas, das sich an Bord der *Wundnarbe* befand –, fing an, feine azurblaue Lichtstrahlen auszusenden, die von lauten, kreischenden Geräuschen begleitet wurden.

Traax, der wusste, dass es so weit war, machte sofort kehrt und flog mit Abbey zur Trage zurück. Wigg senkte die Arme, woraufhin die Überreste der anderen Trage samt Abbeyes Seherflamme ins Meer fielen. Nachdem man Abbey in die Sänfte geholfen hatte, blickten alle mit angehaltenem Atem nach unten.

Aus dem Bug des Flaggschiffs schossen kreischende Lichtstrahlen hervor und machten sich daran, alles in ihrer Umgebung zu zerstören. Als Erstes flog die *Wundnarbe* in die Luft. Ihre Decks wurden zerrissen, die Masten zerschmettert, und das, was von dem Schiff noch übrig war, legte sich auf die Seite und kenterte, wobei unzählige schreiende Skla-

venhalterdämonen über Bord gingen und sofort von den hin und her schießenden Lichtblitzen getötet wurden, sodass den unter der Oberfläche des Wassers lauern den Nekrophagen neue Nahrung zugeführt wurde. Nach einer Weile versank die *Wundnarbe* im Meer.

Die Lichtstrahlen setzten ihr Werk fort. Ein Schiff nach dem anderen explodierte und kenterte, sodass die Sklavenshalter ins Meer katapultiert wurden. So weit das Auge reichte, hatte sich das Wasser blutrot gefärbt.

Inzwischen hatten die azurblauen Lichtstrahlen die Kreischlinge entdeckt und schossen sie aus der Luft ab. Inneren und dünnes rotes Blut regneten auf das Meer hinab.

Und dann schien endlich alles vorbei zu sein. Die Gesichter der Totenfresser waren verschwunden, alle Schiffe beider Flotten gesunken. Nur noch Holztrümmer waren übrig geblieben, die auf den unruhigen roten Wellen auf und ab tanzten.

Doch wie die Insassen der Trage und die am Himmel schwebenden Krieger gleich erfahren sollten, war Krassus' Zauber damit noch nicht zu Ende. Die azurblauen Lichtstrahlen sammelten sich und schwebten über der Oberfläche des Wassers, als hielten sie nach weiteren Lebewesen Ausschau, die sie vernichten konnten.

Auf einmal stiegen sie in die Höhe und kamen direkt auf Tristan und seine Gefährten zu.

»Bringt uns sofort von hier weg!«, rief der Prinz Traax zu.

Traax befahl den Kriegern, mit der Trage weiter nach oben zu fliegen, um den kreischenden Strahlen zu entkommen.

Immer höher stieg die Trage, bis sie schließlich durch eine Wolkenbank brach. Als Tristan mit angehaltenem Atem zurückblickte, sah er, wie die unzähligen tödlichen Lichtstrahlen aus den Wolken hervorkamen, nach wie vor zielsicher auf die Trage zuschießend.

Tristan knirschte mit den Zähnen. Bald würden Krassus'

Lichtstrahlen sie eingeholt haben und ihnen den Garaus machen.

In diesem Augenblick schob Wigg ihn zur Seite und lehnte sich aus der Trage, um den Lichtstrahlen, die sie unbittlich verfolgten, Blitze entgegenzuschleudern.

Doch gerade als Wigg zum Gegenangriff ansetzte, verblassten die Strahlen und wurden immer langsamer, bis sie schließlich ins Meer fielen, das lediglich kurz aufbrodelte. Dann waren die Strahlen endgültig verschwunden. Tristan schloss die Augen, seufzte erleichtert auf und lehnte sich auf seinem Sitz zurück.

Als er die Augen wieder aufschlug, stellte er fest, dass ihn der Obermagier anstarrte. Ohne ein Wort zu sagen, zog Wigg die Augenbraue hoch. Tristan lächelte. Dann befahl er den Helferlingen, die die Trage transportierten, nach Westen zu fliegen – nach Hause.

NEUNUNDSECHZIGSTES KAPITEL

»Glaubt Ihr wirklich noch immer, dass alles in Ordnung ist?«, fragte Celeste zum wiederholten Mal und sah Faegan ängstlich an. »Heute ist überhaupt kein Helferlingsbote von der Flotte gekommen, und das ist ganz ungewöhnlich für Tristan. Irgendetwas geht dort draußen auf dem Meer der flüsternden Stimmen vor sich – ich kann es fast riechen. Diese Ungewissheit macht mich noch wahnsinnig.«

Sie befand sich mit dem Magier in der Halle der Blutregister, wo Faegan den größten Teil des Tages verbracht hatte, um Wulfgars Blutsignatur zu studieren und nach Lösungen zu suchen, die sich jedoch bedauerlicherweise noch nicht eingestellt hatten.

Er fürchtete um das Leben seiner Freunde, versuchte aber, sich seine Sorge Celeste gegenüber nicht anmerken zu lassen, die in dem prächtigen Saal wie ein gefangenes Tier auf und ab lief. Faegans alte Violine – eines seiner wertvollsten Besitztümer – lag neben ihm auf dem Tisch. Darauf zu spielen half ihm manchmal, sich zu konzentrieren – und so war es auch heute gewesen.

Celeste hatte es satt gehabt, sich in dem einsamen Palast dort oben selbst überlassen zu sein. Deshalb hatte sie Faegan aufgesucht. Es ging weniger darum, dass sie Angst hatte – wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, würde sie dem Ganzen mutig ins Auge sehen –, sondern eher darum, dass sie untätig herumsitzen musste, während Tristan und die anderen auf See waren und nach Wulfgar suchten.

Der Magier sah von seiner Arbeit auf und lächelte sie an. »Wir sind aus einem ganz bestimmten Grund hier zurück-

gelassen worden, mein Kind. Wigg, Abbey, Tristan und Shailiha gehören zu den einfallsreichsten Menschen, die ich kenne, und wenn jemand in der Lage ist, Wulfgars Sklavenhalterdämonen aufzuhalten, dann sind sie es. Außerdem wissen wir noch immer nicht, ob Grizelda die Wahrheit gesagt hat. Möglicherweise hat Wulfgar die Zitadelle ja gar nicht verlassen.«

»Ich weiß«, erwiderte sie. »Trotzdem kann ich mich nicht des Gefühls erwehren, dass ...«

Da verstummte sie jäh, als sich der Magier plötzlich auf seinem Stuhl aufrichtete und ihr mit einer Handbewegung Schweigen gebot.

Stirnrunzelnd legte Faegan den Kopf schräg und drehte seinen Stuhl herum, als suche er nach etwas. Dann blickte er nach oben. Als Celeste der Richtung seines Blickes folgte, sah sie, dass in einer Ecke des Raums oben an der Decke ein azurblaues Licht leuchtete, genau wie vor einiger Zeit im Kartenspielzimmer des Palasts, als Krassus erschienen war.

Doch diesmal verdichtete sich das Licht so schnell, dass weder Faegan noch Celeste Zeit zum Handeln blieb, bevor sich die Gestalt eines Mannes aus dem Licht herausschälte, der sich genau wie damals Krassus an den Wänden und der Decke festhielt. Als Faegan die Hände hob, um sich seiner magischen Kräfte zu bedienen, kam ein azurblauer Blitz auf ihn zugeschossen und bannte ihn in ein magisches Geflecht. Entsetzt stellte er fest, dass er sich weder bewegen noch sprechen konnte.

Ohne zu zögern, hob Celeste die Hände und ließ zwei gewaltige Blitze durch den Raum zischen. Doch der Mann lachte nur und katapultierte sich auf die andere Seite des Saales. Mit großem Getöse schlugen Celestes Blitze in die leere Wand ein, von der auch sogleich Marmorstücke abbröckelten.

Erneut hob sie, so schnell sie konnte, die Arme, um den

Mann ein zweites Mal anzugreifen. Doch wieder war er zu schnell für sie. Er katapultierte sich in die Luft, sodass ihre Blitze einen der massiven Bücherschränke trafen, der laut krachend umfiel. Bücher und Schriftrollen wurden über die Erde verstreut. Der Raum füllte sich mit dunklem, beißenden Rauch, sodass Celeste husten musste.

Dann verschwand der Mann wieder. Zögernd trat Celeste einen Schritt vor. In diesem Augenblick erklang aus den Tiefen des Rauchs ein volles, wissendes Lachen.

Plötzlich zischten zwei Blitze aus dem Rauch heraus und trafen sie mit solcher Wucht an der Brust, dass sie wie eine Lumpenpuppe durch den Raum geschleudert wurde. Sie prallte gegen die Schubladen, die die Blutsignaturen enthielten, und fiel bewusstlos zu Boden.

Wulfgar sah sich in der Halle um. Er machte eine Handbewegung, woraufhin der Rauch verschwand und die Feuer erloschen.

Er holte sich einen Stuhl, stellte ihn vor Faegan und setzte sich. Dann legte er seine langen Beine auf den Tisch und schlug sie übereinander.

Nachdem er Faegan eine Weile lang gemustert hatte, streckte er die Hand aus und schnalzte mit den Fingern. Sogleich stellte Faegan fest, dass er wieder sprechen konnte.

»Ihr seid Tristans und Shailihas Halbbruder, nicht wahr?«, knurrte der alte Magier.

Wulfgar lächelte. »Wie scharfsinnig.«

Faegan warf einen besorgten Blick auf Celeste. »Was habt Ihr mit ihr getan, Ihr ... Verrückter?«, fragte er. »Ist sie tot?«

Wulfgar verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, um gleichgültig zu Celeste hinüberzublicken. »Das weiß ich, ehrlich gesagt, gar nicht«, erwiderte er in einem so unbekümmerten Ton, als ginge es lediglich um das Wetter. »Sie ist Wiggs Tochter, nicht wahr?

Krassus hat mir von ihr erzählt. Was für eine Schönheit! Wenn ich nicht anderweitig gebunden wäre, wäre das wahrscheinlich genau die Richtige für mich.« Dann drehte er sich zu Faegan zurück und sah ihn drohend an.

»Aber nicht ihretwegen bin ich hierher gekommen, sondern aus einem weit wichtigeren Grund«, fuhr er fort, »und Ihr werdet mir helfen, mein Ziel zu erreichen.«

Wulfgar beugte sich vor und starrte den hilflosen Magier durchdringend an.

»Also«, fragte er, »wo ist die Rolle?«

»Tristan und Wigg werden bald wieder da sein«, entgegnete Faegan, der verzweifelt versuchte, Zeit zu gewinnen. »Euch bleibt sehr wenig Zeit, um die Kugel der Operativa zu zerstören.«

Ein wissender Ausdruck huschte über Wulfgars Gesicht. Er grinste Faegan hämisch an. »Krassus hat mir erzählt, wie gerissen die zwei Magier der Festung sind. Wie Recht er doch hatte!« Dann nahm er die Beine vom Tisch und sah Faegan wieder drohend an.

»Jeder, der auf euern Schiffen war, ist inzwischen tot, das versichere ich Euch«, fuhr er fort. »Ich habe ihnen eine kleine Überraschung bereitet, gegen die selbst der Obermagier nichts hätte ausrichten können. Sollte zufällig doch jemand von Euern Leuten entkommen sein, so werden sie von den Schiffen abgefangen werden, die ich am Eingang des Cavalon Deltas postiert habe. Aber ich bin froh, dass Ihr Euch entschlossen habt, hier zu bleiben. Das gibt uns nämlich die Möglichkeit, ein wenig miteinander zu plaudern.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Nun denn, wo ist die Rolle der Operativa?«, fragte er von neuem. »Das ist Eure letzte Chance. Ich würde Euch empfehlen, sie zu nutzen. Auf diese Weise bleiben Euch große Schmerzen erspart, alter Mann.«

»Die Helferlinge im Palast werden kommen und Euch

ergreifen«, sagte Faegan. »Selbst Euch wird es nicht gelingen, sie alle zu töten.«

»Ach ja, weitere Krieger meines Bruders, um die wir uns sorgen müssen«, erwiderte Wulfgar lässig. »Aber ich habe auch eine ganze Schar von Sklavenhalterdämonen auf meinem Flaggschiff mitgebracht. Es sind mehr als doppelt so viele, im Vergleich zu Euren Helferlingen, obwohl sie bisher unsichtbar waren. Inzwischen haben sie sich jedoch wieder materialisiert, um während unseres kleinen Gesprächs über Eure überraschten Truppen herzufallen.«

»Wie seid Ihr in die Festung gelangt?«, knurrte Faegan, der nach wie vor versuchte, Zeit zu gewinnen.

»Nun, nichts leichter als das!«, erwiderte Wulfgar. »Ich habe mein Blut kaschiert und bin Euch hergefolgt, alter Narr! Den ganzen Tag bin ich euch gefolgt und habe dabei gehofft, dass Ihr mich herführen würdet. Und Ihr habt mich nicht enttäuscht. Allerdings hoffe ich auch, dass Ihr mir – ahnungslos wie Ihr wart – zeigen würdet, wo die Rolle versteckt ist. Aber das war nicht der Fall. Folglich bin ich gezwungen, es auf andere Weise aus Euch herauszubekommen, aber auch das wird mir gelingen.«

»Warum braucht Ihr sie denn so dringend?«, fragte Faegan. »Euch gehört doch schon die andere. Um die Kugel zu zerstören, benötigt Ihr die Operativa-Rolle gar nicht. Und das ist doch der Grund, weshalb Ihr hier seid, oder?«

»Dass ich sie haben will, hat einen anderen Grund«, antwortete Wulfgar. »Euch ist nämlich entgangen, dass in der Operativa-Rolle das Geheimnis um das einzigartige azurblaue Blut meines lieben Bruders gelüftet wird. Ja, Magier, so ist es. Mein guter Bruder – das einzige Wesen auf der Welt, das mir eines Tages gefährlich werden könnte. Ohne die Rolle wird das Geheimnis, wie sich sein Blut zurückverwandeln lässt, nie gelüftet werden, sodass meine Macht unangefochten bleiben wird.«

Mit einem siegessicheren Funkeln in den Augen beugte sich Wulfgar näher. »Und nun verrätet mir endlich, wo sich die andere Rolle befindet, alter Mann«, sagte er in drohendem Ton.

Obwohl er wusste, dass er sich damit zum Tode verurteilte, schüttelte Faegan den Kopf. »Wir wissen zwar, dass Ihr eine linkslastige Blutsignatur besitzt, aber wie könnt Ihr Euch nur zu solch einer Sache hergeben? Er ist doch Euer Bruder!«

Wulfgar verzog angewidert das Gesicht. »Ich bin der *Enseterat*. Mein Bruder ist der *Jin'Sai*, seine Schwester die *Jin'Saiou*. Sie gehören zu den denjenigen, die vorausgingen, ich zu den Häretikern. Schon vor Urzeiten wurde festgelegt, dass wir uns eines Tages im Kampf gegenüberstehen.« Es war deutlich zu merken, dass Wulfgar allmählich die Geduld verlor.

»Ich frage Euch jetzt zum letzten Mal«, flüsterte er. »Wo ist die andere Rolle?«

Faegan biss die Zähne zusammen und schüttelte noch einmal den Kopf. Er hatte bereits begonnen, seinen Geist abzuschirmen, um Wulfgar daran zu hindern, den Aufbewahrungsort der Rolle herauszufinden. Sie war gut versteckt, und nur er und der Obermagier wussten, wo. Wenn es ihm gelang, zu verhindern, dass Wulfgar in seinen Geist eindrang, würde dieser die Rolle nicht finden, dessen war sich Faegan fast sicher.

»Na schön«, sagte Wulfgar leise. »Ihr lasst mir keine andere Wahl.«

Dann tat Wulfgar etwas Unerwartetes. Er griff durch das magische Geflecht, packte den Saum von Faegans Gewand und hob es hoch, um die Beine des verkrüppelten Magiers zu entblößen.

Schockiert und entsetzt begriff Faegan, was der andere vorhatte.

Wulfgar lehnte sich zurück und betrachtete Faegans verstümmelte Beine. »Meine Güte«, murmelte er. »Da haben die Zauberinnen aber ganze Arbeit geleistet, was?«

Faegans Beine boten einen grausigen Anblick. Die Haut entbehrten sie fast ganz, und ein großer Teil der Muskelmasse sah aus, als wäre ein wildes Tier mit Zähnen und Krallen darüber hergefallen. Nerven und Blutgefäße lagen frei. In diesem Zustand befanden sich seine Beine seit über dreihundert Jahren, und trotz seiner immensen magischen Kenntnisse hatte es Faegan nie geschafft, sie zu heilen. Nur seine Selbstdisziplin hatte ihn davor bewahrt, vor Schmerzen wahnsinnig zu werden.

Er nahm all seinen Mut zusammen und sah Wulfgar in die Augen. »Warum dringt Ihr nicht in meinen Geist ein?«, fragte er.

»Das könnte ich natürlich«, erwiderte Wulfgar. »Aber als Krassus mir von Euerm Gebrechen erzählte, wurde mir klar, dass diese Methode weit unterhaltsamer sein dürfte. Und da Eure Freunde alle tot sind und meine Sklavenhalterdämonen unterdessen den Palast erobert haben, haben wir ohnehin alle Zeit der Welt, uns zu amüsieren. Außerdem kann ich immer noch in Euren Geist eindringen, falls sich das hier als erfolglos erweisen sollte.« Er lächelte boshaft.

Als Wulfgar über den Tisch blickte, erspähte er Faegans Violine und den Geigenbogen. Nachdem er sie mit magischer Kraft in die Luft hatte aufsteigen lassen, fing der Bogen auch schon an, eine traurige Melodie zu spielen.

»Vielleicht etwas Musik, um die anderen Geräusche zu übertönen?«, fragte Wulfgar. »Ich persönlich mag es nicht, wenn jemand schreit. Das ist so ... gewöhnlich.«

Wulfgar kniff die Augen zusammen, woraufhin die Violine noch lauter spielte. Dann beugte er sich auf seinem Stuhl vor.

»Nun«, sagte er leise, »wollen wir anfangen?«

SIEBZIGSTES KAPITEL

Von bösen Ahnungen gequält, schwebte Tristan in der Trage durch die Luft. Die feindliche Flotte war zwar besiegt worden, doch er wurde das Gefühl nicht los, dass Wulfgar und Krassus gar nicht dabei gewesen waren. Denn schließlich waren die atmosphärischen Störungen ausgeblieben, die ihren Tod hätten begleiten müssen.

Es war zwar durchaus möglich, dass sich Wulfgar und Krassus an Bord eines der Schiffe befunden hatten, die weiter draußen auf dem Meer gesunken waren, aber im Grunde seines Herzens glaubte der Prinz nicht daran. Und er nahm an, dass der Obermagier ebenfalls nicht daran glaubte.

Der Prinz bemerkte, dass Wigg gedankenverloren in die Weite starrte. Shailiha und Abbey lächelten Tristan ermutigend an. Trotzdem wusste er genau, an was sie alle dachten.

All das war längst noch nicht vorüber.

Plötzlich erschien Traax an Tristans Seite. Der Krieger schien äußerst besorgt.

»Ist es erlaubt, hineinzukommen?«, rief Traax. Der Prinz nickte.

Traax packte die Dachkante der Trage, schloss die Flügel und schwang sich hinein, um auf den Platz neben Shailiha zu fallen. Wigg wandte den Blick vom Meer der flüsternden Stimmen ab und dem stellvertretenden Kommandanten der Helferlinge zu.

»Es gibt Neuigkeiten«, sagte Traax. »Unsere Kundschafter haben nahe der Deltamündung Schiffe gesichtet. Sie sagen, es seien Kriegsschiffe der Sklavenhalterdämonen.«

Tristan erstarrte.

»Wie viele?«, fragte er.

»Vierzehn, Gebieter. Aber sie sind von etwa einem Dutzend anderer Schiffe angegriffen worden, die das Bild des Unvergleichlichen auf den Segeln tragen und an deren Masten Eure Kriegsfahne weht. Das heißt doch, dass es die Schiffe der Freibeuterin sind, nicht wahr?«

Tristan stockte der Atem. »Bringt uns sofort zum Delta!«, rief er. »Die Krieger sollen so schnell fliegen, wie sie können, und sich in den Kampf stürzen, sobald sie die Schiffe erreicht haben! Wenn wir mit der Trage ankommen, haltet Ausschau nach der *Vergeltung* und bringt uns zu ihr! Dort werde ich weitere Befehle erteilen!«

Traax nickte und hechtete aus der Trage, die sich bereits beschleunigte.

Tristan starrte zu Wigg hinüber und suchte das Gesicht des alten Magiers nach irgendeinem Hinweis ab, der ihm zu verstehen gab, dass sie rechtzeitig eintreffen würden. Wigg senkte kurz den Blick. Dann sah er auf und schüttelte traurig den Kopf.

Hätte Scars nicht den Rücken seiner Kapitänin im Auge behalten, so wäre Tyranny in diesem Augenblick getötet worden. Als der brüllende Sklavenhalter den Dreizack hob, trat Scars hinter ihn und schlang ihm den Arm um den Hals. Mit seiner anderen Hand drückte er den haarlosen Schädel des Monsters zur Seite, bis er hörte, wie das Genick brach. Scars hievte die Leiche über die Reling und warf sie ins Wasser.

Wo sie jedoch nicht in den Wellen versank. Stattdessen erwartete sie ein anderes Schicksal.

Das Wasser um die kämpfenden Schiffe wimmelte von Meeresschlänglern, die mit ihren langen, geschuppten Körpern durch die Wellen glitten und nach Beute suchten. Scars wusste nicht, was das für Kreaturen waren – doch es

war ihm auch gleich. Das Einzige, was ihn interessierte, war, wie seine Kapitänin und die Mannschaft überleben konnten. Doch es sah nicht gerade gut für sie aus, und wenn nicht bald eine Wende eintrat, würden sie alle umkommen, das wusste er.

Er packte einen weiteren Sklavenhalter, schmetterte ihn gegen die Reling, um ihm das Rückgrat zu brechen, und schmiss auch ihn ins Meer.

Wo die Meeresschlängler sofort grunzend und knurrend über ihn herfielen.

Mit quälender Langsamkeit verstrichen die Sekunden. Tristan hatte seinen Dreggan so fest gepackt, dass die Knöchel seiner Hand weiß hervortraten. Seit über einer halben Stunde flogen sie in Richtung Delta, und nach wie vor war nichts als das leere Meer zu sehen. Immerhin war die Meldung eingetroffen, dass einige der schnellsten Krieger endlich die Kriegsschiffe erreicht hatten, was Tristan mit Dankbarkeit zur Kenntnis nahm. Er wusste, dass Tyranny Verstärkung brauchte.

Während ihm der kalte Wind ins Gesicht peitschte, suchte er das Meer nach den Freibeuterschiffen ab.

Und dann sah er sie endlich.

Tyrannys zwölf Schiffe waren von Sklavenhalterschiffen umzingelt. Obwohl die Spieren, die Segel und die Takelage der *Vergeltung* bereits stark beschädigt waren, schien keine Gefahr zu bestehen, dass das Schiff sank.

Als die Trage nach unten sank, sah Tristan, dass der Kampf vorüber zu sein schien. Auf den blutüberströmten Decks lagen hunderte von toten Matrosen, Sklavenhalterdämonen und Helferlingskriegern. Tristan vermochte jedoch nicht festzustellen, wie der Kampf ausgegangen war. Trotz des grauenhaften Anblicks, den sie boten, lag eine seltsame, fast friedliche Stille über den Schiffen. Als die

Trage endlich auf dem Deck aufsetzte, sprang Tristan mit gezücktem Dreggan nach draußen.

»Ihr kommt zu spät!«, erklang hinter ihm Tyrannys Stimme. Dann hörte er sie lachen. »Ich sagte Euch doch, ich würde Euch sicher noch eine Zeit lang auf den Wecker gehen!«

Tristan fuhr herum und sah Tyranny vor sich stehen. Das Heft ihres Schwertes, das in der Scheide steckte, troff von Blut. In einer Hand hielt sie eine Flasche Rotwein, in der anderen eine ihrer kleinen Zigarren. Nachdem sie einen kräftigen Schluck Wein getrunken hatte, zog sie genüsslich an ihrer Zigarre und blies den Rauch gen Himmel. Dann grinste sie ihn an.

»Ihr habt doch hoffentlich nicht geglaubt, ich würde Euch den *ganzen* Spaß überlassen, wie?«, fragte sie.

Tristan trat auf sie zu und umarmte sie. Ihr Gesicht war verdreckt und blutig, ihr kurzes Haar noch zerzauster als gewöhnlich. Als Tristan über ihre Schulter blickte, sah er, dass Scars ebenfalls noch am Leben war und gerade dabei half, Sklavenhalterleichen über Bord zu werfen. Die überlebenden Sklavenhalter knieten auf Deck und warteten darauf, dass man ihnen die Kehle durchschneidet. Es schien kein Mangel an Matrosen zu herrschen, die sich freiwillig für diese Aufgabe meldeten.

Inzwischen hatten sich Wigg, Abbey, Traax und Shailiha zu Tristan und Tyranny gesellt. Die Hauptstreitmacht der Helferlinge landete mit gezogenen Dreggans auf den Decks der anderen Schiffe. Ein paar überlebende Sklavenhalter versuchten, Widerstand zu leisten, wurden aber rasch erledigt.

»Was ist hier geschehen?«, fragte Tristan besorgt.

»Als wir ins Delta zurückkehrten, sind die Sklavenhalterschiffe plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht«, antwortete Tyranny. »Dem Jenseits sei Dank, dass es nicht mehr

waren! Sie hatten uns völlig umzingelt, sodass uns nichts anderes übrig blieb, als uns zum Kampf zu stellen. Aus irgendeinem Grund schienen sie alles daran zu setzen, dass wir nicht zur Mündung des Sippora gelangten. Sie haben wie die Berserker gekämpft. Wenn Eure Krieger nicht gekommen wären, würden wir jetzt wahrscheinlich nicht hier stehen und uns unterhalten.« Sie trank einen weiteren Schluck Wein und lächelte ihn an.

Etwas, das sie gesagt hatte, hatte Tristan aufhorchen lassen. Doch in diesem Augenblick riss ihn Wiggs Stimme aus seinen Gedanken.

»Tristan!«, rief der Obermagier. »Kommt her und seht Euch das an!«

Als der Prinz sich umdrehte, sah er Wigg neben Scars an der Reling stehen und ins Meer hinunterstarren. Tristan und die anderen gingen zu den beiden hinüber, um ebenfalls ins Meer zu blicken.

Scars und einige Matrosen waren dabei, tote Sklavenhalterdämonen ins Wasser zu werfen. Zum ersten Mal bekam Tristan die entsetzlichen Meeresschlängler zu Gesicht, die durch die Wellen glitten und mit giftigem Zischen versuchten, sich gegenseitig die Beute streitig zu machen.

»Was im Namen des Jenseits sind denn *das* für Wesen?«, fragte Shailiha, deren Stimme kaum mehr als ein Flüstern war.

»Zweifellos Geschöpfe der Destruktiva«, erwiderte Wigg, »obwohl ich in meinem Leben noch nie Kreaturen dieser Art gesehen habe. Ich vermute, dass sie als zusätzlicher Schutz von Wulfgars Flotte gedacht waren, ebenso wie die Kreischlinge. Sehr schlau, wenn man es recht bedenkt. Die eine Art Kreatur dient ihm im Wasser, die andere in der Luft.«

Tristan sah Traax an. »Bevor wir aufbrechen, kommandiert ein Kontingent von Kriegern ab, das hier bleibt, um diesen Scheusalen den Garaus zu machen«, befahl er.

Traax stand stramm und schlug die Hacken zusammen. »So wird es erledigt«, erwiderte er.

Tristan wollte Tyranny eine wichtige Frage stellen, doch bevor er dazu kam, tauchte Scars neben ihr auf. Der Riese machte einen seltsamen Eindruck.

»Entschuldigung, Kapitänin, aber bei der Durchsuchung der Sklavenhalterschiffe hat unsere Mannschaft etwas entdeckt.«

»Und was?«, fragte sie.

Scars drehte sich um und zeigte mit seiner Pranke in Richtung Vorderdeck. »Weitere Sklaven.«

Tyrannys Kopf fuhr herum. Vor ihnen standen vierzig verdreckte, ausgemergelte Sklaven – Männer wie Frauen –, die an Händen und Füßen gefesselt waren. Viele von ihnen waren aufs Deck gesunken, weil sie nicht mehr aufrecht stehen konnten. Einige standen da und starrten ihre Retter an, als seien es Wesen aus einem Traum.

Langsam trat Tyranny auf sie zu, den Blick auf einen Sklaven geheftet. Seine Hände waren verkrüppelt, Gesicht und Körper mit Ruß bedeckt, als sei er gerade erst aus einer Schmiede gekommen. Er war nur mit einem zerlumpten Lendenschurz bekleidet und hatte einen langen, verfilzten Bart sowie völlig verschmutzte Haare, die ihm fast bis zu den Schultern reichten.

Die Weinflasche entglitt Tyrannys Hand, und sie ging immer schneller, bis sie schließlich auf den Sklaven zu-rannte.

»Jacob?«, flüsterte sie. »Jacob ... *Jacob!*«

Neunundzwanzig starrte sie ungläubig an. Dann fiel er schluchzend auf die Knie. Vor Freude strahlend, streckte Tyranny die Arme nach ihm aus.

Sie sank vor Neunundzwanzig auf die Knie, nahm seinen Kopf zwischen die Hände und sah ihm in die Augen. Mit tränenüberströmtem Gesicht schlang er die zitternden

Arme um sie. Sie zog ihn an sich, schloss die Augen und wiegte ihn sanft hin und her, während sie ihm mit der Hand über das lange schmutzige Haar strich. Nach einer Weile hob er den Kopf und sah auch ihr ins Gesicht.

»Leben Mutter und Vater noch?«, flüsterte er mit heiserer Stimme.

Tyranny schüttelte den Kopf. »Nein«, wisperte sie.

Da hörte Tyranny Schritte hinter sich. Als sie aufblickte, sah sie, dass Tristan neben ihnen stand. »Euer Bruder?«, fragte er leise.

Tyranny nickte. »Jacob«, sagte sie. »Dabei hätte ich die Hoffnung fast aufgegeben.«

Gerade als Tristan etwas sagen wollte, bemerkte er, wie ein dunkler Schatten über das Deck huschte. Als er hochblickte, sah er einen Helferlingskrieger halb fliegend, halb taumelnd vom Himmel kommen. Seine Brust und seine Arme waren mit Blut bedeckt, einer seiner Flügel schien verletzt zu sein.

Er kam aus der Richtung des Palasts.

Traax und zwei andere Helferlinge stiegen sofort auf und schafften es gerade noch rechtzeitig, ihren verwundeten Kameraden aufzufangen, bevor dieser aufs Deck stürzte. Sie trugen ihn nach unten und legten ihn behutsam hin. Alle versammelten sich um ihn.

Der Krieger war schwer verwundet. Wigg kniete sich neben ihn, legte ihm die Hand auf die Stirn und schloss die Augen. Dann öffnete er die Augen wieder, stand auf und sah Tristan traurig an, indem er den Kopf schüttelte.

Tristan kniete sich hin und hob den Kopf des schwer atmenden Kriegers an.

»Kannst du mich hören?«, fragte der Prinz in sanftem Ton.

Der Krieger nickte schwach. »Ja, Gebieter.«

»Kommst du vom Palast?«

Erneutes Nicken.

»Was ist passiert?«

»Sklavenhalterdämonen«, flüsterte der Krieger. »Zu viele ... viele von uns ... tot.« Mit schmerzverzerrtem Gesicht starrte er zu Tristan hoch. »Ihr müsst Euch beeilen, Gebieter ... Celeste und der Magier Faegan ... Sie sind ...« Der Krieger stieß ein letztes Röcheln aus und schloss die Augen.

Mit ernstem Gesicht ließ Tristan den Kopf des Kriegers sanft aufs Deck sinken. Er erhob sich und starrte Traax in die Augen.

Dann rannte er zur Trage. Shailiha, Abbey und Wigg folgten ihm. Nachdem er den anderen hineingeholfen hatte, wollte er selbst ebenfalls einsteigen. In diesem Augenblick drängte sich Tyranny an ihm vorbei und kletterte in die Trage.

Tristan packte sie beim Arm und sah sie durchdringend an. »Was ist mit Jacob?«, fragte er.

»Ich komme mit Euch«, erwiderte sie kategorisch. »Das bin ich Euch schuldig. Wenn Ihr nicht dafür gesorgt hättet, dass ich diese Schiffe erhalte, wäre mein Bruder immer noch irgendwo da draußen. Und was Jacob betrifft – um den wird sich Scars kümmern. Bei dem ist er vollkommen sicher.«

Als sie sich von neuem anschickte, in die Trage zu klettern, zog Tristan sie abermals zurück. »Ich muss Euch unbedingt etwas fragen«, sagte er. »Habt Ihr während Eures Kampfs mit den Sklavenhalterdämonen irgendwelche Menschen gesehen? Menschen mit magischen Kräften?« Als Tyranny den Kopf schüttelte, sank Tristan das Herz.

Rasch stiegen die zwei zu den anderen. Als die Trage vom Deck der *Vergeltung* aufstieg, erhoben sich gleichzeitig so viele Helferlingskrieger in die Luft, dass sich der Himmel verfinsterte. Wie eine seltsame Wolke flog die Streitmacht

mit größter Geschwindigkeit in Richtung Südwesten. Bald kam unter ihnen das üppige Grasland des Cavalon Deltas in Sicht.

Während Tristan aus der Trage blickte, kreisten all seine Gedanken, jede andere Angste verdrängend, um Celeste.

EINUNDSIEBZIGSTES KAPITEL

Mit einer Handbewegung befahl Wulfgar der schwebenden Violine und dem Geigenbogen, eine andere Melodie zu spielen. Während ein neues Lied von betörender Schönheit erklang, schloss er die Augen und lehnte sich genüsslich auf seinem Stuhl zurück. Als er die Augen wieder öffnete, hob er in gemessenem Ton an zu sprechen, so wie vielleicht ein Vater zu seinem Sohn sprechen würde, den zu bestrafen er sich entschlossen hatte.

»Ihr macht es Euch weit schwerer als nötig«, sagte er. »Verratet mir einfach, wo sich die Rolle befindet, dann gewähre ich Euch einen raschen, schmerzlosen Tod. Und dieser Frau ebenfalls, sofern sie noch am Leben sein sollte. Hört sich das nicht verlockend an? Stellt es Euch doch einmal vor! Die Schmerzen in Euren Beinen, all Eure Qualen würden sofort aufhören, und Ihr könntet für immer friedlich schlafen.«

Faegan war auf seinem Stuhl zusammengesackt, sein Kopf hing schlaff zur Seite, aus einem seiner Mundwinkel tropfte Speichel. Er war in Schweiß gebadet, und von Zeit zu Zeit verfiel sein Körper in unkontrollierbare Zuckungen.

Seit über zwei Stunden wurde er jetzt gefoltert. Zweimal hatte Wulfgar ihn mithilfe der Magie wieder zu sich bringen müssen, nachdem der Magier das Bewusstsein verloren hatte.

Allmählich verlor Wulfgar die Geduld.

Der *Enseterat* drehte sich zur Seite, um zu Celeste zu blicken, die noch immer leblos am Boden lag. Er stieß ein La-

chen aus. Er hatte sich gar nicht die Mühe gemacht festzustellen, ob sie noch am Leben war, und das war ihm auch vollkommen gleich. Wer war sie denn, dass sie annahm, sie könne ihm Widerstand leisten?

Er drehte sich wieder zurück, um das azurblaue Sägemesser zu betrachten, das neben der rechten Wade des Magiers in der Luft schwebte. Er hatte dieses Instrument nicht nur heraufbeschworen, weil es langsam und mit großer Genauigkeit arbeitete, sondern auch weil die Schlichtheit der Idee ihn amüsierte.

Lächelnd beugte sich Wulfgar vor. »Manchmal ist weniger mehr, findet Ihr nicht auch?«, fragte er Faegan. Der verkrüppelte Magier, dessen Augen ganz glasig geworden waren, versuchte den Kopf zu heben, schaffte es allerdings nicht.

»Ich werde Euch ... nichts ... verraten«, sagte er mit lalender Stimme. »Gleichgültig ... was Ihr mir auch ... antut.«

»Wie Ihr wollt«, antwortete Wulfgar und kniff die Augen zusammen. Die Schneide des Sägemessers schob sich an Faegans Wade und fing an, langsam über das rohe Fleisch und die frei liegenden Nerven zu schaben.

Faegan schrie auf. Die Augen quollen ihm aus den Höhlen, die Sehnen an seinem Hals zogen sich zusammen und traten hervor. Dann sackte Faegan der Kopf auf die Brust. Die Klinge hielt inne, und Wulfgar schürzte die Lippen.

»Vielleicht sollte ich doch lieber in Euern Geist eindringen«, sagte er seufzend, »obwohl ich das ursprünglich nicht wollte. Ich frage Euch jetzt zum letzten Mal: Wo ist die Rolle?«

Faegan schlug langsam die Augen auf. Er vermochte Wulfgar nur noch verschwommen zu erkennen, blinzelte heftig und versuchte verzweifelt, wieder ganz zu sich zu kommen. Bisher hatte er durchgehalten, doch befürchtete

er nun, dass Wulfgar, wenn er sich ihm noch länger widersetzte, tatsächlich in seinen Geist eindringen würde, um den Aufbewahrungsort der Rolle ausfindig zu machen. Und wenn das jetzt geschah, so geschwächt, wie Faegan durch die Folter war, konnte ihr ganzer Plan zunichte werden. Denn dann würde der Halbbruder der Erwählten ein Geheimnis entdecken, das weit wertvoller war als die Rolle der Operativa. Ein Geheimnis, auf das er, Wigg und Abbey gestoßen waren und das auf keinen Fall gelüftet werden durfte.

Er wollte lieber versuchen, noch eine weitere Attacke des azurblauen Messers auszuhalten. Und dann würde er Wulfgar verraten, wo sich die Rolle befand. Das wäre auch in Wiggs und Abbeys Sinn – dass er die Rolle opferte, um das Geheimnis zu wahren.

Faegan hob den Kopf und sah Wulfgar an.

»Nein«, erwiderte er. »Tut, was Ihr wollt.« Er zog allen Speichel, den er aufzubringen vermochte, im Mund zusammen und spuckte ihn Wulfgar ins Gesicht.

Gelassen wischte sich dieser den Speichel weg und sah Faegan mit drohendem Lächeln an.

»Wie Ihr wollt«, sagte der *Enseterat* leise.

Wulfgar kniff die Augen zusammen, worauf sich die Klinge des Messers gegen Faegans rechtes Bein presste. Der verkrüppelte Magier stieß einen gellenden Schrei aus. Während das Messer langsam über sein Bein fuhr, schossen unerträglich stechende Schmerzen durch seinen ganzen Körper. Der Magier wusste, dass er bald nicht mehr weit vom Tod entfernt sein würde, wenn diese Folter weiterging. Deshalb beschloss er nachzugeben.

»Bitte«, schluchzte er. »Ich werde es Euch sagen ... aber hört auf damit ... ich flehe Euch an ...«

Das Messer hielt inne und wich zur Seite. Wulfgar lächelte. »So ist es schon besser«, sagte er. Dann verschränkte

er die Arme vor der Brust und beugte sich vor. »Ich höre ...«, flüsterte er.

»Die hintere Wand«, sagte Faegan. »Am Ende des Bücherregals ... Die drei farbigen Wirbel im Marmor ... Ihr müsst sie alle gleichzeitig berühren ...«

Wulfgar stand auf und ging zur Wand. Er streckte die rechte Hand aus und legte drei Finger auf die Punkte, die Faegan beschrieben hatte. Unverzüglich wurde der betreffende Bereich in azurblaues Licht eingehüllt.

Mit leisem Klicken schwang ein Teil der Wand auf und gab den Blick auf ein tiefes viereckiges Gewölbe frei, in dem die Rolle der Operativa lag. Vorsichtig, fast ehrfürchtig zog Wulfgar sie heraus.

Triumphierend hielt er sie in den Armen. Er benötigte diese Rolle nicht für seinen persönlichen Gebrauch. Dafür reichte ihm die Rolle der Destruktiva, mit den Geheimnissen, die sie enthielt. Doch wenn er den Mentoren des *Jin'Sai* und der *Jin'Saiou* diese Rolle wegnahm, hieß das: Tristan und Shailiha konnten nie in Magie ausgebildet werden.

Dann würde seine Herrschaft für immer unangefochten bleiben.

Als er sich Faegan wieder zuwandte, huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

»Wenn die Kugel der Operativa zerstört ist, wird auch der Zeitzauber aufgehoben werden, der Euch und den Obermagier schützt. Aus diesem Grunde verabschiede ich mich jetzt für immer von Euch. Mein magisches Geflecht lasse ich um Euch, damit Ihr Euch nicht irgendwo hinflüchtet.«

Auf dem Weg nach draußen wandte sich Wulfgar noch einmal zurück. »Bevor ich gehe, würde ich Euch allerdings gern eine letzte Frage stellen«, sagte er höflich. »Erzählt mir doch, wie fühlt man sich, wenn mal alles verraten hat, was einem lieb und teuer war?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ Wulfgar lächelnd ein azurblaues Licht um sich entstehen. Als sich das Licht wieder auflöste, waren er und die Rolle verschwunden. Kurz darauf öffnete sich die Tür der Halle der Blutregister und schloss sich wieder.

Schluchzend schaute Faegan zu Celeste hinüber. Dann starrte er in das leere Gewölbe, dessen Tür noch weit offen stand. Während ihm Tränen über die Wangen rannen, senkte er voller Scham den Kopf.

ZWEIUNDSIEBZIGSTES KAPITEL

Als Tristans Trage und die Helferlingsstreitmacht Tammerland erreichten, war der Abend bereits angebrochen. Unterwegs war wenig gesagt worden, und der Prinz hatte den Eindruck gehabt, dass Wigg und Abbey aus irgendeinem Grund besonders beunruhigt waren. Er musste jedoch einräumen, dass er, Shailiha und Tyranny ebenfalls sehr still gewesen waren, da sie sich große Sorgen um Faegan und Celeste machten.

Gerade als Tristan den Befehl zur Landung geben wollte, lehnte sich Wigg aus der Trage und blickte umher. Nach einer Weile schien er gefunden zu haben, wonach er suchte. »Sag den Helferlingen, dass sie uns auf dem Hügel dort drüben absetzen sollen!«, rief er. »Zuerst müssen wir noch etwas erledigen!«

Tristan starrte den Magier finster an. »Seid Ihr verrückt geworden?«, brüllte er. »Celeste und Faegan kämpfen vielleicht gerade um ihr Leben! Wir müssen zum Palast!«

»Nein!«, brüllte Wigg zurück. Er streckte die Arme aus und packte Tristan bei den Schultern. »Ihr müsst mir vertrauen! Es gibt gewisse Dinge, die Faegan, Abbey und ich Euch anderen nicht erzählt haben!« Einen Augenblick lang dachte Tristan tatsächlich, dass der Magier so weit gehen würde, sein Vorhaben mithilfe magischer Kräfte durchzusetzen.

»Nun tut, was ich sage!«, rief Wigg. »Lasst die Trage auf diesem Hügel dort absetzen! Und schickt Eure Truppen erst in den Kampf, wenn ich ausgeführt habe, was ich vorhabe!«

Tristan presste die Zähne zusammen. Dann steckte er den Kopf zur Trage hinaus und rief Traax einen Befehl zu. Sogleich steuerten die Trage und die Helferlinge auf den Hügel zu. Als sie die Kuppe erreichten, kam unter ihnen der Palast in Sicht. Tristan sah sich um und keuchte schockiert auf. Das Gelände des Palasts war von den Leichen zahlreicher Helferlinge und Sklavenhalterdämonen übersät. Die wenigen noch lebenden Helferlinge waren ohne jeden Zweifel gerade dabei, den Kampf zu verlieren. Die Sklavenhalterdämonen hatten sie im Hof des Palasts in die Enge getrieben und griffen sie wieder und wieder an. Die Helferlingskrieger wurden von den zahlenmäßig überlegenen Sklavenhaltern derart bedrängt, dass sie es noch nicht einmal schafften, sich in die Luft zu schwingen.

Als sie dann landeten, fuhr Tristan erzürnt herum und starrte Wigg an.

»Was ist los mit Euch?«, schrie Tristan, mit der Hand auf das Massaker im Hof weisend. »Seht Ihr denn nicht, dass die dort unten in Stücke gehauen werden, wenn ich meine Krieger nicht losschicke?«

Wigg packte ihn erneut bei den Schultern. »Was ich vor habe, *muss* getan werden!«, stieß er hervor. »Jetzt ist keine Zeit für Erklärungen! Ihr müsst mir einfach vertrauen! Woran ist Euch denn am meisten gelegen? Wollt Ihr einige Helferlinge retten, die geschworen haben, Euch zu verteidigen, oder die Magie selbst?«

Wigg ließ die Schultern des Prinzen los und drehte sich zu Abbey. Tristan beobachtete, wie der Obermagier ein Stück Pergament aus seinem Gewand zog und es ihr gab. Es war mit Worten bedeckt, die alteutrakisch aussahen. Dann berührte Wigg das Medaillon, das Abbey stets um den Hals trug, und küsste sie auf die Wange. Mit angstvollem Gesicht erhob sie sich und stieg aus der Trage. Wigg gab den Helferlingen ein Zeichen. »Los jetzt!«, rief er.

Als Abbey ihrem entschwindenden Geliebten nachsah, rann ihr eine Träne über die Wange.

Als die Trage den Palast erreichte, brannten Tristan, Shailiha und Tyranny darauf, sich in den Kampf zu stürzen. Wigg hatte ihnen jedoch inzwischen klar gemacht, warum sie nicht am Kampf teilnehmen durften und dass sie unbedingt in seiner Nähe bleiben müssten.

Vom Dach des Palastes aus, auf dem sie gelandet waren, beobachtete Tristan, wie seine Helferlinge in den Hof flogen und über die überraschten Sklavenhalterdämonen herfielen. Kurz vor der Landung hatte er Traax den Befehl gegeben, keines der weißhäutigen Scheusale am Leben zu lassen, was der stellvertretende Kommandant der Helferlinge auch mit einem breiten Grinsen quittiert hatte.

Wigg trat aus der Trage und blickte zum Himmel hoch. Erleichtert stellte er fest, dass die zwei Kugeln der Magie nicht zu sehen waren. Das hieß, dass Wulfgar, falls er tatsächlich hier war, sie noch nicht heraufbeschworen hatte. Doch es war von entscheidender Bedeutung, dass sie Morgannas Erstgeborenen fanden, bevor er in der Lage war, den Latenzauber zu wecken. Denn der würde es ihm gestatten, die Operativa-Kugel zu zerstören.

Wenn Wulfgar sein Blut vor Wigg kaschierte, würde es, da er sich überdies unsichtbar zu machen verstand, äußerst schwierig, wenn nicht sogar unmöglich sein, ihn zu finden. Ihre einzige Hoffnung lag in dem Umstand, dass Wulfgar die Operativa-Kugel mit Sicherheit noch nicht zerstört hatte, da Wigg nach wie vor über seine magischen Kräfte verfügte. Und wenn sie Wulfgar jetzt nicht finden konnten, würde Wigg ihn einfach zwingen, zu ihnen zu kommen.

Es gab nur einen Weg, um das zu erreichen.

Wigg würde die beiden Kugeln der Magie heraufbeschwören, bevor Wulfgar dazu kam. Denn wo sich die Ku-

geln befanden, würde sich auch Wulfgar befinden müssen, um seinen Plan durchführen zu können.

Ohne zu zögern, hob Wigg die Arme.

Die vier beobachteten, wie sich die zwei Kugeln der Magie am nächtlichen Himmel bildeten, zuerst die helle, strahlende Kugel der Operativa, dann die dunkle, bedrohlich wirkende und von Blitzen durchzuckte Kugel der Destruktiva.

Als Tristan in den Hof hinuntersah, stellte er fest, dass der Kampf zu Ende war. Die überlebenden Sklavenhalterdämonen wurden einer nach dem anderen geköpft, genau wie er es befohlen hatte. Traax und Ox kamen angefliegen und landeten neben Tristan. Ox, der am Bein verletzt war, wirkte sehr erschöpft. Traax nickte seinem Gebieter zu – und Tristan nickte zufrieden zurück. Dann blickte er wieder zum Himmel.

Als Wigg die Arme sinken ließ, senkte sich eine eigenartige Stille auf die Umgebung herab. Die Nachtvögel hörten auf zu rufen, die Baumfrösche stellten ihr Gequake ein, die Blätter der Bäume rauschten nicht mehr, denn selbst der Wind hatte sich plötzlich gelegt. Die Kugeln schwebten am Himmel, als warteten sie auf etwas.

Und dann veränderten sie sich.

Als Tristan zu Wigg hinübersah, schüttelte dieser den Kopf, um ihm zu verstehen zu gehen, dass nicht er für dieses Phänomen verantwortlich war. *Wulfgar*, dachte der Prinz.

Die Kugeln waren einander so nahe gerückt, wie Tristan es noch nie gesehen hatte. Zwischen ihnen schossen Blitze hin und her, während die Kugeln selbst bebten. Tristan bemerkte, dass das Gesicht des Obermagiers ganz bleich geworden war.

Langsam kroch aus der Operativa-Kugel ein Streifen azurblaues Licht hervor und schob sich auf die Destruk-

tiva-Kugel zu, bis beide Kugeln schließlich miteinander verbunden waren.

Dann verwandelte sich diese Verbindung zwischen den Kugeln und schien nicht mehr nur aus Licht zu bestehen, sondern aus fester Masse. Das Ganze leuchtete noch heller als zuvor, sodass man kaum mehr hinsehen konnte. Plötzlich begriff Tristan, was das war.

Der Isthmus – die Brücke zwischen den beiden Seiten der Magie, die es irgendwie ermöglichen würde, die Operativa-Kugel zu zerstören.

Und sie war von Wulfgar heraufbeschworen worden.

In diesem Augenblick zerriss ein tiefes, gebieterisches Lachen die Stille. Tristan, Shailiha und Tyranny rissen ihre Schwerter aus der Scheide. Das Lachen erklang von neuem.

»Sag, Bruder«, fragte nun eine Stimme, »glaubst du wirklich, du könntest mich mit einer derart primitiven Waffe töten?«

Alle sahen sich um, vermochten jedoch außer den prachtvollen Kugeln nichts zu erkennen. Wieder war das höhnische Lachen zu hören.

Dann entstand auf einer Seite des Daches ein azurblaues Licht, das sich zu einer Gestalt formte, bis Tristan und Shailiha schließlich ihren Halbbruder vor sich sahen, von dessen Dasein sie überhaupt erst vor kurzem erfahren hatten.

Wulfgar trug smaragdgrüne Seidenhosen und eine dazu passende Jacke, die seine muskulöse Brust frei ließ. Sein sandfarbenes Haar war im Nacken zusammengebunden.

In den Armen hielt er die Rolle der Operativa.

Wenn Wulfgar die Rolle besaß, dann hieß das also, dass er Faegan gefunden hatte, begriff Tristan. War der Magier tot? Und was war mit Celeste geschehen?

Nachdem Wulfgar die kostbare Rolle aufs Dach gelegt hatte, sah er sie alle mit drohendem Lächeln an und kam ein paar Schritte näher.

In diesem Augenblick hob Wigg die Arme und schleuderte zwei azurblaue Blitze nach Wulfgar.

Wulfgar hob lässig die Hände und fing die Blitze damit auf. Dann legte er die Hände aneinander, um die beiden Blitze zu einem einzigen zusammenzufügen. Während er Wigg unverwandt ansah, spreizte er die Finger.

Der azurblaue Blitz zischte auf Wigg zu und traf ihn mit solcher Wucht gegen die Brust, dass der Magier in die Luft geschleudert wurde und anschließend bewusstlos aufs Dach knallte. Der Vorderteil des Gewandes war versengt und rauchte noch, seine Arme aber waren wie flehend ausgebreitet.

Tristan, Shailiha und Tyranny rannten zu ihm und knieten sich neben ihn. Wigg schien nicht mehr zu atmen. Tristan erhob sich langsam und starrte voller Hass das Monster an, das es gerade gewagt hatte, ihn Bruder zu nennen.

»Ist er tot?«, fragte er, vor Wut zitternd. Am liebsten hätte er Wulfgar sofort angegriffen, doch nach dem, was er gerade gesehen hatte, wusste er, dass dies aussichtslos sein würde.

Wulfgar lächelte bloß.

»Ich habe dir eine Frage gestellt!«, schrie der Prinz. »Ist Wigg tot?«

Wulfgar schürzte die Lippen. »Schon möglich«, erwiderte er kurz. »Genau weiß ich es nicht, aber das interessiert mich auch nicht, ebenso wenig wie mich Faegan oder die Tochter dieses so genannten Obermagiers interessieren.« Er lächelte wieder. »All das ist noch ziemlich neu für mich, verstehst du?«, fügte er mit sarkastischem Lachen hinzu.

Außer sich vor Wut machte Tristan einen Schritt auf ihn zu, doch Shailiha hielt ihn am Arm fest. Also blieb Tristan stehen, starrte Wulfgar jedoch weiterhin finster an.

»Du solltest lieber auf unsere Schwester hören«, sagte

Wulfgar. »Du bist nicht in Magie ausgebildet, und ich könnte dich im Handumdrehen töten.«

»Warum tust du es dann nicht?«, fauchte Tristan.

»Vielleicht werde ich es ja noch tun«, erwiderte Wulfgar. »Aber zuerst muss ich mich um eine andere, eine weit wichtigere Sache kümmern. Eine Aufgabe, mit der dein verstorbener Sohn Krassus betraut hat, der sie dann an mich weitergeben musste.« In diesem Augenblick schien Wulfgar etwas einzufallen.

»Sag, *Jin'Sai*«, fragte er in hämischem Ton, »wie fühlt man sich denn nun eigentlich, wenn man nicht nur den eigenen Vater selbst ermordet, sondern auch das einzige Kind verloren hat?«

Tristan trat langsam einen Schritt vor. »Nicht anders als man sich fühlen wird, wenn man den einzigen Bruder getötet hat«, erwiderte er. »Eine traurige, manchmal aber notwendige Aufgabe.«

Wulfgar schüttelte den Kopf. »Krassus hat mir schon erzählt, wie eigensinnig du an deinen Ansichten festhältst«, sagte er. Er warf einen Blick in den Hof, wo die Helferlinge des Prinzen seinen Sklavenhalterdämonen den Garaus machten. Seltsamerweise schien ihn das überhaupt nicht zu kümmern.

»Berührt dich denn gar nicht, was dort mit ihnen geschieht?«, fragte Tristan.

»Warum sollte es mich berühren?«, gab Wulfgar zurück. »Offenbar hast du meine Flotte vernichtet, sonst stündest du nicht hier. Ich weiß zwar nicht, wie du das geschafft haben kannst, aber das ist mir auch gleich. Das alles spielt keine Rolle mehr. Die Sklavenhalterdämonen, die Kreischlinge und die Meeresschlängler waren lediglich ein Mittel zum Zweck. Außerdem waren die Sklavenhalter ursprünglich deine Untertanen, nicht meine.« Er machte eine kurze Pause.

»Nebenbei bemerkt«, fuhr er dann fort, »solltest du diesen Helferlingskriegern hinter dir befehlen, in den Hof zu fliegen und den anderen zu sagen, dass sie nicht hier hochkommen sollen. Falls sich auch nur einer von ihnen nähert, wird unsere liebevollste Schwester sogleich sterben.«

Tristan drehte sich um und nickte den Kriegern hinter sich zu. Widerstrebend sprangen sie vom Rand des Daches und segelten in den Hof.

Tristan vermied es geflissentlich, zu dem Hügel über ihnen hochzublicken. Nach dem, was Wigg ihnen in der Trage erzählt hatte, konnte er nur hoffen, dass auch Shailiha und Tyranny es unterließen, auf diese Weise Wulfgars Aufmerksamkeit zu erregen.

Er hob den Arm und bannte die vor ihm Stehenden in ein magisches Geflecht. Tristan vermochte sich nicht mehr zu rühren, stellte aber fest, dass er noch in der Lage war zu sprechen.

»Du willst die Kugel der Operativa zerstören, nicht wahr?«, fragte Shailiha. »Darum ging es bei alledem doch von Anfang an!«

»Selbstverständlich«, antwortete Wulfgar. »Aber vorher möchte ich euch beiden noch etwas mitteilen. Es wird euch sicher schmerzen, das zu hören, aber ich habe ja auch nicht die Absicht, meinen Bruder und meine Schwester glücklich zu machen.«

»Und worum geht es?«, fragte Tristan.

Wulfgar zeigte auf die Operativa-Rolle.

»Diese Rolle«, begann er, »enthält viele der Antworten, nach denen ihr sucht. Ja, *Jin'Sai*, sie verrät sogar, wie du dein azurblaues Blut wieder loswerden kannst. Aber da die Rolle jetzt in meinem Besitz ist, wird es nie dazu kommen. Denn so lange dein Blut nicht zurückverwandelt wird, kannst du auch nicht in Magie ausgebildet werden, kannst du den Unvergleichlichen nicht tragen und das Große Buch

nicht lesen und bist nicht in der Lage, die Aufgabe zu erfüllen, die dir angeblich vom Schicksal zugeteilt wurde. Es wird dir sogar verwehrt sein, Kinder zu zeugen, denn das wäre angesichts deines Bluts viel zu gefährlich. Haben deine Freunde, die Magier, dir das schon erzählt? Dein berühmtes Blut, das dir eine so ungeheure Macht hätte verleihen sollen, ist jetzt etwas, das du mehr hassen dürftest als sonst etwas.«

Er lächelte boshaft.

»Abgesehen von mir natürlich«, fügte er hinzu. Dann wandte er sich den Kugeln zu.

»Wie kann jemand von unserem Blut so böse sein?«, rief Shailiha. »Ist es dir denn völlig gleichgültig, dass du im Begriff bist, einen entsetzlichen, nicht wieder gutzumachenden Schaden anzurichten?«

Wulfgar wandte sich zurück und sah seine Schwester unverwandt an.

»Böse, sagtest du?«, entgegnete er. »Ich weiß nicht, was das Wort *böse* bedeutet. Wie Krassus so gern sagte: Wir Anhänger der Destruktiva haben lediglich einen anderen Standpunkt.«

Er drehte sich wieder um und hob die Hände. Die Kugeln fingen an, noch heller zu leuchten.

Ohne seinen Halbbruder aus den Augen zu lassen, konzentrierte Tristan all seine Gedanken auf den Hügel.

Abbey sah, wie Wulfgar sich den Kugeln zuwandte und wie diese aufleuchteten. Sie befahl dem Stück Pergament, das Wigg ihr gegeben hatte, vor ihr in der Luft zu schweben. Sie öffnete den Beutel, der um ihre Taille hing, nahm eine Prise Kräuter heraus und warf sie in das kleine Feuer, das sie vorbereitet hatte. Dann trat sie zurück und ließ die Flamme mittels ihrer magischen Kräfte auflodern. Als sie etwa zwei Meter hochgeflackert war, krümmte die Kräuter-

frau den Finger. Die Flamme teilte sich und die kleinere Hälfte winkelte sich ab. Als Abbey kurz nach unten schaute, stellte sie erleichtert fest, dass Wulfgar noch immer mit dem Rücken zu ihr stand.

Sie warf eine weitere Prise Kräuter in die abgewinkelte Flamme. Dann griff sie nach dem silbernen Medaillon, das ihr um den Hals hing, und öffnete es. Außer der dunklen Locke, die einst dem Obermagier gehört hatte, lag diesmal noch eine andere Haarlocke in dem Medaillon. Sie war sandfarben und wurde von einem roten Band zusammengehalten.

Es war die Locke, die Wulfgars Großmutter dem Kleinen vor vierunddreißig Jahren abgeschnitten hatte, bevor ihre Tochter ihn ins Waisenhaus brachte.

Abbey nahm das Band ab und teilte das Haar in zwei Hälften. Die eine Hälfte warf sie in die abgewinkelte Flamme, die andere hielt sie in die Höhe. Sie befahl ihrer Flamme, nach Wulfgar zu suchen, obwohl dieser klar und deutlich zu sehen war.

Abbey wusste, dass sie dabei ihr Leben aufs Spiel setzte. Sie war nur gemischtblütig, und deshalb würde ihr Versuch, den aus dem Schoß Königin Morgannas stammenden Wulfgar zu finden, zweifellos die Furien herbeirufen – ebenjenes Phänomen, das seinerzeit im Hof aufgetreten war, als sie, Faegan und Shailiha versucht hatten, den Prinzen mittels eines Blutstropfens seiner Zwillingschwester zu finden.

Doch diesmal hatte Abbey ein Gegenmittel parat. So hoffte sie zumindest.

Die Kugeln und der Isthmus leuchteten heller und heller. Wulfgar lächelte in sich hinein. Obwohl der für seine Aufgabe erforderliche Latenzzauber unendlich kompliziert war, schien der Plan, auf dem seine Mission beruhte, von

größter Einfachheit. Er konnte sich noch genau daran erinnern, wie Krassus ihm alles erklärt hatte.

»Zuerst müsst Ihr den Isthmus heraufbeschwören. Wenn das geschehen ist, öffnet das Tor an demjenigen Ende des Isthmus, das mit der Destruktiva-Kugel verbunden ist, und bewirkt, dass die dunkle Energie hindurchsickert. Sobald diese die Operativa-Kugel erreicht hat, öffnet das andere Ende des Isthmus und lasst die dunkle Energie in die Operativa-Kugel fließen. Auf diese Weise wird die Operativa-Kugel verunreinigt. Wenn genug dunkle Energie übertragen worden ist, müsst Ihr ungemein vorsichtig sein, weil es dann zu einer Katastrophe ungeheuren Ausmaßes kommen könnte, die zum Untergang der Welt führen würde. Doch wenn Ihr alles richtig macht, wird, bevor es zu einer solchen Katastrophe kommt, die Operativa-Kugel explodieren. Dann wird es keine Operativa mehr geben, Wulfgar, und Ihr könnt in die Zitadelle zurückkehren, um Eure glorreiche, ewige Herrschaft anzutreten.«

Wulfgar schloss die Augen und befahl der Schleuse am Destruktiva-Ende des Isthmus, sich zu öffnen. Die zerstörerische Energie begann, in den Isthmus zu sickern, der immer dunkler wurde, je weiter sie vorankam. Tristan sah, wie sich die Destruktiva-Energie der Kugel der Operativa näherte. In wenigen Sekunden würde alles, was ihnen lieb und teuer war, untergehen.

Wie an jenem Tag im Hof begann Abbeys Seherflamme anzuschwellen. Auch das Sichtfenster bildete sich heraus, doch das war im Augenblick ihre geringste Sorge.

Sie schaute auf das Pergament, das vor ihr in der Luft schwebte, und las laut die Formel vor, die Wigg und Faegan erst vor wenigen Tagen auf der Operativa-Rolle entdeckt hatten – jene Formel, von der jahrhundertlang in Adeptenkreisen gemunkelt worden war und die die Gewalt der

Furien in tausendfachem Maße auf die Urheberin zurücklenken würde.

Mit lautem Getöse explodierte ihre Seherflamme und schleuderte sie zu Boden. Doch im Gegensatz zum ersten Mal war die Sache damit nicht zu Ende.

Aus der explodierenden Flamme schossen Ströme reiner, gleißender Energie hervor, die die Umgebung meilenweit erhellten. Am nächtlichen Himmel brach eine Kakophonie von Lärm und Licht los, während die Energie den Hügel hinunterwallte, um nach der Person zu suchen, die mittels der Seherflamme angepeilt worden war.

Nämlich Wulfgar.

Wulfgar, der spürte, das irgendetwas furchtbar schief gegangen war, drehte sich um und blickte den Hügel hoch. Als er die Energieströme auf sich zukommen sah, verzerrte sich sein Gesicht vor Verwirrung und Entsetzen. Dann machten ihn die Furien ausfindig.

Wulfgar versuchte, sein Leben noch zu retten, indem er den Furien azurblaue Blitze entgegenschleuderte. Doch ohne Erfolg. Als die Blitze auf die Energieströme trafen, verpufften sie und lösten sich in nichts auf. Unbeirrt setzten die Furien ihren Weg fort, sausten über das Dach, streiften die Operativa-Rolle und steuerten geradewegs auf Wulfgar zu.

Als sie sich ihrem Ziel näherten, formten sie sich zu einem Strudel, der sich um Wulfgar schraubte, bis er ihn ganz eingeschlossen hatte. Starke Hitze schlug über Wulfgar zusammen, der wusste, dass er sterben würde, wenn er es nicht schaffte, hinauszugelangen. Er wandte sich Tristan und Shailiha zu und sah sie hasserfüllt an.

Sie hörten noch, wie er gellend schrie. Dann erstarb sein Schrei, der Strudel zog sich zusammen und explodierte.

Selbst durch das magische Geflecht hindurch, das sich allerdings langsam auflöste, spürten Tristan, Shailiha und

Tyranny die sengende Hitze und die Druckwelle der Explosion. Auf dem Hügel in der Nähe wurden Bäume entwurzelt und in die Luft geschleudert, Teile des Palastdachs stürzten ein. Dann löste sich das magische Geflecht endlich ganz auf. Tristan, Shailiha und Tyranny brachen zusammen. Tristan vermochte sich kaum zu bewegen. Als er den Hals verrenkte, sah er die beiden Frauen reglos auf dem Dach liegen.

Der Prinz blickte zu den leuchtenden Kugeln der Magier hoch. Wulfgars Isthmus war verschwunden, die Kugeln schienen unversehrt geblieben zu sein. Kurze Zeit später lösten sie sich auf.

Mit letzter Kraft blickte Tristan zu der Operativa-Rolle hinüber und stellte voller Entsetzen fest, dass sie brannte. Er versuchte, zu ihr zu kriechen, sank jedoch sogleich wieder aufs Dach.

Das Letzte, was er noch wahrnahm, bevor ihm die Sinne schwanden, war, dass seine Helferlingstruppen auf dem Dach landeten und Traax und Ox auf die brennende Rolle zurannten.

DREIUNDSIEBZIGSTES KAPITEL

»Nun halt doch endlich still!«, schrie Wigg Rebecca an. Seit drei Tagen war er äußerst gereizt, und er hatte den Eindruck, dass ihm immer noch jeder Knochen seines über dreihundert Jahre alten Körpers wehtat.

»Tristan!«, knurrte er. »Könnt Ihr irgendwie dafür sorgen, dass sie ruhig bleibt? Wenn sie nicht still hält, kann ich mich nicht richtig konzentrieren!«

Lächelnd nahm Tristan Rebecca bei den Schultern und drückte sie sanft auf den Tisch zurück. Dann flüsterte er ihr etwas ins Ohr, worauf sie kicherte. Sie versprach, sich ruhig zu verhalten. Dann sah sie Wigg mit einem merkwürdigen Blick an und kicherte von neuem.

Wigg kniff die Augen zusammen und leitete erneut die magische Prozedur ein, mit der er ihren Klumpfuß heilen wollte. Rebecca schien in der Tat ruhiger geworden zu sein. Wigg sah den Prinzen argwöhnisch an. »Was habt Ihr denn zu ihr gesagt?«, fragte er.

»Ach, nichts weiter«, antwortete Tristan. »Nur, dass die Ader in Eurer Schläfe immer anfängt zu pulsieren, wenn Ihr gereizt seid. Also habe ich ihr vorgeschlagen, sich die Zeit dadurch zu vertreiben, dass sie zählt, wie oft das passiert, bis Ihr fertig seid.«

Seufzend schüttelte Wigg den Kopf. Dann stieß er ein Lachen aus und machte sich wieder an die Arbeit.

Tristan, Wigg, Faegan, Abbey, Shailiha, Celeste und Tyranny waren alle in Wiggs Wohnzimmer versammelt. Die Buntglasfenster standen offen, um die frische Morgenluft und den Gesang der Vögel einzulassen.

Marcus stand neben dem Obermagier, Shailiha hatte Morganna auf dem Arm. Shawna war ebenfalls dabei und sah gespannt zu. Sie hatte Rebecca und ihren Bruder sehr ins Herz geschlossen, auch wenn Marcus ein wirklicher Wildfang war. Von großer Dankbarkeit erfüllt, ließ Tristan den Blick über die Anwesenden schweifen. Er überlegte kurz, wie die Magier wohl auf sein Vorhaben reagieren würden.

Sie hatten es alle irgendwie geschafft, die jüngsten Ereignisse lebend zu überstehen. Tristan, Tyranny und Shailiha hatten zwar ein paar Verbrennungen davongetragen, waren aber im Großen und Ganzen durch Wulfgars magisches Geflecht vor den Furien geschützt worden. Abbey hatte auch ein paar Verbrennungen abbekommen, die aber nicht schlimmer schienen als die, die sie sich beim ersten Ausbruch der Furien zugezogen hatte. Wigg, Faegan und Celeste war es jedoch weit schlimmer ergangen.

Wigg allerdings hatten Wulfgars Blitze schwer verletzt. Seine Brust war mit blauen Flecken übersät. Doch da ihm Abbey ihre Heilkünste angedeihen ließ, ging es ihm inzwischen schon etwas besser.

Celeste war bei Wulfgars Attacke der linke Unterarm gebrochen worden, den sie nun in einer Schlinge trug. Man nahm an, dass der Obermagier und seine Tochter es nur der hohen Qualität ihres Blutes zu verdanken hatten, dass sie mit dem Leben davongekommen waren. Celeste saß in der Nähe der Wand auf einem Stuhl, während sich ihr Vater um Rebecca kümmerte.

Bei Faegan lag die Sache etwas anders. Gewiss, auch er hatte körperliche Verletzungen davongetragen, dazu jedoch auch seelische. Seinem Gesichtsausdruck ließ sich deutlich entnehmen, dass er sich schämte, durch Wulfgars Folter in seinem Widerstand gebrochen worden zu sein, auch wenn es ihm gelungen war, ihren Plan mit den Furien geheim zu halten. So, wie sie Faegan kannten, war den an-

deren klar, dass es einige Zeit dauern würde, bis der alte Magier über das hinwegkommen würde, was er für ein großes persönliches Versagen hielt.

Was die Rolle der Operativa betraf, so befand sie sich wieder unten in der Festung, in sicherem Gewahrsam. Und wie nicht anders zu erwarten, hüllten die zwei Magier sich seit dem Sieg über Wulfgar in Schweigen und dachten gar nicht daran, den anderen etwas zu erklären. Tristan blieb jedoch entschlossen, Aufklärung zu verlangen, sobald Wigg mit Rebecca fertig war und solange noch alle hier waren. Außerdem wollte er die Magier um etwas ersuchen, das ihn schon seit einiger Zeit beschäftigte. Aber das würde noch warten müssen, bis die drei unter sich waren.

Fast eine Stunde später hatte es Wigg endlich geschafft. Als er Rebeccas Fuß noch einmal kurz untersuchte, schien er zufrieden zu sein.

»Du kannst jetzt aufstehen«, sagte er zu ihr.

Rebecca setzte sich hoch, schwang die Beine über die Tischkante und stellte sich zögernd hin. Ihr Gesicht erstrahlte vor Freude.

»Marcus!«, rief sie. »Komm und sieh dir das an!«

Marcus rannte zu seiner Schwester und blickte nach unten. Rebeccas einst missgestalteter Fuß sah vollkommen gesund aus. Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben hatte sie keine Schmerzen mehr. Mit Freudentränen in den Augen fing sie an, im Zimmer herumzuhüpfen.

Nach einer Weile blieb sie vor dem Obermagier stehen und blickte mit demütigem Gesichtsausdruck zu ihm auf. Dann krümmte sie den Finger und bedeutete ihm, sich zu ihr zu beugen. Wigg zog die Augenbraue hoch, kam ihrer Aufforderung aber nach. Bevor er sich's versah, schlang sie die Arme um ihn und küsste ihn auf die Wange.

»Danke«, sagte sie leise. »Ich werde nie vergessen, was Ihr für mich getan habt.«

»Ich auch nicht«, fügte Marcus hinzu. »Und es tut mir wirklich Leid, dass ich Euch so viel Ärger gemacht habe.«

»Gern geschehen«, erwiderte Wigg. Abbey trat neben ihn und hakte sich bei ihm unter.

»Dreihundertsechzig Mal. Da bin ich mir ganz sicher«, sagte Rebecca plötzlich.

»Wie bitte?«, entgegnete Wigg.

»Dreihundertsechzig Mal«, wiederholte sie. »So oft hat die Ader an Eurer Schläfe pulsiert.« Dann sah sie zu Faegan hinüber, der in seinem Rollstuhl saß und seine Katze Nicodemus streichelte.

»Vielleicht könnte Mr. Faegan das in Ordnung bringen, wenn ich ihn ganz lieb darum bitte«, sagte sie. »Offenbar seid Ihr selbst ja nicht dazu imstande, obwohl alle sagen, dass Ihr schon sehr alt seid.«

Alle Anwesenden brachen daraufhin in schallendes Gelächter aus, selbst Wigg, dem das Ganze eigentlich äußerst peinlich war.

»Äh, das wird wohl doch nicht nötig sein«, sagte er schließlich zu Rebecca. »Aber trotzdem danke für dein Angebot.«

Tristan kam zu dem Schluss, es sei an der Zeit, sich anderen Dingen zuzuwenden. Er sah zu Shawna hinüber.

»Würdet Ihr die Kinder jetzt bitte auf ihr Zimmer bringen?«, sagte er. »Wir haben noch Verschiedenes zu besprechen.«

Shawna nickte und scheuchte Rebecca und Marcus vor sich her zur Tür. Tristan stellte sich neben Celeste, verschränkte die Arme vor der Brust und blickte Wigg entschlossen an.

»Ich weiß bereits, dass Ihr und Faegan den Zauber gefunden haben müsst, der die Furien lenkt«, sagte er. Anders ließe sich das, was geschehen ist, auch nicht erklären. Aber was ich nicht weiß, ist, wann.«

»Und warum hast du uns das erst in letzter Minute gesagt, Vater?«, fragte Celeste, während sie nach Tristans Hand griff. »Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir alle Bescheid gewusst hätten?«

»Nein«, antwortete Faegan, indem er seinen Stuhl in die Mitte des Raums rollte.

»Und warum nicht?«, erkundigte sich Shailiha.

»Weil es besser war, dass möglichst wenige von uns Bescheid wussten«, erwiderte er. »Ihr und Tristan wart kurz davor, zur Helferlingsflotte aufzubrechen. Wenn Ihr gefangen genommen worden wäret, oder Tristan oder auch Celeste, so wäre es Wulfgar mühelos gelungen, in Euern Geist einzudringen. Dagegen hättet Ihr Euch nicht wehren können, weil Ihr nicht über die nötige Ausbildung verfügt. Deshalb haben wir Euch weder etwas über den Aufbewahrungsort der Rolle noch von der Entdeckung der Formel verraten. Und wie sich herausgestellt hat, bin ich ja selbst nicht imstande gewesen, Wulfgars Folter zu widerstehen, sodass er uns die Rolle wegnehmen konnte. Trotzdem war das immer noch besser, als ihm den Furien-Zauberspruch zu verraten.«

»Aber Ihr seid ein großes Risiko eingegangen, nicht wahr?«, gab Shailiha zurück. »Ihr hättet getötet werden können.«

»Das ist richtig«, erwiderte Faegan. »Aber Ihr dürft nicht vergessen, dass wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht wussten, ob Wulfgar überhaupt kommen beziehungsweise auf welchem Wege er kommen würde. Deshalb haben wir auch beschlossen, dass ich und Celeste hier bleiben sollten, um die Rolle zu schützen.« Er senkte den Blick und sah auf seine Hände.

»Ich möchte mich jedoch bei allen, die hier anwesend sind, entschuldigen«, sagte er leise. »Besonders allerdings bei Tristan. Wenn ich Wulfgar nicht den Aufbewahrungs-

ort der Rolle verraten hätte, wäre sie auch jetzt noch unverehrt. Aber ich habe so lange wie möglich durchgehalten, um ihn glauben zu machen, dass ich ihm außer dem Aufbewahrungsort der Rolle nichts zu verraten habe.«

»Und wie steht es mit der Rolle?«, fragte Tristan. »In welchem Zustand befindet sie sich?«

Wigg schob die Hände unter die Ärmel seines Gewandes und seufzte. »Soweit wir feststellen konnten, sind etwa zwei Fünftel der Operativa-Rolle zerstört worden«, antwortete er in traurigem Ton. »Damit dürften einige der wichtigsten Geheimnisse der Magie für immer verloren sein. Aber wir werden versuchen, das, was noch vorhanden ist, so gut es geht zu nutzen.«

»Und glaubst du, dass Wulfgar wirklich tot ist?«, fragte Abbey.

»Ja«, erwiderte der Obermagier. »Ebenso wenig kann ich mir wie Faegan vorstellen, dass jemand das hätte überleben können, ganz gleich, über welche magische Macht er oder sie verfügt. Er ist zweifellos von den Furien vernichtet worden.«

»Und was ist mit den verräterischen Konsuln, die unter seinem Befehl standen?«, fragte Shailiha. »Die bedeuten doch noch eine Gefahr für uns, oder?«

Faegan machte ein finsternes Gesicht. »Das lässt sich unmöglich sagen«, antwortete er grimmig. »Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, dass es außer denen in der Zitadelle auch noch welche in Eutrakien gibt. Durch Wulfgars Tod ist unter ihnen ein Machtvakuum entstanden, das sie möglicherweise noch gefährlicher werden lässt, als sie es zuvor schon gewesen sind. Es gibt wenige Dinge, die so unberechenbar sind wie eine Armee ohne Anführer.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann meldete sich Tyranny zu Wort. »Ich bitte um Vergebung, Tristan«, sagte sie, »aber mein Bruder wartet auf mich. Außer-

dem muss ich nach meinen Schiffen und meiner Mannschaft sehen.«

»Natürlich«, erwiderte Tristan lächelnd, »aber bevor Ihr geht, habe ich noch etwas für Euch.« Er trat zur Tür, öffnete sie und schaute in den Gang hinaus. Kurz darauf führte K'jarr sechs Helferlingskrieger in den Raum.

Tyranny sperrte den Mund auf. Die anderen schienen ebenso überrascht zu sein. Wigg runzelte die Stirn, Faegan gab ein leise gackerndes Lachen von sich.

»Wollt Ihr damit sagen ...«

»Ja«, fiel ihr Tristan ins Wort. »Ich unterstelle diese sechs Krieger Eurem Befehl. Traax hat sie selbst ausgesucht, aus einer großen Gruppe von Freiwilligen. Wie es scheint, Verehrteste, habt Ihr die Helferlinge schwer beeindruckt. Sie werden mit Euch segeln, und zwar in zwei Wochen. Aus Gründen, die ich euch später nennen werde, möchte ich nämlich, dass Ihr noch so lange mit Eurer Abreise wartet. Diese Krieger sollen alle sechs Monate gegen neue ausgetauscht werden. Ihr werdet feststellen, dass sie sich besonders gut als Kundschafter eignen.«

Tyranny, immer noch wie benommen, ging auf Tristan zu und umarmte ihn. Dann sah sie ihm ins Gesicht. »Ich weiß einfach nicht, was ich sagen soll«, stellte sie fest.

»O doch, das wisst Ihr sicher«, erwiderte er lächelnd und spuckte sich in die rechte Hand. »Abgemacht«, sagte er.

Übers ganze Gesicht grinsend, spuckte sich Tyranny ebenfalls in die rechte Hand und schlug ein. »Abgemacht«, entgegnete sie.

Tristan wandte sich den übrigen Anwesenden zu. »Und jetzt möchte ich mit meinen Magiern allein sein«, teilte er ihnen mit. Dann sah er Faegan und Wigg an und grinste breit. »Ich habe ihnen einen Vorschlag zu machen.«

Wigg zog eine Augenbraue hoch, während Faegan den Prinzen mit verschmitzter Neugier betrachtete.

Nachdem alle gegangen waren, verschränkte Wigg die Arme vor der Brust und runzelte die Stirn. »Was soll das alles?«, fragte er.

Ohne zu antworten, bat Tristan die zwei Magier, ihm auf den Balkon zu folgen. Der Prinz nahm am Balkontisch Platz, schlug seine langen Beine übereinander und schenkte sich eine Tasse Tee ein.

Dann erläuterte er ihnen seinen Plan.

VIERUNDSIEBZIGSTES KAPITEL

Während Tristan die Gänge der Festung entlangschritt, ging ihm von neuem durch den Kopf, wie einsam diese weitläufige unterirdische Anlage geworden war. Obwohl viele der Akolythinnen, die zuvor durch das Land gewandert waren, hier jetzt ein neues Zuhause gefunden hatten, war die Festung noch immer weit von der Betriebsamkeit entfernt, die früher dort geherrscht hatte. Immerhin war es ein Anfang, fand Tristan.

Zwei Wochen waren seit der Unterredung auf dem Balkon vergangen, bei der Tristan den Magiern in aller Ausführlichkeit seinen Plan dargelegt hatte, dem diese schließlich zugestimmt hatten.

Am Ende jener Unterredung war es Tristan so vorgekommen, als hätte er einen feuchten Glanz in den Augen der beiden Alten wahrgenommen. Doch unverwüstlich, wie sie nun einmal waren, hatten sie sich schnell zusammengerissen. Anschließend hatten die Magier jeden Einzelnen über Tristans Entscheidung in Kenntnis gesetzt und alle gebeten, sich an einem bestimmten Tag und zu einer ganz bestimmten Stunde in der Festung einzufinden.

Als Tristan auf die kunstvoll geschnitzte Tür zutrat, schlugen die zwei Helferlingskrieger, die, mit langen Speeren bewaffnet, links und rechts der Tür Wache standen, die Hacken zusammen. Tristan machte Halt und nickte anerkennend.

»Was ist aus den Möbeln geworden, die ich in Auftrag gegeben habe?«, fragte er.

»Ja, Gebieter«, antwortete einer der Krieger. »Die Helfer-

lingshandwerker haben sie heute Nachmittag fertig gestellt. Und vor ein paar Stunden sind sie gebracht worden.«

»Sind schon alle Teilnehmer der Sitzung anwesend?«, fragte Tristan.

»Ja, bis auf den Kommandanten Traax«, erwiderte der Krieger.

»Und wo hält er sich auf?«, wollte Tristan wissen.

»Unmittelbar hinter Euch«, sagte in diesem Augenblick Traax' Stimme. Als Tristan sich umwandte, bemerkte er, dass Traax ein Lächeln zu unterdrücken schien. »Entschuldigt, dass ich zu spät komme«, sagte Traax.

»Wo seid Ihr denn noch gewesen?«, erkundigte sich Tristan verwundert.

Traax schüttelte lächelnd den Kopf. »Es ist etwas eingetreten, um das ich mich dringend kümmern musste«, erwiderte er.

»Nämlich?«, fragte Tristan.

»Es geht um die zwei Kinder, Marcus und Rebecca.«

»Was ist mit ihnen?«

»Sie sind verschwunden. Und die dreizehntausend Kisa ebenfalls.«

Tristan riss die Augen auf. Zunächst wusste er nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Doch dann sah er das ansteckende Grinsen in Traax' Gesicht und brach in Lachen aus.

»Wie ist das passiert?«, fragte Tristan. »Und außerdem – wann?«

»Wie, das wissen wir noch nicht«, antwortete Traax. »Shawna ist natürlich außer sich, aber sie wird schon darüber hinwegkommen. Sie hatte den Krieger, der gewöhnlich auf die Kinder aufpasste, fortgeschickt, weil sie meinte, den beiden vertrauen zu können. Was ein großer Fehler war! Und was das Wann betrifft, nun, das Ganze ist irgendwann im Laufe der Nacht passiert. Ich glaube, Marcus hat das schon vor einiger Zeit geplant und wartete nur noch da-

rauf, dass Wigg seine Schwester heilen würde, damit diese zum ersten Mal in ihrem Leben ebenso schnell laufen konnte wie er!« Traax machte eine Pause und schüttelte abermals lächelnd den Kopf.

»Dreizehntausend Kisa sind eine Menge Geld«, fuhr er fort. »Aber wisst Ihr, irgendwie glaube ich, dass die beiden das auch verdient haben.«

Tristan rieb sich die Stirn und brach von neuem in Lachen aus – zum Teil, weil er Traax' Geschichte so amüsant fand, zum Teil aber auch deshalb, weil es einfach schön war, nach so langer Zeit wieder einmal herzlich zu lachen.

»Wollt Ihr, dass ich Suchtrupps ausschicke?«, fragte Traax.

»Nein, nein«, erwiderte Tristan mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ich glaube auch, dass sie es verdient haben.«

»Darf ich Euch dann um einen Gefallen bitten?«, fragte Traax.

»Um welchen denn?«

»Ich würde gern dabei sein, wenn Ihr es den Magiern mitteilt. Der Ausdruck in ihren Gesichtern wird sicher die ganzen dreizehntausend Kisa wert sein.«

Tristan lachte. »Einverstanden!«, antwortete er. »Aber vorerst bleibt die Sache noch unter uns.«

Als sich Tristan der Tür zuwandte, wurde sein Gesicht wieder ernst. »Seid Ihr nun bereit?«, fragte er Traax. »Von diesem Augenblick an werden sich viele Dinge ändern.«

»Ja, Gebieter«, erwiderte Traax, dessen Gesicht Respekt und Dankbarkeit ausdrückte. »Das war eine noble Entscheidung von Euch, und ich danke Euch von ganzem Herzen.«

Tristan nickte den beiden Kriegern zu, die daraufhin die Tür öffneten. Der Prinz und Traax traten hinein und nahmen ihre Plätze ein.

Der prächtige Tisch, den Tristan vor zwei Wochen in Auftrag gegeben hatte, wies insgesamt zehn Ecken auf. Vor jedem Abschnitt stand ein hochlehni-ger, im gleichen Stil gearbeiteter Stuhl. In die Mitte des Tisches hatte man eine Einlegearbeit eingelassen, die den Unvergleichlichen darstellte. Auf jedem Stuhl saß eine Person, die Tristan sehr am Herzen lag und die über bestimmte Talente und Fähigkeiten verfügte, die ihnen allen in Zukunft zweifellos sehr nützlich sein würden. Der Name des oder der Betroffenen war in den oberen Teil der Stuhllehne geschnitzt worden, so wie es damals beim Direktorium der Magier der Fall gewesen war. Als Tristan in die Runde blickte, wurde ihm erneut bewusst, warum er jeden Einzelnen von ihnen ausgewählt hatte.

Da waren natürlich Wigg und Faegan, als Hauptrepräsentanten der Magie. Wigg trug seinen goldenen Zeremonialdolch am Gürtel, um Faegans Hals hing der Unvergleichliche, dessen blutrote Facetten im Feuerschein des Kamins funkelten. Zwischen ihnen saß Abbey als Vertreterin der gemischtblütigen Adepten, jener geheimnisvollen Männer und Frauen, über die der Prinz nach wie vor sehr wenig wusste, obwohl er hoffte, bald mehr über sie zu erfahren. Links von Faegan saß die überwältigte Adrian aus dem Hause Brandywyne, die Wigg und Faegan ausgesucht hatten, um die Akolythinnen zu repräsentieren. Und links von ihr befand sich Traax.

Neben Traax saß Shailiha. Caprice hockte auf der Stuhllehne ihrer Herrin und öffnete und schloss gemächlich die violett-gelben Flügel. Danach kam Geldon, dessen Kenntnisse über Parthalonien nicht ihresgleichen hatten. Rechts von Tristan saß Celeste, die große Liebe seines Lebens.

Und schließlich und endlich war da auch noch Tyranny, zur Linken des Prinzen. Nach der Zerstörung der Helferlingsflotte stellte ihr kleines Geschwader von Freibeuter-

schiffen jetzt die einzige Seesteitmacht dar, über die Eutrakien verfügte.

Tristan blickte auf und nickte dem Helferling zu, der noch an der Tür wartete.

Der Krieger trat in den Gang hinaus, schloss die Tür hinter sich und bezog wieder seinen Posten.

»Auf meinen Befehl hin wurde das Direktorium aufgelöst«, sagte Tristan feierlich. »Von heute an sind wir das Konklave der Operativa.«

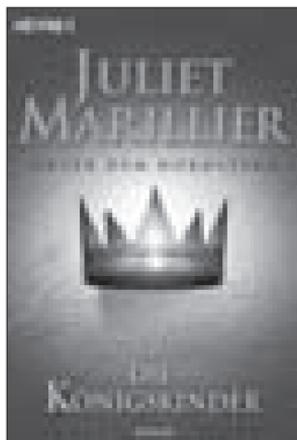
Juliet Marillier

Unter dem Nordstern

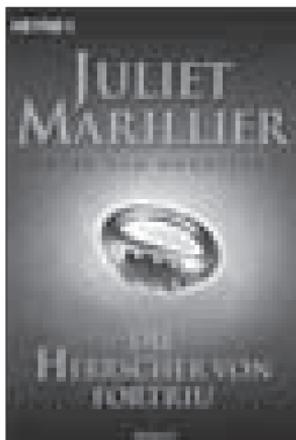
Der Bestseller-Erfolg aus den USA!

Wie einst Marion Zimmer Bradley in *Die Nebel von Avalon* vermischt Marillier alte Mythen und Legenden zu einer Geschichte um Liebe und Krieg, die an Erfindungsreichtum und erzählerischer Kraft ihresgleichen sucht.

»Es ist unmöglich, von Juliet Marillier nicht gefesselt zu sein.« *Australian Times*



978-3-453-52154-4



978-3-453-52082-0

HEYNE <